

Schweizersagen für Jung und Alt dargestellt

Heinrich Herzog



Schweizersagen.

Für Jung und Alt dargestellt

von

H. Herzog.

Zweite Sammlung.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1882.

Uns ist in alten maeren
wunders vil geseit.

Nibelungenlied.

Es ward von unsern Vätern mit Treue uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's neu;
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

A. von Chamisso.

Vorwort.

Wer das Volk in der Tiefe seiner Empfindungen, im Innersten seines Wesens, im Kerne seiner Gedanken erfassen will, der mache sich vertraut mit seinem Sagen und Dichtungen. Aller Sage Grund ist Mythus, d. h. Götterglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt. Die Sage ist so recht ein Stück Volks- und Familienerbe, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Die Sagen seiner Heimat vergißt der Mensch nie, und ruhten sie auch Jahre lang unter des Lebens Stürmen und Treiben in der Tiefe seines Geistes, wenn die Saiten zufällig einmal wieder angerührt werden, so klingt es herauf in der Erinnerung. Was die Eltern mit empfänglichem Sinne einst als eine liebliche Mitgabe empfingen, das überliefern sie von neuem dem folgenden Geschlechte. Den stillen Einfluß aber, den die Sage gerade in ethischer Beziehung ausgeübt hat und noch ausübt, zu erfassen und zu verstehen, ist nicht leicht. Der Dampf der Jetztzeit hat zwar die Nymphen von den stillen rauschenden Quellen, die nun Wasserwerke und Mühlen treiben müssen, vertrieben. Die stillen Felsengrotten bergen keine Bergmännchen mehr, die bei Nacht den braven Dorfleuten die Wiesen abmähen und die einsamen Wohnungen abgelegener Weiler beschützen; aber der tiefe, poetische Sinn, die Idee, daß Rechtschaffenheit und Tugend, treue Liebe und edle Hingebung für andere sich des Segens höherer Mächte zu er-

freuen haben, oder daß das verstockte, böse Gemüth, das dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit unerreichbar, im Stillen Böses thut, einer unbekannten Nemesis in die Hände fallen müsse, ist noch heute geblieben und es verlohnt sich wol, diese Goldkörner vergangener Zeiten, die uns in der Sage oft so lieblich nachklingen, vor die Augen des Lesers zu bringen. Die Volkssage aber will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren Duft vorenthalten. Von den Märchen und Sagen, die der Jugend und dem Volke bis auf heut gesunde Nahrung geben, wird es nicht ablassen, wie viel andere Speise man ihm vorschiebe.

Vorliegende Blütenlese von Schweizersagen ist nach ihrem Inhalte zusammengestellt worden, während die erste des Herausgebers „Schweizersagen für Jung und Alt" sie in topographischer Anordnung nach den Kantonen vorführt. Die neue Sammlung enthält keine Sage der ersten; sie mußte aber aus leicht begreiflichen Gründen wie diese die Parallelen ausschließen, wie sie auch gleich jener die Märchen unberücksichtigt gelassen hat. Dagegen wurden die einzelnen Abschnitte durch kurze wegweisende Einleitungen versehen, was wohl zu beachten ist. Das Inhaltsverzeichniß gibt über die benutzten Quellen nähern Aufschluß, was den Kennern der Sagen nicht unwillkommen sein wird.

Der strebsamen Jugend, welche Näheres über die deutsche Mythologie zu erfahren wünscht, dürfen als passende Werke genannt werden: „J. W. Wolf, Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung 1852" und „Th. Colshorn, Deutsche Mythologie für's deutsche Volk. Vorhalle zum wissenschaftlichen Studium derselben. Zweite Auflage. Hannover, C. Rümpler 1877."

Mögen die Sagen mit der Liebe gelesen und erzählt werden, mit welcher sie der Herausgeber gesammelt hat!

Inhaltsverzeichniß.

Seite

III. Hortsagen. 16

IV. Gewässer. 24

V. Steinverwandlungen. 30

VI. Pflanzen. 36

VIII. Der wilde Jäger und das wüthende Heer. 81

IX. Das Nachtvolk. 91

Seite

X. Wassergeister. 98

XI. Die Fänggen. 102

XII. Die Zwerge. 108

XIII. Die Hausgeister. 131

XIV. Riesen. 137

XV. Die Nornen. 142

XVI. Die Feen. 145

XVII. Der Teufel. 149

XVIII. Hexen und Zauberer. 159

XIX. Büßende, Spukgeister und Gespenster. . 177

XXIV. Rechtssagen. 210

XXV. Legenden. 218

XXVI. Schwänke. 225

I. Alpensagen.

Die schweizerische Volkssage weiß aufs anmuthigste von einem goldenen Zeitalter der Alpen zu berichten. Damals war noch überall auf den Alpen fruchtbare Weide, und ewiges Eis bedeckte noch nicht den schönsten Theil derselben. Frevel, von Hirten begangen, Hartherzigkeit von Alpbesitzern gegen Arme und Hilfsbedürftige, und Verwünschung der gesegneten Alp werden als Ursachen der Vergletscherung und Verwilderung der herrlichen Weide angegeben. Neben Leichtsinn und Pflichtvergessenheit stellt ferner die Sage die Hirtentreue; sie erzählt sodann von der frommen Sitte des Alpsegnens und den Folgen der Unterlassung desselben und weiß die Entstehung des Kuhreihens, des Jodelns und des Alphorns zu berichten.

1. Das goldene Zeitalter der Alpen.

Es gab eine Zeit, wo alle jene starren Felsen, Gletscher und Eismeere sonnige Triften waren, auf denen das fetteste Gras und der saftigste Klee wucherte. Keine Giftblumen waren damals vorhanden, jede Blume war dem Vieh gedeihlich, so daß die Kühe und die Ziegen dreimal des Tages gemolken werden mußten. Diese Zeit war das goldene Zeitalter der Alpen. Von ihm erzählen die Sennen und Hirten von Ormund:

Damals waren die Kühe von ungeheurer Größe; sie hatten einen solchen Ueberfluß an Milch, daß man sie in Weihern melken mußte, welche sehr bald gefüllt waren. In Nachen fuhr man aus, um den Rahm von den beträchtlichen Behältern abzuschöpfen.

Eines Morgens verrichtete ein junger, schöner Hirt diese Arbeit, da plötzlich warf ein Windstoß das Fahrzeug um und der Unglückliche ertrank. Die Jünglinge und Jungfrauen des Thales beklagten sein trauriges Ende und lange Zeit suchten sie seine Leiche, um sie zu bestatten; aber vergebens. Erst nach einigen Tagen, als man die Butter schlug, fand sie sich in der Mitte der Wellen eines schäumenden Rahms, der sich in einem Butterfasse von der Größe eines Thurmes hoch aufblähete. Da bestattete man die Leiche. Die Grabstätte aber, wo man sie beisetzte, war eine weite Höhle, von den Bienen mit Honigscheiben ausgefüllt, die so groß wie die Thore der Stadt Lausanne waren.

2. Das übersilberte Wasser.

Ehemals wußte man im Wallis von keinem Eis. An einem kalten Wintermorgen fing der Brunnentrog an zu überfrieren. Da sprach eine Tochter, die nie Eis gesehen, zu ihrem Vater: „Jez hein mer Zit danna z'gann, z'Wasser fahd an z'übersilbern."

3. Untergang der Blümlisalp.

Wo jetzt der Turtmanngletscher den Thalhintergrund mit seinen Eismassen ausfüllt, da war einst die blütenreiche „Blümlisalp" die schönste des ganzen Thales. Dort führte ein Senn mit einem Mädchen, Namens Kathrin, ein sündhaftes Leben. Der alte blinde Vater wurde abscheulich behandelt; man strich ihm sogar Kuhmist statt Butter aufs Brot.

In einer fürchterlichen Gewitternacht befahl der Senn dem armen Vater, das entfernte Vieh einzutreiben. Der Vater gehorchte, aber ohne es zu wollen, kam er immer weiter von der Alpe weg und die ganze Herde folgte ihm nach. Dann stürzten ungeheure Eismassen über die Alpe herab und begruben dieselbe mitsammt dem bösen Sennen, der Kathrin und dem kleinen schwarzen Hunde, den jener besaß.

Noch jetzt sieht man, wenn der Turtmannbach groß wird, den kleinen Hund hin und herlaufen längs des Wassers und aus den Gletscherschründen hört man rufen: „Ich und min Kathrin müssen immer und ewig auf der Blümlisalp syn!"

4. Der verlorene Berg.

Es war in alten Zeiten eine fette große Wiese auf dem Sanetsch zwischen dessen vier hohen Spitzen. Sie gehörte einem geizigen alten Weibe, das so reich war, daß man vom Berge bis in das Dorf Gsteig die ganze Straße mit ihren Käsen hätte bedecken können. Dieses Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen Bissen Käse begehrte; aber die reiche geizige Frau antwortete, sie habe keinen. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Allsogleich erbebte das Gebirge, die vier Spitzen des Sanetsch fielen herab, die Wiese wurde von Trümmern bedeckt und heißt bis auf diesen Tag zur Warnung wider Härte der verlorene Berg.

5. Die todte Alp.

Am westlichen Abhange des Davoser Schwarzhornes trägt eine Gegend den Namen die todte Alp. Dies ist die schauerlichste Einöde, die sich finden läßt. Die ganze Gemarkung erzeugt kaum einige Grashalme, die im Serpentingestein kümmerlich ihre Nahrung finden können. Auch vom Thale aus gesehen macht dieses verödete Gebiet einen bemühenden Eindruck und sticht zu grell ab gegen die benachbarten blühenden Alptriften.

Die todte Alp war vor Zeiten eine der fruchtbarsten und gesegnetsten Alpen weit umher. In ihrem ganzen Umfange sproßten die milchreichsten Kräuter, und die klarsten Quellen entsprangen in ihrem Boden. Der Reichthum an Molken, die auf dieser Alp gewonnen wurden, war seit Jahrhunderten schon bekannt.

Zu einer Zeit war dieser Alpenhang von einer jungen Sennerin bewohnt, die eines Sonntags Nachmittags zu Thal stieg, um an einem Tanze Theil zu nehmen. Wie dem Glücklichen keine Stunde schlägt, dachte auch unsere Sennerin nicht daran, von der Gesellschaft sich zu trennen, um auf die Alp zurückzukehren, und doch war die Zeit längst da, wo die Kühe des Melkens harrten. Wohl gemahnte sie die Pflicht, der Leichtsinn hielt sie aber wieder ab; sie blieb und verfluchte die gesegnete Alp mit ihren Kräutern zur Hölle, so daß Schauder und Entsetzen alle Anwesenden ergriff.

Die gottlose Verwünschung sollte alsbald in Erfüllung gehen. Fortan wuchs kein frisches Gras mehr auf der ganzen Alp; diese wurde nachgerade zur Einöde, wie sie es heute noch ist.

6. Die verwünschte Alp.

Nicht weit von der „todten Alp“ entfernt, breitet sich Sommer und Winter eine weite Schneefläche aus, tief unter der gewöhnlichen Schneegrenze. Auch hier grünte und blühte einst eine herrliche Alpentrift, auf der frohe Hirten während des Sommers ihrer Herde warteten und sorgsame Sennen die gewürzreiche Milch in goldgelbe Butter und saftige Käse verwandelten. Einst kam aber die Alp durch Erbfolge in den Besitz eines harten Mannes, dessen Herz wie von ewigem Schnee umpanzert schien. Kein Armer fand bei ihm Erbarmen, kein Leidender helfende Theilnahme, kein Schmachtender Erquickung. Und damit sich auch hier das Sprichwort erwahre: „Wie der Herr, so der Knecht,“ bestellte er Sennen und Hirten nach seinem Herzen für die Alp, die er ererbt hatte. Die Altbewährten, welche zum Segen des Besitzers hier milde gewaltet, viele Arme und Wanderer, die da vorüberzogen, freigebig erquickt und gestärkt und viele fromme Wünsche für das Gedeihen der Alp und der Herde geerntet hatten, wurden vom neuen Besitzer schnöde entlassen und für ihre Treue mit Undank belohnt. Den neuen Sennen wurde ein gewaltiger tigerartiger Hund beigegeben, damit er das Bettelvolk von der Alphütte fern halte. Derselbe war abgerichtet, auf jeden Fremden, der sich der Hütte zu nahen versuchte, loszustürmen, ihn zu Boden zu fällen und ihn zu zerfleischen, bis der rohe Senn seine Opfer genug gequält und mißhandelt hielt und durch einen schrillen Pfiff den Hund zurückbeschied.

Einst nahte sich an einem trüben und stürmischen Tage, wie solche auch im August nicht ungewöhnlich sind, eine zahlreiche arme Familie, die über das Gebirge gekommen war, der Alphütte und flehte mit eindringlichen Worten um Obdach und Erquickung für die bald einbrechende Nacht. Es waren Greise und hilflose Kinder unter ihnen, die weder die Reise fortsetzen noch das Ungestüm der Witterung länger schutzlos zu ertragen vermochten. Allein die rohen Hirten hatten für die Noth und den Jammer der armen Leute nur Hohn und Spott, aber kein Herz, das von Mitleid bewegt wurde und keine Hand, die Hilfe zu bieten bereit

gewesen wäre. Der Tigerhund, von den Alpenknechten gehetzt, fiel mit grausamer Wuth über die flehenden Armen her und zerfleischte sie in erbarmungslosester Weise, so daß mehrere unter dem Bisse seiner scharfen Zähne ihr Leben aushauchten. Herzzerreißender Jammer der Mißhandelten erfüllte die Luft und stieg zum Himmel, Hilfe und Schutz von dem erflehend, der sich auch der Armen erbarmt und ihre Dränger die gerechte Strafe erfahren läßt. Die Wenigen, welche der Mordwuth des grausamen Hundes entgingen, ergossen, als sie die unheimliche Stätte verließen, den Schmerz und die Erbitterung, die ihre Seele erfüllten, in Verwünschungen über die entmenschten Alpenknechte und über die Trift, welche das Blut ihrer Väter und Kinder getrunken. „Mögen die Wolken in dichtem Schneegestöber sich über diese Stätte entladen und Hirten, Senn und Trift unter einer unzergänglichen Schneedecke bis zum jüngsten Tage begraben!“ So sprachen die Armen in ihrem verzweifelungsvollen Schmerze und rafften ihre letzten Kräfte zusammen, um eine benachbarte wirthlichere Alphütte zu erreichen, wo ihnen das erbetene Obdach und die erflehte Erquickung willig und gerne um Gotteswillen gewährt wurde. Ueber die „verwünschte Alp“ aber tobte der Sturm mit steigendem Ungestüm, die Herden verliefen sich brüllend nach den benachbarten Alpen und nur der Tigerhund verblieb bei seinen Gebietern. Als der Morgen graute, starrte eine weite und dicke Schneedecke über die ganze Fläche hin, die Tages vorher noch im Schmucke der gewürzigen Alpenkräuter und Alpenblumen gepranget. Die Alpenhütte mit ihren ruchlosen Bewohnern war für immer unter Schnee und Eis begraben. Sommer und Winter strahlt sie eisigkalt dem Himmel entgegen, als ewiger Zeuge der Flüche, die auf der „verwünschten Alpe“ ruhen. Wenn aber im Spätherbste in den langen mondlosen Nächten die Stürme hier zu toben beginnen, da regt sich auf der schneeigen Fläche ein wildes grausenerregendes Geisterleben. Die verschütteten Alpenknechte steigen mit ihrem Tigerhunde aus dem eisigen Grabe und wiederholen ihre wilde Jagd auf die Armen, welche hilfeflehend der Hütte sich nahen wollen.

7. Das isländische Moos.

Das isländische Moos, ein Alpengewächs, hat Röhrchen und Blätter. Beide sehen verdorrt aus. Die Röhrlein dieser

Pflanzen sind ehemals voller Milch gewesen, so daß die Sennen ihre Kühe, welche das Moos gerne aßen, dreimal im Tage melken mußten. Das war ihnen oft lästig, und als die Alpleute einmal ein Fest feierten, fluchte einer von ihnen gotteslästerlich und verwünschte das allzu ergiebige Futter mit den Worten:

„Verfluchtes Gras, Muttrina und Hahnenfuß,
Daß ich dreimal im Tage melken muß!"

Am andern Tage war das Kraut verdorrt und blieb es bis auf den heutigen Tag.

Eine ähnliche Sage erzählt, daß die Kornhalme früher an jedem Gelenke Aestchen mit Aehren getrieben haben. Als die Menschen jedoch böse wurden und die Gottesgabe ohne Dank hinnahmen, ja sie muthwillig verdarben, brach Gott alle ab, bis auf das oberste, das er für die wenigen Guten noch stehen ließ.

8. Hirtentreue.

Glarus und Bünden hatten sich einstens entzweit, und es erhob sich zwischen ihnen oft Zank und Reiberei. Da sammelten sich die Glarner und unternahmen einen Raubzug gegen die Bündner. Sie kamen auf den Flimser Stein, wo sie die Sennen in die siedende Milch warfen; nur einer derselben konnte sich retten.

Als die Glarner das Vieh zusammengetrieben und mit demselben sich entfernt hatten, kroch er aus seinem Verstecke, in das er sich gerettet hatte, hervor, stieg auf eine hohe Tanne und blies in sein Horn:

„Trubina! Trubina!
's Landamma's die bru Chua
Mit der groſza Schälla
Und alls goht
Vorna duri
Dem Glarnerland zua.
Ih guga, ih guga;
Mi Guga verspringt.
Gott Vater, Gott Suhn
Zum Himmel mi bringt."

Der Senn blies so heftig in sein Horn, daß er versprang und von der Tanne herabfiel. Sein Blut rieselte wie ein Bächlein am Flimser Steine herunter, und so entstand jener rothe

Streifen an demselben. Trubina, die in Flims wohnte, die Geliebte des Sennen war und den Mahnruf desselben vernommen hatte, machte die Dorfbewohner schnell mit der schrecklichen Kunde vertraut.

Die Flimser jagten den Feinden nach und ereilten dieselben im ersten Dorfe, wo die Räuber über der Grenze im Wirthshause saßen, indeß diese das Vieh in einem Baumgarten zum Verkaufe angebunden hatten, zechten und, so lange sie das Geläute der Glocken und Schellen hörten, an keine Gefahr dachten. Als sie aber aus dem Wirthshause kamen, fanden sie im Baumgarten nur noch einen Stier, den die Bündner zurückgelassen. Diese hatten nämlich allem Vieh Glocken und Schellen abgenommen, diesem Stiere angehängt und auf diese Weise die Glarner getäuscht, aber ihr Vieh gerettet.

9. Die Alpschlacht.

Die Obwaldner und Entlebucher Hirten stritten sich um einige Weiden, aber die Obwaldner waren im Besitz und trieben ihr Vieh darauf. Weil sie etwa von ihren muthigen Gegnern einen Ueberfall besorgten, stellten sie Wächter zu ihrer Herde. Die geschwinden und feinen Entlebucher dachten auf einen Streich; nachdem sie sich eine Zeit lang still und ruhig verhalten hatten und die treuherzigen Obwaldner wenig Böses ahnten, sondern statt Wache zu haben, sich die Langeweile mit Spielen verkürzten, schlichen kühne Entlebucher Hirten auf die schlecht bewachte Trift, banden dem Vieh ganz leise die klingenden Schellen ab und führten den Raub eilig zur Seite. Einer aus ihnen mußte zurückbleiben und so lange mit den Kühglocken läuten, bis die Räuber vor aller Gefahr sicher wären. Er thats, warf dann all den Klumpen von Schellen auf den Boden und sprang unter Hohngelächter mit überflügelnden Schritten fort. Die Obwaldner horchten auf und sahen das Unglück. Sie wollten sich rächen, sammelten bald einen Haufen Volk und überfielen jählings die Entlebucher, welche sich aber darauf vorbereitet hatten. Die Obwaldner wetzten ihren Schimpf nicht aus, sondern wurden noch dazu geschlagen; das ihnen damals abgewonnene Fähnlein bewahren die Entlebucher noch heutiges Tages in ihrer Heimlichkeit (einem alten Thurme im Dorfe Schüpfen) und der Ort, wo das kleine Gefecht sich ereignete, wird auch diesen Augenblick noch immer die Alpschlacht genannt.

10. Das Alp-Segnen.

In der Malanser Alp Tarnuz im Vättiser Thale waren gar fromme Sennen, die allabendlich über das ihnen anvertraute Vieh einen Segensspruch thaten. Nun hatte aber der Obersenn einen Lieblingsschimmel, eine weißgraue Kuh, die er eines Abends streichelte und dann auf einen besonders guten Weideplatz führte, indeß das übrige Vieh des Segensspruches wegen um die Sennhütte herum versammelt wurde. Der Senn gedachte den Schimmel allein und besonders zu segnen.

Als nun die Sennen sagten: „Gott b'hüet is d's Veh in dunkler Nacht, halt' selber üf'ra Berga Wacht!" zog eben eine Wolke den Berg herauf, die Sturm und Gewitter mit sich brachte. Das schaffte den Alpknechten große Noth und Arbeit, so daß der Obersenn darüber vergaß, den Segensspruch über den Schimmel auszusprechen. Indessen kam der Schimmel von seinem Weideplatze heim und wurde mit dem andern Vieh in den Stall gebracht.

Es blitzte und donnerte die ganze Nacht hindurch, und der Sturm rüttelte und schüttelte an der morschen Alphütte. Am Morgen trafen die Aelpler alles Vieh gesund und wohlbehalten an, außer dem Schimmel, der war vom Blitze erschlagen, worüber der Obersenn so sich grämte, daß er am gleichen Tage die Alp verließ und nie wiederkehrte.

11. Wie einer das Jauchzen lernte.

Es war im Entlebuch üblich, wenn man die Kühe ab den Alpen that, die Pferde noch dort weiden zu lassen. Ein mal sollte ein Senn solche Pferde heimholen. Beim Suchen verspätet, mußte er in der Hütte übernachten. Er erwachte aus dem Schlafe und sah Zwerge fröhlich käsen. Sie grüßten ihn und sagten, daß die Milch, welche die Sennen verschütteten, ihnen zu gut komme, wenn der Verschüttende sage: „In Gottes Namen;" fluche er aber, sei sie verloren. Dann gaben sie ihm von der herrlichen Kuhmilch, führten ihm zwei Pferde vor und ließen ihm die Wahl, ob er lernen wolle singen, flöten, das Waldhorn spielen oder jauchzen. Er wünschte nur schön jauchzen zu können und das lehrten sie ihn so schön, daß ihm, als er auf dem Heimwege jauchzte, alle Thalbewohner folgten, so ausgezeichnet machte ers.

12. Entstehung des Alpenhorns.

Sonst wenn der Frühling mit der Schalmei und mit dem Blumenkorb durch Berg und Thal wanderte, und die frohen Sennen ihre Herden wieder zu Berge getrieben hatten, vernahm man fast jeden Morgen ab der Wengenalp die melodischen Töne zweier Alpenhörner, jetzt aber weckt selten ein solches Instrument das Echo der Felsen.

Dort, auf der Wengenalp, hirtete nämlich in alten Zeiten ein wunderschöner Jüngling, welcher die Alpenhörner erfunden haben soll. Das erste Alphorn, welches seine geschickte Hand verfertigte, schenkte er seiner Geliebten, einer Sennerin, die nicht sehr weit von ihm auf einer Alp hütete und das Horn gar bald mit großer Fertigkeit blasen lernte.

Früh morgens, wenn die Sonne mit ihren Purpurstrahlen die Firnen vergoldete, folgte der Hirt seinen Kühen auf die Weide, setzte sich dann ins Grüne, oder lehnte mit dem Rücken an einen Felsen und blies ein lustiges Stücklein auf seinem Alphorn.

Bald erschien dann gegenüber auf der andern Alp des Jünglings Geliebte mit ihrem Sennthum und blies zur Beantwortung gleichfalls ein Stücklein. Bald bliesen sie zusammen zweistimmig ein Lied, bald hörte man wieder ein liebliches Solo. So unterhielten sich die zwei Liebenden manche Stunde miteinander und theilte eines dem andern seine Gedanken durch Alpentöne mit. Zwei Frühlinge brachten sie in solchem Liebesgespräche zu, aber der dritte sollte sie aufs innigste mit einander verbinden; so hatten sies unter sich verabredet.

Der dritte Frühling kam; die Triften der Berge schmückten sich mit den herrlichen Blumen. Die Sennen hatten ihre stillen Thäler auch wieder verlassen und jauchzten frohe Lieder auf den Höhen. Da erschien auf der Wengenalp der Jüngling wieder mit seinem Alphorn und blies einen lustigen Reigen, aber seine Geliebte antwortete nicht; er blies zum zweiten male und wiederum vernahm er keine Antwort; er blies zum dritten male und nun klang es in sanften Alpentönen zu ihm herüber:

„Im Frithof han myn Platz ich g'non,
O möchtist bal doch zu mir chon!"
(In dem Friedhof hab' ich meinen Platz genommen,
Möchtest du doch auch bald zu mir kommen!)

Als der Hirt dieses hörte, wurde er über alle Maßen traurig; Schmerz und Wehmuth durchzuckten seine Brust. Er nahm das Alphorn, aus welchem er früher so liebliche Melodien gelockt, und schlugs an einen Felsen, daß es in Stücke zerfuhr; seine friedliche Herde verließ er alsobald und wählte seinen Aufenthalt im wildesten Gebirge. Dort endigte er bald sein Leben, aber niemand will wissen, auf welche Art und Weise dieses geschehen sei.

Die Alphörner aber wußte lange Zeit hindurch niemand mehr zu verfertigen.

II. Untergangene Orte.

Die Verschüttung oder der Untergang von Städten und Dörfern erscheinen in der Volkssage gleichwie die Vergletscherung der Alpen als Gottesgerichte, während es anderwärts bei Uhlands Worten bleibt: „Verschwunden und vergessen, das ist des Sängers Fluch.“ In den Märchen versinken ganze Königreiche und steigen bei der Erlösung oder bei den Sonnenwenden wieder ans Tageslicht; in der Sage dagegen erheben sich die verschütteten Orte nicht mehr, wohl aber erscheinen bei einzelnen zu gewissen Zeiten und Stunden Jungfrauen, oder es zeigen sich Schlangen, welche ihre goldenen Kronen ins Gras legen.

13. Untergang der Stadt Roll.

Am rechten Ufer des Thunersees, in der Nähe von Ralligen, lag im Alterthum die Stadt Roll, groß und reich, am Fuße der jähen Ralligstöcke. Die Bewohner darin waren stolz und übermüthig und lebten in Saus und Braus.

In dieselbe kam eines Abends ein Zwerglein und bat um Nachtherberge. Es wollte ihn aber niemand aufnehmen, außer den Bewohnern eines abgelegenen Häuschens. Diesen sagte er den Untergang der Stadt und ihre eigene Rettung voraus. Dann erscholl oben von der Fluh, den Ralligstöcken, ein lauter Ruf:

Stadt Roll, zieh us mit dinem Volch!
Die spitze Flueh ist g'spalten:
Schlegel und Weggen si g'halte (sind versorgt),
D' Stadt Roll muß unter ga.

Die übermüthigen Bürger achteten des dreimaligen Rufes nicht; aber in der Nacht stürzte die Fluh herunter und deckte

die Stadt zu, nur das Häuschen nicht, welches den Zwerg aufgenommen hatte, und an dessen Stelle jetzt das Ralligschloß steht, in dessen unterstem Stockwerke zu Zeiten drei Jungfrauen in seidenen Gewändern durch die Gänge schreiten und dann verschwinden.

14. Die Stadt Werdenberg.

Nach der Sage war das Städtchen Werdenberg einst eine schöne und große Stadt, die bis ins Feldrietli oder gegen Sevelen hin reichte. Das Schloß des Grafen stand auf dem Ilgenstein ob Altendorf. Als eine schöne, aber gottlose Gattin übel lebte, und nach ihrem Beispiel alles Volk, lagerten schwarze Wolken drüben her, fiel der Regen in Strömen und in einer Nacht versanken Stadt und Schloß und Leute, wovon der jetzige See mit seinen bodenlosen Sümpfen und das Feldrietli noch zeugen. Im See wollten Gläubige Thurmspitzen gewahren. Die Gräfin aber haust noch jetzt unten als große Schlange mit goldener Krone und goldenen Schlüsseln. Meist hält sie sich auf dem Sonnenbüchel auf, in den schönen Buchenwäldern ob Altendorf; aber alltäglich kommt sie ins Feldrietli, wo sie aus einem Brünnlein trinkt und Schlüssel und Krone dabei ins Gras legt. Mancher hätte letztere gern erbeutet, und einer ritt einst deshalb ins Feldrietli, wo er neben der Quelle ein weißes Tuch ins Gras breitete. Als die Schlange ihren Schmuck darauf legte, entriß der Gierige das Tuch und sprengte fort; aber die Schlange schoß ihm pfeilschnell nach, daß er froh war, den Fang wieder fahren zu lassen.

15. Die Stadt Wolfsnest.

An der Stelle des jetzigen Steigwaldes oberhalb Mayenfeld ist vor Zeiten die große Stadt Wolfsnest gestanden, in der aber der sinnloseste Luxus herrschte und eine grenzenlose Gottlosigkeit die Bewohner ihrem Verderben entgegenführte. Der Untergang der Stadt Wolfsnest geschah durch eine Ueberrüfung. Ganz oben am Fuße des Falkniß war nämlich ein See. Die Wasser desselben brachen sich einen Ausgang aus ihrem Bett und wälzten sich, mit Steinen und anderem Geschiebe untermischt, den Berghang hinunter der unglücklichen Stadt entgegen. Wolfsnest

wurde sammt und sonders vom Wasser und vom Gerölle theils weggeschwemmt, theils zugedeckt, so daß kein lebendes Wesen mehr übrig blieb.

16. Untergang von Groß-Ernen.

Vor vielen und vielen Jahren war Groß-Ernen ein stattliches Dorf in der Gegend bei Viesch. Die Bewohner waren lieblos, hartherzig und bös; darum wollte sie der liebe Herrgott strafen zum warnenden Beispiele für andere Menschen. Bevor jedoch der Himmel seine Strafgerichte losließ, wollte er die Bewohner des bösen Dorfes noch einmal auf die Probe stellen. Er sandte deshalb zwölf Engel in Gestalt armer Leute ins Dorf, die an allen Thüren vergebens um Einlaß baten. Ja man beschimpfte sie sogar von den Fenstern herab und jagte sie mit Steinen aus dem Dorfe. Bei einer armen Wittwe aber außerhalb des Ortes fanden die Fremden bereitwillig Einlaß und Nachtherberge.

Da ward nun freilich das Maß über das böse Dorf voll. Ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner entlud sich in das Gebirge, welches gelockert unter schrecklichem Krachen zu Thal stürzte und Groß-Ernen mit Mann und Maus verschüttete. Das Dorf lag im sogenannten Lauwili. Nur das Haus und die Wiese der barmherzigen Wittwe blieben verschont, wie sie noch können gesehen werden.

17. Die Rüfe.

Wenn man über den hohen Gebirgspaß Bernina nach Puschlav wandert, so gelangt man am südlichen Bergabhang nicht weit oberhalb Pischiadello an eine Stelle, wo in alter Zeit ein Dörfchen, Namens Zarera, stund. Man nennt den Ort die Rüfe; von Gebäulichkeiten sind keine Spuren mehr zu finden. Die Einwohner von Zarera waren böse, gottlose Leute, welche sich von den Säumern und andern Reisenden, die mit ihren Pferden dort durchzogen und einkehrten, auf unredliche Weise bereicherten. Da sah man einst zur Nachtzeit eine Jungfrau auf einem Schimmel um das Dorf herumreiten und hörte, wie sie laut die Einwohner von Zarera warnte und ihnen zurief Buße zu thun. Die Zarerer aber blieben bei ihrer verdorbenen Gesinnungsart und da erging über sie ein großes Strafgericht.

Es sammelten sich dichte, schwarze Wolken am Himmel, der Blitz zuckte, der Donner rollte, der Regen fiel in Strömen. Die Bergbäche schwollen an und rissen die gewaltigsten Baumstämme und Felsblöcke mit sich fort. Es war eine schauerliche Nacht, da jedermann sich bekreuzte, und als der Morgen graute, war Zarera nicht mehr. Alle Einwohner haben den Tod in den Fluten und unter den Trümmern gefunden. Einzig eine alte Mutter und ihre Tochter blieben verschont. Sie machten eine Ausnahme von den übrigen, waren gottesfürchtig und freuten sich, wenn sie ihren Nächsten und den Reisenden dienen konnten. Ein Windstoß trieb sie fort bis außer den Bereich der angeschwollenen Rüfe und sie blieben am Leben.

18. Das Dorf Flüelen.

Wo am Axenberg der Milchbach herab stäubt, lag einst ein armes Dörfchen. Hier wohnte ein altes Mütterchen, das wegen seiner Weisheit in hohem Ansehen stand. Einmal nahm sie eine seltsame Arbeit vor, sie schliß ihr Holzhäuschen zusammen und ließ die Balken weiter gegen Altorf hinein, an das Flüeli nahe beim Südende des Sees schaffen. Die andern Leute munterte sie auf, gleiches zu thun, was die einen, weil ihnen die Frau als Prophetin galt, wirklich thaten. Sie bereuten es nicht, wohl aber die Zurückgebliebenen, welchen der Bergschutt ein jammervolles Grab bereitete.

19. Das versunkene Kloster.

Auf dem Wolfsberge im Lande Zug stand, wie die Sage erzählt, in uralter Zeit ein Kloster; plötzlich aber verschwand es spurlos. Doch vernahm man noch lange nachher von Zeit zu Zeit das Läuten der Horaglocke, welche von der Höhe in feierlichen Tönen zu Thal schallte. Ein Bauernknecht von Menzingen hörte einmal auch den Glockenklang und als er auf die Spitze des Berges kam, sah er dort ein hellpolirtes, viereckiges Marmorkreuz. Neugierig betastete er es, und plötzlich stand ein herrliches Klostergebäude im gothischen Stil mit zwei hohen Thürmen da. Ein bleicher Bernhardinermönch trat heraus und winkte ihm zu folgen. Nachdem er eine lange Halle durchschritten, kam er in den hohen Dom, der von mildem Dämmerschein schwach

erhellt war. Ein schwarzer Vorhang trennte den Chor von dem Schiff, rollte sich aber langsam in die Höhe, sobald der Mönch seinen Saum berührte. In jedem der reich verzierten Chorstühle, welche den prächtigen Hochaltar umgaben, saß ein schlafender Mönch und auf einem erhöhten Thronsitze, zu dem mit Goldstoffen belegte Stufen führten, schlummerte unter reichem Baldachin der greise Abt, angethan mit dem priesterlichen Gewande, die Inful mit der auf dem Schoße ruhenden Rechten haltend. Der Mönch schritt mit dem Bauernknecht gerade zum Thronsitz hin. Da schlug der Greis langsam die Augen auf, erhob sich mit gebietender Hoheit, wandte das schneebleiche Antlitz dem Möche zu und fragte mit tiefer Grabesstimme: „Welche Zeit ist draußen?" Der Knecht meinte in seiner Verwirrung, ihm gelte die Frage. Schnell erwiderte er: „Es wird halb fünf sein, gnädiger Herr!" Da brauste ein Sturm durch die weite Halle und in demselben Augenblicke verschwanden Kirche, Abt und Mönch und sah sich der Menzinger auf einem großen Stein am Wege sitzen. Hätte er geschwiegen, fügen die Erzähler im Dorfe hinzu, so hätte er wunderbare Dinge erfahren und vielleicht auch ein reicher Mann werden können.

III. Hortsagen.

Es gibt wohl wenige Orte, an welchen das Volk nicht von verborgenen Schätzen zu erzählen weiß. Dieselben haben vielfach mit der Zeit einen geschichtlichen Ursprung erhalten und erscheinen an gewisse Personen und Orte geknüpft. Den Hort hüten Schlangen, Drachen oder scheußliche Hunde und Kröten. Wer ihn heben will, muß rein sein; denn an seine Hebung ist oft die Erlösung der weißen Jungfrau geknüpft. Ferner muß es unberufen geschehen, es darf nicht dabei gesprochen werden, sonst versinkt der Schatz augenblicklich.

Die Sage faßt den Schatz einer Blume gleich auf. Er ist gleichsam in die Erde gesäet und rückt jedes Jahr der Oberfläche näher. Wenn er sie fast erreicht hat, zeigt sich ein Flämmchen an der Erde, das heißt im Volke: der Schatz blüht. Ist er oben, liegt er bloß da, dann sagt man, er sei zeitig, versinkt er ungehoben, er verblühe. So bringt auch eine Blume in des Schatzes Besitz; sie sprengt die Wände der Berge, in denen er ruht; sie ist der Schlüssel zum Schatze. Solcher Blumen eine trägt daher den Namen Schlüsselblume. Statt der Blume dient in andern Sagen die Springwurzel, so genannt, weil alle Schlösser vor ihr aufspringen. Ein anderes Mittel, in die Erde entrückte Schätze aufzuspüren und zu erwerben, ist die Wünschelruthe, die Ruthe oder Gerte, durch die man in des Wunsches Besitz kommt, d. i. alles irdischen Heils theilhaftig wird.

20. Das Fräulein von Aigremont.

Vor alten Zeiten war der strenge und übermüthige Herr von Aigremont in einer Fehde mit den Wallisern begriffen. Seine Tochter, die nicht sehr beherzt gewesen zu sein scheint, fürchtete einen Ueberfall der Burg. Sie sammelte ihre Ringe, Ketten und Juwelen, that sie nebst ihrem Spargelde in ein kleines, wohlverschlossenes Kästchen von Eisen, trug es an das Ufer des grünen Sees, stieg in einen Nachen, mit dem sie bis in die Mitte desselben schiffte, und senkte ihren Schatz in das tiefe Gewässer. Unbemerkt kam sie wieder in ihr stilles Kämmerlein zurück; denn es war beinahe ganz dunkel, als sie dies that, nur hin und wieder blickte der Mond blaß durch schwarze Wolken hervor, wenn sie ob des Windes Toben in ihrem schnellen Fluge sich zerrissen. Man hat dort lange und oft nachgesucht, aber leider das eiserne Kästchen mit seinem reichen Inhalte bis auf den heutigen Tag nicht entdecken und vom Grunde des Sees heraus fischen können.

Hin und wieder sieht man, besonders an jedem Quatemberabend, das Fräulein von Aigremont, zumal wenn der Mond mit seinem Silberlichte das Thal matt beleuchtet, an den Ufern des grünen Sees wie im Schatten daher schleichen, wahrscheinlich um ihren Schatz zu hüten, obschon sie ihn nicht brauchen kann. Die Nachtwandlerin ist gerade so gekleidet, wie die braven Weiber von Ober- und Unter-Ormund.

21. Die Felsenjungfrau im Simmenthal.

Ein Berner Oberländer hatte allzufrüh schon sich um sein Lieseli umgeschaut, konnte sie nicht gleich zum Weibe bekommen und that nun sterbensverliebt und todesbetrübt. Um sich ein wenig zu zerstreuen, lief er zu Berg nach den Kühen auf der Weide. Als er zum Brunnen auf der untern Staffel gestiegen war, sah er neben der Fluh einen altrostigen Schlüssel liegen. Im Felsen gewahrte er auch bald ein Schlüsselloch, steckt an und dreht, die Wand öffnet sich und läßt ihn durch den Felsgang der Reihe nach in zwei große Gemächer. Im zweiten versperrt ein herabhängender Stein den Weg, doch mit Noth kann man drunter wegkriechen. Da dies gethan ist, erhebt sich eine Stimme: „Unglücklicher, vollende dein Vorhaben, geh auch ins dritte Ge-

mach!“ Er thuts und schreitet in einen neuen Saal hinein. Hier sitzt eine Jungfrau, alterthümlich gekleidet, einen Hafen voll Gold zu Füßen, neben sich an der Wand eine goldene Glocke. Sie sei hier auf so lange verwünscht, sagt sie ihm, bis ein Erlöser komme, nun habe er die freie Wahl zwischen zwei Gaben. Entweder könne er diese Glocke, oder diesen Goldhafen mit sich nehmen, wähle er aber sie selbst, so bekomme er die zwei andern Schätze mit drein. Der Bursche denkt einen Augenblick an sein Lieseli und schwankt, zuletzt nimmt er die goldene Glocke von der Wand. Während ihn die Jungfrau mit Klagen überhäufen will, entflieht er durch die Gänge, und hinter ihm wirft sich die Thüre wieder zu, daß die Bergwand bebt. Jetzt steigt er nicht mehr weiter bergauf zu den Weidkühen, sondern hinunter ins Thal zum Lieseli; wenn er ihr die Goldglocke bringt, eine goldene Glocke zur Alpfahrt, so wird sie ihn ohne Umstände heiraten. Aber da er zur Liebsten kommt, hat die ihn längst vergessen, hat längst einen andern lieb gewonnen und hat den geheiratet. Was soll der Bursche nun machen? Ruhelos geht er nun weiter, denkt immer an die Felsenjungfrau, die ihn mit dem ersten Worte schon ein Unglückskind geheißen hatte, und nun erst möchte er Schlüssel und Schlüsselloch an der Bergwand wieder finden, um es diesmal gescheiter zu machen. Er steigt mit seiner Goldglocke zur Alpe und läutet auf allen Matten und Staffeln. Dies ist aber alles vergebens; er kommt darüber immer tiefer in die allerwildesten Berge hinein. Endlich erreicht er einmal Abends wieder eine Alphütte; vor der Thüre spaltet ein steingrauer Mann eben Holz. Hier möchte er übernachten; er bittet ihn flehentlich darum und erzählt sein betrübtes Schicksal. Aber dieser Alte ist nichts weniger als gerührt; kaum hat er den Hergang zu Ende gehört, so jagt er den Burschen auf der Stelle davon. „Die Felsenjungfrau,“ ruft er erzürnt, „ist meine eigene Tochter, nun muß sie wiederum in langen Fristen auf den Erlöser warten!“

22. Das verwunschene Fräulein in Gerunda.

In den verschlossenen unterirdischen Gewölben von Gerunda sitzt neben ungeheuern Schätzen eine wunderschöne Jungfrau. Sie wurde vor Zeiten von ihrem Vater verwünscht, diese Schätze zu bewachen. Nur alle Jahrzehend, am Ostermorgen, kommt sie herauf zu einer Quelle, die nur dann fließt, und wäscht und

kämmt sich an derselben. Dann allein kann sie erlöst werden. Bietet sich hiezu jemand an, so verwandelt sie sich in drei grause Ungethüme: erst in eine Kröte, dann in eine Schlange, zuletzt in einen Löwen. Wer diese Ungethüme in den Schlund küssen darf, erlöst das Fräulein. Noch aber harrt sie der Erlösung; denn niemand wagte bisher solche Küsse.

Ein Vater mit seinen zwei Söhnen traf einst die Jungfrau am Brünnlein. Die drei Männer versprachen, sie zu erlösen. Das Fräulein erklärte denselben die Bedingungen, verhieß ihnen reiche Schätze im Falle der Erlösung, aber auch schrecklichen Fluch, wenn sie zurückweichen sollten. Die drei versprachen standzuhalten, komme was da wolle, und die Jungfrau begann ihre Verwandlungen.

Zuerst hüpfte sie als Kröte herum; die war aber so garstig, daß den Männern alsbald der Muth entfiel. Noch mehr graute ihnen vor der Schlange, welche sie schon von weitem mit ihrem langen stachlichen Schnauzbarte stach. Als aber der Löwe mit weitgeöffnetem blutrothem Rachen in mächtigen Sätzen daher sprang, da wandten sich alle drei und liefen so schnell sie konnten.

Das Fräulein aber schleuderte ihnen schrecklichen Fluch nach, und dieser lastet noch auf ihrer Nachkommenschaft bis ins neunte Glied.

23. Die Schatzhüterin von Fracstein.

Unweit vom Felsenbach, wo von der Prätigauer Landstraße ein Sträßchen nach Malans abzweigt, wanderte einst auf letzterem an einem dunkeln Abend ein Bürger von Malans seinem heimatlichen Dorfe zu.

Plötzlich stand eine wunderschöne, weiß gekleidete Jungfrau vor ihm und sagte zur großen Beruhigung des erschrockenen Mannes zu ihm, daß er sich vor ihr nicht zu fürchten habe. Ihr Vater habe bei seinen Lebzeiten oft ungerechter Weise große Reichthümer sich erworben und dieselben im nahen Schlosse Fracstein vergraben; sie aber, die unschuldige Tochter, müsse als Sühne für des Vaters Verbrechen den Schatz hüten, bis sie erlöst und der Schatz gehoben werde. Wenn er sie erlösen wolle, so soll er heute um Mitternacht wieder auf dieser Stelle sein; statt ihrer werde aber eine grünliche Schlange herkommen,

die ihm Gefahr und Verderben drohe, mit einem Schlüsselbunde am Halse. Gelinge es ihm, ihr diesen Schlüsselring abzuziehen, so sei sie erlöst und er Besitzer aller Schätze, die sie bisher gehütet habe, wo nicht, so könne sie erst in hundert Jahren wieder erlöst werden, er aber sei dann auch verloren. Von der Begierde nach Reichthum, sowie von der anmuthigen Erscheinung gefesselt und getrieben, versprach er, sich zu stellen und die Aufgabe zu lösen.

Gegen Mitternacht stand der Malanser richtig an der bezeichneten Stelle und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mit dem letzten Glockenschlage der zwölften Stunde vernahm er ein Krachen und Poltern in den nahen Felsen, und bald bewegte sich ein scheußliches, schnaubendes Ungethüm gegen ihn, das einen Schlüsselbund am Halse trug. Er bot all seinen Muth auf, um sein Versprechen zu lösen, und hatte schon dreimal den Schlüsselbund mit den Händen erfaßt, aber eben so oft ließ er ihn auch wieder los. Mit dumpfem Wuthgebrüll stürzte sich jetzt das Ungethüm gegen den Bach hinunter, und bald war wieder alles stille und ruhig. Todtenbleich wankte der Mann in sein Dorf zurück, erzählte dort das Vorgefallene und war schon am dritten Tage eine Leiche.

24. Der Schatz in den Auen.

In den untern Auen hinter Schwende sprudelt eine reiche Quelle, einem Bache gleich, aus dem Felsen hervor. Darauf zu kamen an einem Karfreitage drei Sennen, unter welchen einer ein Fronfastenkind war, vom Alpsiegel herab. Als sie nun an der Quelle vorbei gehen wollten, sah das Fronfastenkind neben einem Felsblock eine wunderschöne Jungfrau, die saß auf einem Sennenkessel, der mit Geld gefüllt war. Er wies seine Begleiter darauf hin, allein die sahen nichts. Er ging aber muthig auf die Jungfrau zu, die ihn mit so holdseliger Freundlichkeit empfing, daß er es nach einer Weile wagte, sie zu fragen, ob sie nicht sein Weib werden möchte. Sie willigte ein und versprach ihm als Mitgift den reichen Schatz, den sie hüte, unter der Bedingung, daß er sie am Samstag nach Ostern an dieser Quelle abhole. Zur Sicherheit aber soll er einen Kapuziner mitnehmen; denn sobald er die Auen betrete, werde ein fürchterliches Sausen, Rauschen, Donnern und Blitzen entstehen.

Von dem allen aber dürfe er sich nicht erschrecken lassen, müsse muthig vorwärts dringen und um alles nicht zurücksehen, möge auch geschehen, was immer wolle; denn von diesem nicht Zurücksehen hange sein Glück ab. Als er nun gehen wollte, ermahnte sie ihn, wol zu bedenken, was er thue; doch wenn er komme, sei sie erlöst, sonst aber müsse sie noch hundert Jahre als Geist hier einsam trauernd wohnen.

Er schwur ihr treu zu bleiben und ging mit dem festen Vorsatze, sie zu erlösen, heim. Der kühne Jüngling, der von Liebe zu dem schönen Frauenbilde entbrannt war, doch zugleich auch allzusehr verlangend nach ihrem reichen Schatze, konnte kaum die Stunde des Wiedersehens erwarten. Immer überlegte er, ob nicht das Geld allein sein Eigenthum werden könne, ohne daß er es mit einem andern, der ihm helfe, theilen müsse, und als der achte Tag am Himmel graute, kam er zu dem Entschluß, das Wagestück ohne einen Kapuziner zu bestehen. Er machte sich auch wirklich allein auf den Weg. Bald aber sah er, wie im Gebirge Blitze zuckten und hörte, wie in der Ferne dumpf die Donner rollten; doch blieb er unerschrocken. Allein je näher dem Ziele, je furchtbarer begann es zu rauschen und zu sausen. Es graute ihm wol, doch blieb er standhaft und wankte Schritt für Schritt vorwärts. Da plötzlich krachte es; er glaubte hinter seinem Rücken rolle ein mächtiges Felsenstück den Berg hinunter und drohe ihn zu zermalmen. Er erschrak und sah zurück — da that der Erdboden sich auf und ein grausiger Schlund verschlang den verwegenen Mann.

Noch bis vor wenigen Jahren hörte man an jedem Karfreitage die Jungfrau wehklagen und den Sennen am Samstage nach Ostern zauren (jauchzen).

25. Der Schatz im Berge.

In einem Berge am Gerzensee liegen viele reiche Schätze verborgen. Alle diese Schätze sind auf einem großen, vierrädrigen Wagen geladen, dessen Rasseln und Knarren man zu gewissen Zeiten ganz deutlich vernehmen kann. Wer aber den Schatz sich zu eigen machen will, muß am Ostertag um Mitternacht sich an jenem Berge mit Roß und Rind einfinden. Denn zu dieser Zeit rückt die Deichsel des Wagens aus der Wand des Hügels her-

aus, und wer, ehe eine Stunde um, die Thiere anspannen und den Wagen nur eine kleine Strecke herausbringen kann, dem gehört er von diesem Augenblick sammt allen Schätzen darauf an. Wird aber dabei auch nur ein einziges Wort gesprochen, so fährt der Wagen prasselnd in den Berg wieder zurück und dem unvorsichtigen Schwätzer droht sonst noch viel Unheil und Schaden.

Die Aussicht, so mit einem Schlage großen Reichthum zu erlangen, hatte trotz der damit verbundenen Gefahr, einst einen Bauer verlockt, das Wagniß zu unternehmen. Dazu hatte er sich zu seinen zwei Rossen, die er schon besaß, noch zwei andere, junge, feurige Thiere, sowie vier kräftige Rinder angeschafft und sich mit neuem, starkem und festem Riemenzeug, Ketten und Seilen versorgt. So ausgerüstet, begab er sich in der Gesellschaft eines Geisterbanners in der nächsten Osternacht nach dem Hügel, wo der Wagen mit dem Schatz liegen sollte. Dort angelangt, konnte er kaum das Herannahen der Mitternacht erwarten. Da endlich schlug es zwölf. Ein Krachen, das vom Abhange des Hügels ausging, folgte dem letzten Glockenschlag, und eine Deichsel, drei Spannen dick, an der Spitze wie Schwefelfeuer leuchtend, sauste mit Pfeilesschnelle, zwischen dem Bauer und dem Geisterbanner durch, aus der Erde heraus. Obschon erschrocken, sprangen die Männer doch hastig auf sie zu. Schnell waren die Thiere angespannt und von kräftigen Peitschenhieben angespornt zogen sie dampfend an. Ihrer vereinten Kraft konnte die Last nicht widerstehen; sie setzte sich in Bewegung. Ein Ruck und noch ein Ruck, die Erde klaffte immer mehr und mehr, schon sah man die Vorderräder des Wagens, schon den goldenen Glanz der auf ihm aufgeschichteten Reichthümer, schon rückten die Hinterräder nach, in deren Speichen die Schatzgräber jetzt helfend eingriffen — da rief der Bauer, den Bann des Stillschweigens brechend, triumphirend aus: „Hoho, jetzt haben wir ihn bald!" Dies aber kaum gesagt, so erfolgte ein Donnerkrach; von unsichtbaren Geisterhänden erfaßt ward der vorlaute Schwätzer weit hinweggeschleudert, daß er sinnlos zu Boden fiel; der Wagen aber fuhr unter schrecklichem Gerassel sammt dem Geisterbanner, Roß und Rindern im Nu in den Hügel zurück, der sich hinter ihm augenblicklich wieder schloß. Erst am andern Morgen erwachte der Bauer aus seiner Ohnmacht. Der Verlust der Thiere, wohl auch die ausgestandene Angst und der Schrecken hatten ihn jedoch

so arg mitgenommen, daß er später irrsinnig ward und als Selbstmörder sein Leben endete.

26. Der Schatz auf Ehrenfels.

Ein gar armer Mann von Sils war genöthigt, bei seinem Hause eine Mauer aufführen zu lassen. Er erhielt Erlaubniß, die bei der Ruine des Schlosses Ehrenfels herumliegenden und herrenlosen Steine dazu zu verwenden. So ging er denn hinauf und nahm einen großen Stein weg, um ihn in den Weg zu rollen; dieser Stein verschloß eine Oeffnung, welche in das Innere der Burg führte.

Der Mann stieg durch die Oeffnung und gelangte in einen geräumigen Keller. Dort fand er einen großen hölzernen Trog eingemauert, in welchem viele flachgedrückte Haselnüsse sich sehen ließen, die aber alle durchlöchert waren. Er besah sich diese Haselnüsse, und weil er zu Hause sieben Kinder hatte, nahm er sich einige davon für dieselben mit. Daheim angelangt, griff er nach den Haselnüssen, um sie den Kleinen zu geben; aber statt der Haselnüsse fand er Goldstücke in der Tasche. Hocherfreut rief er einem Manne und theilte ihm das Geheimniß mit. In aller Eile versahen sie sich mit Gefäßen und traten den Weg nach Ehrenfels an. Der Haselnußmann stieg voran in die Oeffnung, der andere ihm nach; dann schlüpften beide in den Keller und wollten eben Hand an die Truhe legen, als dieselbe auseinander fiel und alle Haselnüsse auf die Erde kollerten. Nun machten sie sich daran, dieselben aufzulesen; aber der ganze Kram verschwand vor ihnen in die Erde, und sie konnten noch hören, wie die Nüsse erstlich an den Mauerwänden eines unterirdischen Kellers anschlugen, dann aber in Gold verwandelt, unten auffielen. Wäre der Mann allein, ohne den andern gekommen, die Haselnüsse zu holen, so wäre der Schatz ihm geblieben.

IV. Gewässer.

Das Wasser, als das befruchtende und reinigende Element, sowohl rinnend in Quellen, Bächen und Flüssen, als stehend in Seen, Weihern und kleinen Wassersammlungen, war dem Natursinn unserer heidnischen Vorfahren besonders heilig und darum erwiesen sie ihm auch eine besondere religiöse Verehrung.

Der Regen fließt von den himmlischen Höhen nieder, wo der Donnerer über ihn waltet. Er ist also ein Geschenk der Gottheit und darum heilkräftig und bedeutsam.

Vorzüglich galt das Wasser der Quellen für heilig und meist solcher Quellen, die an Bergen oder in Höhlen entspringen. Das kommt daher, weil in Bergen manche Gottheiten wohnend gedacht wurden; das Wasser also gleichsam frisch aus ihrer Hand kam, wie das Wasser heiliger Brunnen aus der sie bewohnenden Göttin. Es war aber nur dann heilig, wenn noch kein Sonnenstrahl es beschienen hatte, so lange noch die Weihe der Nacht auf ihm lag, und besonders wenn diese Nacht einem heiligen Tage vorherging. Da aber nicht überall sich Quellen und weniger noch Bergquellen finden, so ging diese Kraft des Wassers auch auf den Bach und Fluß über, wenn dies nur unter gleichen Bedingungen gebraucht, geschöpft wurde.

Das Wasser steht allen andern Elementen darin voran, daß es die bösen Mächte scheucht; es entzaubert und schützt vor Zauber. So erklärt sich auch der Gebrauch, Spukgeister in irgend ein Wasser bannen zu lassen, wodurch sie ihre Kraft verlieren und unschädlich werden.

Das Wasser liebt es rein zu sein; darum stößt es die Leichen und allen Unrath spätestens am neunten Tage aus. Eine Hexe

kann nicht untersinken bei der Wasserprobe; denn das reine Element duldet Beflecktes nicht.

Auch der Schnee hat seine Bedeutung; Holda ist die Schnee spendende Göttin. Als belebtes Wesen ist das Wasser auch weissagend. Das Wasser ist auch heilkräftig, besonders zu gewissen Zeiten, als zu Ostern und Johanni.

Manche unserer Bergseen lassen sich nicht ergründen; sie messen zu wollen, gilt als Frevel. Andere haben anziehende Kräfte und überschwemmen, wenn sie erzürnt werden.

Mit dem Siege der christlichen Lehre über das altgermanische Heidenthum wandelten sich die reinen Quellenjungfrauen in christliche Heilige um; die fromme Legende verklärte das segensreiche Walten derselben in den heilkräftigen Gewässern.

27. Der wilde See.

Am Fuße des Altmann findet sich der kleine, sogenannte wilde See, der aber kein See ist, sondern ein mit Wasser und Eis gefüllter Felsentrichter von unergründlicher Tiefe. Die Sage geht, daß, als einst ein Hirtenknabe Steine hinein warf, eine dumpfe Stimme aus der Untiefe ihm zurief: „Laß mich, oder ich friß dich!“

28. Der Wangsersee.

Alte Valenser wissen viel von dem reichen Garlett zu erzählen, der im Schlosse wohnte, auf dessen dicker Mauer nun ein Bauernhaus steht. Von seinem Schlosse aus hatte er einen unterirdischen Gang zur Kirche und konnte auf eigenem Boden von der Hausbesitzung Clarina bis auf die Voralp Branggis wandern.

Einst wunderte ihn, wie tief eigentlich der dortige Wangsersee sei und er nahm zu diesem Behufe einen Haspel und einen Bund Schnüre mit. Als er einen Stein an die Schnur gebunden und ihn in den See hinabgelassen, fand sich nirgends Grund. Schon war er daran, eine neue Schnur an die bisherige zu binden, und begann aufs neue, als kochend Blasen aus dem Seegrunde aufstiegen und eine furchtbare Stimme heraufrief: „Ergründest du mich, verschluck ich dich.“ Da gab er den Versuch eilig auf.

29. Der leuchtende Pfad im Flusse.

Ein altes Schloß, bis auf seine vier Grundmauern zusammen gebrochen, liegt im Aargauer Dorfe Auenstein am Rande der vorbeiströmenden Aare. Hier wohnte in ältester Zeit die freie Königin des Landes. Der Bruder und sein hochmüthiges Gesinde haßten sie; sie merkte einen Anschlag gegen ihr Leben und flüchtete sich noch nachts aus dem Schlosse an den Strom herab. Allein der Ferge und sein Schiff war nirgends zu finden. Verfolgt und gedrängt wollte sie lieber freiwillig den Tod nehmen, als dem bösen Bruder in die Hände fallen; sie lief stromauf den gefährlichen Bergpfad zum Nachbarschlosse Biberstein und stürzte, noch ehe sie es erreichte, von den steilen Klippen in den reißenden Strom. Doch dieser verschlang die Königin nicht, sondern gewährte ihr einen sichern Weg, und so ging sie jene Nacht mitten in der Aare und dann dem Rhein fort bis in die Pfalz von Basel. Noch sieht der Fromme die Fußtapfen der Königin auf den Wellen der Aare in mildem Glanze strahlen.

30. Die Edelfrau von Heidegg.

Zur Zeit des Sempacherkrieges umgab ein Kranz von Burgen den lieblichen Baldeggersee im fruchtbaren Hitzkircherthale. So Baldegg, Lieli, Richensee, Oberreinach, Heidegg. Bis auf die letzte fielen alle auf einem Streifzuge der erzürnten Eidgenossen im ersten Sturme, und wurden ein Raub der Flammen. Heidegg allein entging durch ein Wunder dem gleichen Schicksale.

Damals wohnte auf der Burg eine fromme Edelfrau, welche die Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden in der ganzen Umgebung war. Beim Herannahen des Sturmes gelobte die geängstigte Frau der Himmelskönigin eine Kapelle zu bauen, wenn die Burg vor dem Untergange bewahrt werde. Als nun die Eidgenossen von dem niedergebrannten Lieli oder Neuneck, wie die Burg ihrer Form wegen auch hieß, durch den dichten Wald von dem untern Klotisberg nach Heidegg hinüberstürmten, da legte sich plötzlich über die ganze Gegend ein solch undurchdringlicher Nebel und tobte zugleich der Dinkelbach so gewaltig, daß die Krieger bald vom rechten Weg abkamen und dermaßen sich verirrten, daß sie erst auf der Höhe der obern Ilau sich wieder zurecht fanden.

So wurde Heidegg vom sichern Untergange gar wunderbar gerettet. Ihrem Gelübde getreu ließ die dankbare Edelfrau im Hofraume die hübsche Schloßkapelle bauen, die jetzt noch die Inschrift trägt: „Procul estote profani!“ (Fern bleibe die Rotte der Frevler.)

31. Die Entstehung der reichen Quelle bei Disentis.

Es lagen da vor viel hundert Jahren Christen und Heiden in schweren Kämpfen. Die letzteren waren vom Bodensee heraufgekommen und hatten das Gotteshaus Disentis geplündert und gar viel Unheil angerichtet an den Quellen des Rheines. Die waffenfähigen Männer der Hochgebirge hatten sich indessen gesammelt und fielen wie eine Lawine von ihren Bergen auf die mit Beute beladenen, zurückkehrenden Fremden. Im Thalkessel von Disla (Disentis) waren sie handgemein geworden, aber ehe die Sonne unterging, erlagen die häßlichen Heiden den wuchtigen Fäusten der Alpensöhne oder flohen, von panischem Schrecken ergriffen, bestimmungslos in die Weite. Als aber die Söhne des Landes auf den Walplatz zurückkehrten, ergriff sie, die von des Tages Werk Ermüdeten, ein quälender Durst; allein es war weit und breit kein Wasser zu schauen. Deß erbarmte sich der greise Anführer, gewaltig im Kampfe, wie fromm im Gebete. Er erhob sein Auge gen Himmel und senkte sein mächtiges Schlachtschwert in die Erde, daß ein armdicker Wasserschwall hoch in die Lüfte schoß, an dem sich die ermatteten Krieger laben konnten.

32. Brautfahrt auf dem Hallwyler See.

Wenn an schönen Sommertagen die Leute zwischen Beinwyl und Wylhof ihre Weinreben bearbeiten oder sonst dort herum auf dem Felde sind, so vernehmen sie öfters vom rechten Ufer des Hallwyler Sees her, da wo Meisterschwanden liegt, ein Rufen und erinnern sich dabei aus alter Zeit einer Brautfahrt, von der heute noch gesprochen wird. Vor vielen Jahren wollte ein Brautpaar von Fahrwangen über den See nach Reinach, um in dortiger Kirche sich trauen zu lassen. Es war an einem Freitag im Herbst, als Braut und Bräutigam mit andern Hochzeitsleuten am Seeufer nach dem Fährmann fragten, um über-

geschifft zu werden. Der Alte nahm die Leute ein und war bald mit ihnen mitten auf dem Wasser. Da aber zogen unter starkem Winde schwarze Wolken über den Himmel her; der Regen schlug von oben, die bewegte Welle von unten in den Kahn und die Leute gaben sich bald verloren. Lange sah man vom Ufer her den mit dem Sturme Ringenden zu, ohne daß man es wagen konnte, ihnen zu Hilfe zu eilen. Als die Finsterniß des Gewitters sich verzogen hatte, war das Schiffchen nirgends mehr auf den Wellen zu erblicken, und erst gegen Abend erzählte der triefende Schiffsmann, wie der Kahn umgeschlagen worden und er allein durch Schwimmen sich gerettet habe. Während dem hatten die Glocken in Reinach fortwährend zur Trauung geläutet, bis endlich ein Bote von Beinwyl das Jammergeschick dorten meldete. Aber seit dieser Zeit und besonders wenn andere Witterung eintreten will, hört man dort das wehmüthige Rufen des untergegangenen Brautpaares, oder es durchklingeln kleine Glöckchen wie am Halse flüchtiger Hunde die Gegend. Dies Geräusch nennt man Schellenpeter. Auch ist ein alter Glaube, so oft im Hallwyler See jemand ertrinke, sehe man ein Haupt im Schaume der Wellen auftauchen, die der Sturm ans Ufer schlägt.

33. Der Reiter und der Zürichsee.

In sehr kalten Wintern überfriert der Zürichsee. Wenn dann frischer Schnee auf die Eisdecke fällt, scheint er einem schönen, großen und weiten ebenen Felde gleich. Einst ritt ein Reisender von Rapperschwyl an über den See nach Zürich. Dort glücklich angelangt, sagte er, er sei all die Tage seines Lebens niemalen über ein solch langes, schönes, breites und ebenes Feld geritten, als diesmalen. Da man ihm angezeigt, daß es kein Feld, sondern der Zürichsee sei, fiel er aus Furcht und Schrecken in Ohnmacht.

34. Das Salwidenbad.

Das Salwidenbad im Entlebuch drinnen, zwischen Sörenberg und Scheibengütsch hat folgenden Ursprung. Von seiner bösen Stiefmutter hatte ein Mädchen viel zu leiden und einmal ward es sogar wund geschlagen. Das Kind entlief und gelangte

auf seiner Flucht zu einer Quelle, die kräftig und klar aus dem Boden sprudelte. Es beugte sich, trank und wusch seine Wunde. Plötzlich fühlte das Kind sich geheilt. Dessen war es herzlich froh, aber dachte und beschloß gleich bei sich, der Stiefmutter, die seit langem an einem Wundschaden litt, sage es jetzt absichtlich nichts von diesem Heilbrunnen, warum mache sie es ihm so wüst, sie könne nun auch das Uebel haben. Das schadenfrohe Mädchen ließ wirklich von seiner Entdeckung keine Silbe verlauten. Als es hierauf wieder eine Wunde am Leib erhielt, ging es hin an den Ort, um sich durch Waschen zu heilen; allein es konnte den Heilborn nun nimmer finden. Eine Frist verstrich. Da jagte ein Jäger in selber Gegend. Eben hatte er ein schönes Thier angeschossen. Dasselbe lief mit letzter Kraftanstrengung einer Quelle zu, badete sich und war genesen. Der Jäger sah es und so war jener durch das neidische Mädchen verlorne Wunderbrunnen wieder gefunden.

V. Steinverwandlungen.

Eine Menge von Steinen, die der Riese oder Teufel geworfen hat, denen der Eindruck seiner Hand, seines Fußtapfens geblieben ist, werden in der Volkssage ausgezeichnet, doch ohne daß ihnen eine heilige Bedeutung dadurch verliehen wäre.

Wie Riesen und Menschen versteinert werden und dann gleichsam ein Nachgefühl ihres vorigen Zustandes behaupten, wird Felsen und Steinen noch Mitleid und Theilnahme an menschlichen Zuständen beigelegt. Noch heute sagen wir von herbem Leid: „Das sollte einen Stein am Wege erbarmen, ein steinern Herz rühren.“ In den nachfolgenden Sagen wird die Steinverwandlung als Strafe von Freveln dargestellt.

35. Die versteinerten Jäger in Bürgeln.

In der Nähe von Bürgeln bei Lungern, links der neuen Brünigstraße, ist eine Fluh. Hier jagten einst am heiligen Fronleichnamstage drei Jäger während des Gottesdienstes. Als nun von Lungern her die Mörserschüsse den Segen bei der Prozession ankündeten, ermahnte einer die andern Zweie, sie wollen niederknieen und den Segen nehmen. Sie lachten ihn aber aus. Zur Strafe wurden sie in Steinsäulen verwandelt und müssen ewig dort stehen. Derjenige, welcher den Segen genommen hatte, kam unbeschadet heim.

Noch heute wird diese Sage von den Fremdenführern erzählt, wenn sie an der Stelle vorbeikommen. Die Führer versichern dann auf Ehre, daß sie im Berge droben zwei steinerne Jäger sähen.

36. Der Dreifingerstein.

Zwischen den Kantonen Zürich, Schwyz und Zug steht als erhabener Grenzstock die hohe Rohne, ein Berg, der um seiner ausgedehnten Fernsicht willen zur Frühlings-, Sommer- und Herbstzeit von zahlreichen Wallern besucht wird. Ein kühler Föhrenwald umzieht des Berges Mitte und läuft gegen den sogenannten Roßberg hinunter in spärlichem Wuchse aus. Dieser Roßberg ist eine fruchtbare Alp, auf welcher mehrere Sennenwohnungen zerstreut herumliegen. Steigt man von diesen Hütten den steilen Bergpfad hinan, so muß man bei einem gewaltigen Granitblocke vorbei. Dieser Block ist in der umliegenden Gegend unter dem Namen Dreifingerstein bekannt. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man eben auf der platten Höhe drei Vertiefungen wahrnimmt, die gerade der Art sind, als ob sie durch das Hineinstecken des Daumen-, Zeig- und Mittelfingers entstanden wären. Von dem Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage Folgendes:

Ein reicher und habsüchtiger Senn machte nach dem Absterben des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Anforderung geschah auf Unkosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Urkunden und Verschreibungen unterstützten die Ansprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr inneres, gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und zum Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felsens laut und frech.

„Wehe dir,“ rief ihm der Richter zu, „so du einen falschen Eid gethan!“

Da that der Mann auf dem Felsen die gräßlichsten Betheuerungen, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er Unwahrheit geschworen. „So wenig,“ rief er, „als ich meine Schwörfinger in diesen harten Stein tauchen mag, als in Wasser, so wenig hab ich einen falschen Eid gethan!“

Und damit setzte er in grauser Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach wie weicher Schnee und die drei Schwörfinger begruben sich drin bis ans hinterste Gelenke.

Entsetzt wollte er sie alsbald zurückziehen; sie waren aber festgewachsen, also daß all sein Mühen und die Arbeit anderer

nichts fruchtete. Gott hat gerichtet; der Fälscher bekannte sein Verbrechen vor allem versammelten Volke.

Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde; die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine kohlschwarze Wolke. Und die Wolke umhüllte ihn und ein lautes Geheul erhob sich in derselben; dann zertheilte sie sich und zerfloß in der Luft.

Der Verbrecher aber lag entseelt und das Antlitz im Nacken.

37. Der Mörderstein im Pfiwald.

In dem großen Wald zwischen Siders und Leuk, auf der Mittagsseite des Rhonethales, genannt Pfiwald, befindet sich eine gespaltene Fluh, der „Mörderstein", welcher diesen Namen folgender schaurigen Sage zu verdanken haben soll. Ein Mörder, dem ein durch diesen Wald ziehendes Kind in die Hände fiel, stellte bei diesem Felsen, der dazumal noch ganz war, folgende Fragen an das Kind: „Was ist schöner als der Tag?" Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!" Mörder: „Was ist edler als Gold?" Kind: „Der Mutter Herz!" Mörder: „Was ist süßer als Honig?" Kind: „Der Mutter Milch!" Mörder: „Was ist weicher als Flaum?" Kind: „Der Mutter Schoß!" Mörder: „Was ist stärker als der Tod?" Kind: „Die Mutterliebe!" Mörder: „Was ist härter als Stein?" Kind: „Des Mörders Herz!" Da habe der Mörder das Kind mit solcher Gewalt an den Felsen geschleudert, daß derselbe entzwei gespalten, wie zum schrecklichen Andenken noch zu sehen ist.

38. Der steinerne Ritter.

Ob dem Städtchen Waldenburg in Baselland hauste vor alten Zeiten in seiner Burg, deren Ueberreste mit starrem Stolze zu Thal schauen, Hans von Waldenburg. Er war des Städtchens und der Umgegend mächtiger Herr, von Gott berufen und hingestellt, der Schwachen Schutz und der Armen Hort zu sein. Das war aber der Ritter nicht; vielmehr führte er ein wüstes und wildes Regiment und das Zittern der Furcht war ihm lieber, als der Blick des Dankes. Das arme Volk mußte den grausamen Schlemmer und dessen Troß mit Schweiß und Blut nähren; er

war unermüdlich, seine Leibeigenen zu drücken und auszusaugen, bald mit List, bald mit Gewalt. Während er im Rittersaale bei vollem Humpen und reichbesetzter Tafel geudete, blieb den Armen im Thale kaum das kühle Wasser als Trunk und die Wurzeln des Waldes als Nahrung; und während er sich unter lustigem Halloh in den Wäldern herumtrieb, erlagen seine armen Waldenburger fast unter der Geißel des Fronvogtes.

Am Ende des Städtchens gegen Basel zu stand ein armselig morsch Hüttlein, in welchem ein armer Mann mit Weib und Kind wohnte. Ihrer waren viele, die zu Tische saßen und gesättigt sein wollten. Die Hände aber, welche für die schaffen sollten und gerne mochten, waren dem Burgherrn verpfändet und konnten dem Hunger kaum wehren, der von Zeit zu Zeit an die Thüre pochte.

Einmal, da eben die Noth in der Hütte groß war, erschien der Fronbote, welcher den Vater zum Steintragen auf die Burg beschied. Den ganzen Frühling und die Hälfte des Sommers hindurch hatte er vom Morgen früh bis spät Abends für den Burgherrn fronen und die Nächte durch arbeiten müssen, nur um Weib und Kindlein zu nähren. Nun, da er hoffte, mindestens ein paar Tage zur Bestellung des eigenen magern Aeckerleins frei zu haben, sollte er schon wieder hinauf in die Burg.

In der Bitterkeit seines Herzens erhob er sich, reichte dem Boten eine leere Schüssel und rief: „Geh, und sage deinem Herrn, er möge mir mindestens täglich diese Schüssel füllen in der Schloßküche, damit die Meinen nicht Hungers verkommen müssen! Dann will ich ihm arbeiten, sonst nimmer, so wahr mir Gott helfe!"

Der Bote ging, kam aber bald mit einigen Häschern zurück, die den armen Mann trotz alles Jammerns und Flehens der Seinen ergriffen, ihn hinauf in die Burg schleppten vor den gestrengen Herrn, welcher befahl, ihn sogleich in den tiefsten Kerker zu werfen, daß er dort bei Unken und Kröten verderbe.

Monde vergingen; der Vater kehrte nicht zu den Seinen zurück. Unterdessen stieg die Noth in der Hütte aufs höchste und die trostlose Frau entschloß sich, mit ihren Kleinen sich dem Zwingherrn gegenüber zu stellen, ihn um die Loslassung des Gefangenen zu bitten und um eine milde Gabe anzuflehen.

An einem kalten Wintermorgen watete die Mutter mit ihren Kindern, ein Bild des Jammers, durch tiefen Schnee den steilen Schloßberg hinauf. Als sie der Schloßpforte nahe kamen, scholl ihnen der Lärm von Jagdhörnern, das Gebell der Rüden und das wilde Halloh der Jäger entgegen. Die Armen traten scheu und demüthig auf die Seite, als sie, dem Jagdzuge voran, den Burgherrn daherreiten sahen, hinter ihm die Gesellen seiner wilden Lust und die Diener seiner Macht. Dennoch faßte, von der äußersten Noth getrieben, die arme Frau Muth, warf sich dem Ritter plötzlich in den Weg und brachte knieend ihre Bitte vor.

Hans von Waldenburg aber zog finster seine borstigen Brauen zusammen und schnaubte: „Weib, halte mich nicht auf! Wenn mein Weg mit heulendem Volke gepflastert wird, wer mag sich wundern, daß ich darüber wegreite, wie über andern Koth?" Das Weib aber fuhr fort zu flehen und zu jammern, wies auf ihre schlotternden und zagenden Kindlein und rief: „Herr, gib diesen den Vater zurück und verleih ihnen ein Stücklein Brot, jedem nur so viel, als deine Rüden verschmähen! Um Gottes Barmherzigkeit und der Heiligen Fürbitte willen, erhöre mich, Herr!" Da zuckte ein teuflisch Grinsen über des Unmenschen Antlitz. Er winkte einen Jägerbuben zu sich heran, deutete auf einen schweren Feldstein, der am Wege lag, und befahl ihm, solchen dem Weibe zu geben. „Da habt ihr Brot, unverschämte Hungerleider," lachte er gellend; „zwar ist er hart, aber dafür um so haltbarer. Sobald ihr damit fertig seid, will ich den Gefangenen frei lassen."

Jetzt färbte Zornesröthe das bleiche Gesicht des mißhandelten Weibes. Es richtete sich hoch auf, faßte des schnaubenden Rosses Zügel und rief mit starker Stimme: „So mögest du selber zu Stein werden, Unmensch!" Und kaum war das Wort gesprochen, als der Ritter fahl und grau und starr wurde, wie der Stein, welchen das arme Weib in der einen Hand hielt. Sein Blick war gläsern und ein dumpfes nöthliches Stöhnen quoll aus der steinwerdenden Brust herauf und durch den weitoffenen, unbeweglichen Mund. Die grauenvolle Verwandlung ward rasch vollendet, und eine Minute später stand Ritter Hans von Waldenburg, eine entsetzliche Bildsäule, vor seinem eigenen Schlosse.

Der Troß stob auseinander; jeder fürchtete das Schicksal des hartherzigen Burgherrn. So ward das Schloß leer und

die armen Waldenburger zogen ein, räumten Speicher und Keller und befreiten all die unschuldigen Opfer boshafter Willkür, welche in den Kerkern schmachteten. Zuerst ward dem muthigen Weibe sein Gatte und den verlassenen Kindern ihr Vater wieder gegeben und von dem großen Erbe, das dem Volke anheim fiel, erhielt die hart betroffene Haushaltung billig einen größern Antheil, als die andern.

Noch heute steht der Stein am Eingange in das Schloß; aber die seither darüber hingezogenen Wetter der Jahrhunderte haben die Züge und Formen verwaschen und zerbröckelt, so daß die Gestalt, die er einst darstellte, kaum mehr erkennbar ist.

VI. Pflanzen.

Das Volk hat von jeher die Pflanzen als belebt und beseelt erkannt; denn sie entstehen, wachsen, blühen und pflanzen sich fort, sterben ab und leben wieder von neuem auf, wenn die scheinbar tödtliche Erstarrung vorüber ist. Zahllos sind im Volksmunde die Vergleichungen von Pflanzentheilen mit und ohne Benennungen nach Thieren und nach Körpertheilen solcher und der Menschen.

Unter den Pflanzen spielen die meisten in der Mythe oder wenigstens in deren entstelltem Ueberreste, dem Aberglauben, eine Rolle. Schöne und angenehm duftende Blumen, sowie heilkräftige Kräuter bringen Glück, schädliche oder gar giftige Unglück. Verschiedene Ursachen versetzen Pflanzen in den Ruf der Zauberkraft. Sternförmige Blumen mit vielen strahlenartigen Blättern werden gern als Orakel benutzt. In Folge ihrer Heiligkeit tragen viele Pflanzen Namen, die an verehrte Wesen erinnern, wie an die Sonne, den Mond, die Sterne, den Donner; manche waren bestimmten Göttern geweiht wie das Veilchen dem Tyr, der Lein der Freya, an deren Stelle in christlicher Zeit Maria, Apostel und Heilige traten, während gering geachtete oder gefürchtete Pflanzen mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden.

Die Wälder und Bäume standen bei den heidnischen Deutschen in hohem Ansehen. Einzelnen Gottheiten waren Haine geweiht. Die Vernichtung geweihter Bäume machte den Bekehrern viel zu schaffen; denn trotz alles Eiferns gegen deren Cultus fuhr das Volk fort, denselben zu opfern, Lichter unter ihnen anzuzünden, sie zu schmücken und andern Aberglauben zu treiben, und bis heute dauern noch viele dahin gehörende Gebräuche unter uns fort.

Einer der am höchsten verehrten Bäume war die Eiche, nächst ihr kam die Linde, die wie eine schützende Macht in jedem Dorfe, bei jeder Burg gefunden wird. Die Esche war heilig; denn der

Weltbaum ist eine Esche und aus zwei Eschen wurden die ersten Menschen geschaffen. Die Birke zieht das Wetter an, und haben die Hexen ein Gewitter gemacht, so zerreißt es zuerst die Birke. Sie galt auch als ein Mittel gegen die Hexen. Mit der Frau Hasel führen unsere Volkslieder Gespräche; von ihr brach man die Wünschelruthe. Bevor man von dem Holunder Holz schnitt, bat man ihn mit gebogenen Knieen, entblößtem Haupte und gefaltenen Händen zuvor um Erlaubniß. Dem Holzhauenden ruft aus dem Baum eine Stimme entgegen: „Wer Haspelholz haut, der stirbt," und wenn einer die Erle haut, so blutet und weint sie und hebt zu reden an. Für besonders heilig galt unter den Kräutern der Rosmarin. Die Schlüsselblume erschließt nicht nur den Lenz, sondern eröffnet den Weg zu verborgenen Schätzen, besonders wenn man sie zu Weihnacht oder in der Fastnacht blühend findet.

39. Der Kirschbaum in Schiltwald.

Wo das Ruederthal an den Kanton Luzern stößt, liegt die äußerste Gemeinde des Thales, Schiltwald. Das weiter unten noch rauhe Bergland wird hier offener und sonniger, und statt der Buchen und Tannen zeigen sich wieder Fruchtbäume. Um so befremdlicher fällt einem hier ein Kirschbaum ins Auge, der vor dem Dorfe mit wunderlich in einander verschränktem Astwerke am Wege steht. Es hat mit ihm folgende Bewandtniß. Drei geizige Brüder aus Schiltwald hatten ihr väterliches Erbe zu theilen und waren mit allem fertig geworden bis auf diesen Baum, der auf keines Gute stand und nun dem Aeltesten in ganz unbillig hohem Ansatz zugeschlagen werden sollte. Er stritt sich lange mit ihnen; da sie ihm aber den Baum nicht um ein Mäßiges gönnten, der bei seiner entfernten Lage von den Gutsäckern doch keinen gedenkbaren Nutzen abwarf, so blieb ihre gegenseitige Bosheit zuletzt dabei, den untheilbaren Baum für jeden unbrauchbar zu machen. Sie gruben ihn nun aus, und setzten ihn verkehrt in den Boden. Nun steckte der unschuldige Baum mit der Krone im Boden und starrte mit den Wurzeln in die Luft. Aber auch in dieser unnatürlichen Lage blieb er ein besseres Geschöpf als diese drei Geizhälse; er fing dennoch an wieder zu grünen und trägt einige Kirschen, die man jedoch nicht pflückt.

40. Die Birke.

In Ober-Uzwyl begegnete einem Bauer, daß, so oft Milch gesotten wurde, sie sich schied, „brach“. Da rieth ihm jemand, so wie man wieder siede und die Milch wolle aufgehen, solle er mit einer Birkenruthe drin rühren, bis sie sich wieder setze. Der Mann that es, sah aber sogleich ein Weib hereintreten, welches ihn angelegentlich bat, er möge doch die Milch „anrichten“. Er blieb aber taub und rührte fort, bis die Milch ganz eingesotten war, und das Weib starb sogleich.

41. Die Heiligföhre bei Wegenstetten.

Auf dem Fußwege von Wegenstetten nach Wittnau, zweien Frickthaler Dörfern, stand oben am Berge sonst eine vereinzelte alte Föhre, an deren Stamm ein kleines Muttergottesbild unter einem Dächlein hing. Ein Kind, das öfters dieses Weges geschickt wurde, ging nie an dem Baume vorüber, ohne nieder zu knieen und sein Gebet herzusagen, wie man es ihm daheim eingeprägt hatte, und immer fand es alsdann einige kleine Silbermünzen am Stamme liegen. Je mit den Altersjahren des Kindes stieg auch der Werth der Münzen, die es da im Grase fand; nach und nach wurden es statt Kreuzer Groschen und Sechskreuzerstücke. Einmal, da es sich dem Baume wieder näherte, traf es eine fremdartige alte Frau dorten. Sie trug eine weiße Haube übers Haar, einen rothen Heidenschopen, der weit über die Hüfte herabreicht, wie ihn ehemals ältere Frauen im Schwarzwalde noch trugen, auch ihr Rock und ihre Strümpfe waren gleichmäßig roth. In der Hand hielt sie ein Reise- oder Marktsäckchen an den Schnüren, viereckig geschnitten und an den untern Zipfeln mit wollenen kleinen Troddeln besetzt. Auch dieses Säckchen war roth. Sie bot es dem Kinde schweigend hin. Das Kleine merkte am Gewichte, daß es mit Geld gefüllt sein müsse, nahms also und machte sich damit schnell davon. Als es schon eine Strecke weit entfernt war, hielt es wieder an und blickte nach dem Baume zurück. Dort stand noch immer jene Frau. Nun kam sie ihm aber gar seltsam und so ausgealtert vor, daß es plötzlich erschrak, das Säckchen von sich warf und entlief. Von da an hat man die Frau nicht wieder gesehen, das Kind hat aber auch keine Münzen mehr gefunden, und die Föhre ward endlich umgehauen.

42. Der Geist in der Tanne.

Auf der Bramegg bei Malters stand noch vor einigen Jahren eine uralte mächtige Tanne. Wenn ringsum alles abgeholzt wurde, blieb sie von der Axt verschont; denn von Vater zu Sohn und Enkel vererbte sich die Warnung, diese Tanne nicht zu fällen. Es sei ein Geist hineingebannt, hieß es, und das Umhauen würde Unglück bringen. Ein Sohn nun achtete dies nicht und trotz Abmahnen ließ er den Baum hauen. Als er fiel, traf den Ungläubigen ein furchtbarer Schmerz im Beine, an dem er sterben mußte.

43. Die Zirbelnüsse.

Die Frucht der Arven oder Zirbeln, einer auf den Alpen wachsenden Gattung Tannen (Pinus cembra), hat einen röthlichen, wohl- und süßschmeckenden Kern, fast wie Mandelnüsse sind. Allein man kann bloß selten und mit Mühe dazu gelangen, weil die Bäume meistens einzeln über Felsenhängen und Abgründen, selten im Wald beisammen stehen. Die Bewohner geben allgemein vor: die Meisterschaft habe diesen Baum verwünscht und unfruchtbar gemacht, darum weil die Dienerschaft zur Zeit, wo sie auf dem Felde fleißig arbeiten sollen, sich damit abgegeben hätte, ihres lieblichen Geschmacks wegen diese Nüsse abzuwerfen und zu essen, worüber alle nöthige Arbeit versäumt oder schlecht gethan worden wäre.

44. Entstehung des Brugger Jugendfestes.

Auf eine Zeit beschlossen die Bürger der Stadt Brugg, im Gemeindsbann einen Eichenwald zu pflanzen. Also zogen sie einst an einem Regentage aus, machten mit Stecken Löcher in die Erde, ließen in jedes Loch eine Eichel hinunter und traten das Loch mit dem Fuße zu. Also setzten sie an einem Tage bei zwölf Mütt Eicheln; und am Abend bekam jede Person ein Weißbrot zum Andenken an die Pflanzung des Waldes. Allein die Eicheln waren zu tief und zu fest im Boden und wuchsen nicht.

Darnach pflanzte man das Land mit Roggen und Hafer an, und nach der Ernte pflügte man es wieder, und legte dann die Eicheln in die Furchen. Allein auch so kamen nur wenige

vor, und statt der Eicheln wuchs Gras. Nun heuete man das Gras, und ließ beim Mähen die jungen Eichlein stehen. Aber sie wollten wiederum nicht wachsen, und verserbten in dem Rasen.

Daher stellte man die Sache anders an. Am 20. Weinmonat des Jahres 1532 zog die ganze Gemeinde mit Frauen und Kindern hinaus in den Wald. Alles mußte daselbst junge Eichlein ausgraben. Darnach zogen sie mit ihren Setzlingen hin, wo sie den Eichwald pflanzen wollten, und setzten sie. Und als man von der Arbeit heim kam, wurde jedem Knaben und Mädchen ein Brötlein gegeben, damit sie sich an die Pflanzung des Waldes erinnerten. Die Männer und Frauen aber hielten auf der Stadtstube ein fröhliches Nachtessen; und die Eichen, sagt die Chronik, wuchsen nun.

Dessen freute sich die Bürgerschaft sehr, und zum Andenken zog man alle Jahre aus, und machte mit der Jugend einen Umgang im Walde. Zum Zeichen aber, daß die Eichen wüchsen, mußte dann jedes Kind einen Zweig mit sich in die Stadt bringen, und darnach bekam es zum Abend ein Brötlein.

Von daher ist das jährliche Jugendfest in der Stadt Brugg entstanden, und wird darum dort Ruthenzug genannt bis auf den heutigen Tag.

45. Der Lustgarten.

Auf den Waldwiesen bei Brugg im Aargau hatten sich schöne Frauen einen Lustgarten angelegt, den man Beijel (Bühl) nennt, und sangen darin so schön, daß alle Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie und nur alljährlich am Karfreitage soll man ihre reizvollen Gestalten erblicken können, und wenn ein armes Kind am Holzlesen im Walde einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz um sein Haar gefunden.

46. Die weißen und gelben Bohnen.

Im Berner Oberlande stand auf einer Anhöhe das Schloß Jagberg, der Sitz von Zwingherren, welches endlich vom Volke in eine Ruine verwandelt wurde. Dort erblickte ein Holz lesender Knabe zwei schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf dem einem

weiße, auf dem andern gelbe Bohnen. Endlich wagte er von jedem Tuche einige zu nehmen und brachte sie heim, wo zu seinem und seines Vaters Staunen die weißen Bohnen silberne und die gelben goldene Münzen waren. Eilig nahm ihn der Vater wieder mit zur Ruine, wo sie jedoch nichts mehr finden konnten.

47. Die Schlüsselblümchen am Karfreitage.

Vor mehr als hundert Jahren kam an einem Tanzsonntage nach Unter-Ehrendingen im Aargau ein wunderschönes, sittsames, niemanden bekanntes Mädchen auf den Tanzboden und forderte einen bescheidenen, unschuldigen Jüngling zum Tanze auf, was dieser erröthend annahm. Er tanzte selig mit ihr, so hold war sie und so süß redete sie. Bei Anbruch der Abenddämmerung äußerte sie den Wunsch, heimzugehen und bat um die Begleitung des Jünglings. Er ließ sie ungern, gab aber nach und begleitete sie. Aber statt auf Ober-Ehrendingen zu führte sie ihn ans sogenannte Steinböckli, eine kleine kahle Heide, mit einem Berglein. Als sie am Fuße des letztern anlangten, stand sie still und eröffnete ihm, in dies Berglein sei sie zu großen Schätzen verwünscht, dürfe nur von Zeit zu Zeit hervor unter die Menschen, könne auch nur von einem reinen Jüngling erlöst werden, wenn er den Muth habe, ihr zwischen zwei feurigen Drachen hindurch, den Hütern jener Schätze, zu folgen. Habe er jetzt diesen Muth nicht, so möge er am nächsten Karfreitage früh bei Sonnenaufgang auf die rechte Seite des Bergleins gehen, wo er ein Häufchen Schlüsselblumen und sie selbst, deren Hüterin, antreffen werde. Sie werde selbe an jenem Tage dort sonnen, dürfe ihn dann nicht anreden, wohl aber ihm antworten; er solle keck das Gespräch anheben, von den Blümchen pflücken und dann thun, was sie ihn heißen werde. Und siehe, plötzlich öffnete sich das Berglein und innen in der goldglänzenden Höhle lagen die zwei feuersprühenden Drachen und erhoben sich furchtbar drohend, als sie den Fremdling erblickten. Die Jungfrau schritt in den Berg, aber der scheue Jüngling folgte ihr nicht und der Eingang schloß sich unvermerkt und war nimmer zu sehen.

Traurig kehrte der Jüngling heim, sagte keinem Menschen von seinem Abenteuer, dachte Tag und Nacht an die Maid und

erschien am Karfreitage am bezeichneten Orte. Da lag ein Häufchen gepflückter Schlüsselblümchen in der Morgensonne und obenauf saß die Jungfrau, einen Schlüsselbund an der Seite, den Jüngling innig anschauend. Ihr Blick aber verwirrte ihn so, daß er sich nicht getraute, sie anzureden. Nur ein Schlüsselblümchen hob er auf und eilte verwirrt heim zu. Auf dem Wege gewahrte er, daß das Blümchen ein hellglänzendes Goldstück war. Andere, denen er davon sagte, suchten vergebens nach den Blumen und dem Eingange; aber ein armer, braver Ehrendinger, der sich dort ein Hüttchen baute, pflanzte, im Vertrauen auf das „Heidewibli" Reben, die den beliebten „Heidenwibli-Wi" liefern, und die kühle Quelle, welche die Jungfrau hervorsprudeln ließ, heißt noch das „Heidewibbrünneli."

VII. Thiere.

Eine noch weit ausgedehntere Berücksichtigung als den Pflanzen schenkt die Mythe den Thieren. Sie standen in der menschlich gedachten Götter Dienst, oder die Götter hatten einst sich in eine Thiergestalt verwandelt, wodurch alle Thiere derselben Gattung fortan höherer Ehre genossen. Nahe an solche Niederlassung des Gottes in das Thier grenzt die zur Strafe erfolgende Herabsetzung des Menschen in ein Thier.

Alle Götter, Donar ausgenommen, besaßen Pferde und der Held kannte nichts theueres als sein Roß, mit dem er sich freundlich unterredete, und all seine Freuden wie seinen Kummer, seine Gefahren und Mühen theilte. Einzelne Pferde genossen göttlicher Verehrung und zwar besonders solche, die den Göttern geweiht waren und in der Nähe ihrer Heiligthümer unterhalten wurden. Solche Rosse besteigen, wurde für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten; nur der Gott ritt sie, nur seinen heiligen Wagen zogen sie, und sie bluteten ihm als Opfer. Sie wurden sorgfältig gepflegt und genährt, besonders hielt man viel darauf, ihre Mähnen zu hegen und schmückte dieselben, indem man Gold, Silber und Bänder hineinflocht. Da sie als Opferthiere galten, so mußten sie weiß sein, wie denn auch die Rosse der Könige noch in späterer Zeit nur weiß sein durften.

Wie Hengste vor den Wagen nordischer und deutscher Könige gespannt wurden, so zogen Stiere den fränkischen Königswagen. Sie waren wie die Pferde dem Fro heilig. Doch kommt im ganzen der Stier seltener vor, öfterer die Kuh und das Rind. Heilige Kühe zogen den Wagen der Nirdu. Rinder wurden häufig geopfert. Man schmückte ihre Hörner mit Gold, was noch in dem Gebrauche eine Spur hinterlassen hat, die Hörner der stattlichsten

Kuh an einem gewissen Tage hier mit Bändern, dort mit einem Laubkranze zu zieren. In späteren christlichen Sagen wird der Stier mit heiligen Begebenheiten und heiligen Menschen in Verbindung gebracht; Ochsen weisen Plätze zu Kirchenbauten an.

Böcke und Ziegen waren dem Donar gewidmet. Geweihte Ziegenböcke, mit Laub und Blumen bekränzt, wurden an dessen großem Festtage, nachdem sie im Kreise der Versammlung umhergeführt worden, unter heißem Seufzen und Flehen auf dem glatten Opfersteine geschlachtet. Wie in den Volkssagen der Teufel auf schwarzem Rosse umreitet und alsdann Wuotan bedeutet, so fährt er auch auf stattlichem Wagen um, der häufig mit Geißböcken bespannt ist, was unverkennbar auf Donar leitet. Ebenso wichtig ist es für uns, daß dem Teufel, d. h. des Donnerers Stellvertreter, auch die Erschaffung der Geiße und Böcke beigelegt wird, so wie nach dem Glauben der Schweizerhirten die Ziege etwas Teuflisches hat, besonders in ihren Füßen, weshalb die letzteren nicht gegessen werden. Endlich ist noch als ganz bedeutend hervorzuheben, daß der Teufel selber in Bocksgestalt erscheint.

Das Schwein war vornehmlich dem Fro heilig und dies hatte darin seinen Grund, daß seinen Wagen ein Eber zog, dessen goldene Borsten die Nacht gleich dem Tag erhellten, und der mit der Schnelligkeit eines Rosses dahin eilte. Das Schwein erscheint in der Volkssage durchweg als Nachtgespenst und als Hexenthier. Es ist, wo es umgeht oder spukt, roth und mürrisch, grunzt und lärmt, wird größer bis es haushoch ist und verwandelt sich in Menschengestalt. Es hat graue oder feurige Augen oder ist selbst feurig oder flammend. Wüthend rennt es nachts durch Städte und Dörfer oder über Alpen oder fliegt gar durch die Luft. Wenn man es hört, so werden die wirklichen Schweine wild, schießen auf und schnauben oder rennen davon. In Grindelwald heißt das Ungethüm die Rochelmore, die Lärm- oder Grunzsau. An den göttlichen Eber der Freyja, auf welchem sie zur Walhalla ritt, erinnert die Sage „die Schildwache in Paris“.

Die Katze galt als Thier der Freyja, deren Wagen von zwei Katzen gezogen wurden, für heilig. Sie erscheint als Gespenst und Schatzhüter und verwandelt sich überdies in Menschen.

Der Hund ist treu und klug, daneben aber liegt etwas Unedles, etwas Unreines in ihm, weshalb er mit seinem Namen gescholten wird. Aber er genoß doch gewisse Verehrung, da er Göttern und Göttinnen als Geleiter diente und dafür galt, daß er ihre Nähe

wisse und die unsichtbar Kommenden schaue. Viele Orte haben ihre Sagen von nachts einsamen Wanderern begegnenden schwarzen Hunden mit feurigen Augen, oft nur mit einem einzigen solchen. Das Thier ist immer sehr groß, meist von der Größe eines Kalbes, versperrt den Leuten den Weg, ist manchmal an eine klirrende Kette gebunden, legt sich vor die Thüren der Häuser und Sennhütten, und geht als Gespenst eines Markenverrückers an der gefälschten Grenze auf und ab. Wer ihm begegnet, verliert oft den Weg und muß die Nacht hindurch herumirren. Manchmal begleiten die Gespensterhunde auch die Wanderer oder lassen sich von ihnen tragen, oder wer ihnen nicht ausweicht, wird in den Bach geworfen. Oft ist ihr Erscheinen durch fürchterliche Knalle begleitet.

Unter den Thieren des Waldes gab es besonders drei, welche der Mensch mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete, es waren Bär, Wolf und Fuchs. Wir finden sie in vielen Märchen zusammen auftretend, mit menschlicher Sprache und übermenschlichem Wesen begabt. Der Fuchs ist dem Donar heilig; er erscheint als Hülle von Hexen.

Der Hase galt beim Volke von jeher als ein nicht ganz geheures Thier, das mit offenem Auge schlafe und häufiger Junge bringe als andere Thiere. Wegen dieser Fruchtbarkeit legt er im Kinderglauben die Ostereier. Frau Holde (Hulda) ließ sich von Hasen die Lichter vorauftragen. Die Hasen sind ebenfalls Hüllen von Hexen, daher sie oft dreibeinig, d. h. mit der Hexenzahl erscheinen.

Mit den Vögeln lebte das Alterthum sehr vertraut; wegen ihrer größeren Behendigkeit scheinen sie geisterhafter als die vierfüßigen Thiere. Götter, Göttinnen und weise Frauen verwandelten sich in ihre Gestalt. Die nordischen Götter und Riesen legten ein Adlerkleid an, die Göttinnen ein Falkenkleid, halbgöttische Wesen der Deutschen schlüpften in ein Schwanenhemd. Das Feuer erschien als rother Hahn, der Flamme Prasseln in dem Dach des Hauses ist sein Krähen.

Wie der Bär an der Spitze der wilden Waldthiere, so steht der Aar an der Spitze der wilden Vögel. Bei aller Schönheit und Kraft, die er zeigt, steht er an Klugheit doch dem gleichfalls sehr heilig gehaltenen Raben nach. Wie in den Mythen, so erscheint in den Märchen der Rabe als weise, ja allwissend und der geheimen Naturkräfte kundig. Die Schwalbe gilt noch heute für so heilig, daß das von ihr gebaute Nest dem Hause Glück, sie zu

tödten aber Unheil bringt. Gleich der Schwalbe ist der Storch Bote des Frühlings, und war dem Alterthum ein Götterbote; auch sein Gewand ziehen Menschen und wohl auch höhere Wesen oft an. Als weissagend erscheint besonders der Kukuk, dessen Ruf man zählt, um zu erfahren, wie lange man leben werde. Das hohe Ansehen, in welchem er stand, hatte so wie sein oft zum Nachtheil der Seele täuschender Ruf zur Folge, daß er im Christenthum als ein Vogel des Teufels galt, und noch gebrauchen wir seinen Namen statt dem des Teufels in den Redensarten: „Des Kukuks werden, der Kukuk hat ihn hergebracht." In gleicher, wenn nicht höherer Verehrung wie der Kukuk standen das Rothkehlchen und die Meise. Das Rothkehlchen kündigt sich durch seine Farbe als ein dem Donar heiliger Vogel an.

Die Kröte ist trotz ihrer schönen Augen durch ihren langsamen Gang und ihre schmutzige Farbe und Feuchtigkeit ein widerliches Geschöpf. Nach weit verbreitetem Volksglauben sind die Kröten nicht bloß Dienerinnen der Hexen, sondern letztere erscheinen nicht selten in Krötengestalt. Letzteres thut auch der Teufel, in welchem Falle das Thier hie und da unter Haselstauden gefunden, heimgenommen und von Zeit zu Zeit in Milch gebadet, dem Besitzer, wenn er ihm Geld unterlegt, jedesmal ebensoviel heckt. Die Kröten heißen dann Alrunen, weichen nie von dem, der sie besitzt, und kehren, auch wenn man sie wegwirft, jedesmal wieder. Die Kröten sind auch Schatzhüterinnen, verfügen über Geld und theilen von solchem bisweilen den Menschen mit, ja sie verwandeln sich in Geld; auch besitzen sie eine gewisse Heilkraft.

Schlangen scheinen durch die Schönheit ihrer Form, die Gefahr des Bisses vor andern Thieren Scheu und Ehrfurcht zu gebieten. Eine Menge Sagen erzählt von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen. Wesen, die aus menschlicher in thierische Bildung übergegangen sind und den Umständen nach in jene zurückkehren können, ist das Heidenthum heilig zu halten geneigt. Es verehrte gütige, wohlthätige Schlangen, während in der christlichen Ansicht der Begriff böser und teuflischer Schlangen vorwaltet.

Von Hausschlangen und Unken gehen noch jetzt viele Ueberlieferungen. Auf Wiesen und Weiden, auch in Häusern kommen Schlangen zu einsamen Kindern, saufen mit ihnen Milch aus der Schüssel, tragen Goldkronen, die sie beim Milchtrinken vom Haupt auf die Erde niedersetzen und manchmal beim Weggehen vergessen.

Sie bewachen die Kinder in der Wiege und den Größern weisen sie Schätze; sie zu tödten bringt Unglück. Jedes Dorf weiß von eigenen Schlangen. Andere Berichte erwähnen einer Haus und Hof anfüllenden Menge von Schlangen, deren König sich durch eine schimmernde Krone auf dem Haupte auszeichnet. Hieher gehört auch die Schlangenkönigin.

Die geflügelte Schlange wird Drache, Wurm und Lindwurm genannt. Die Drachen sind im Gegensatz zu den Schlangen geizig, neidisch, giftig; dem nahenden Menschen werfen sie Rauch, Flamme und Wind aus dem Rachen entgegen. Gefräßig berauben sie die Herden; sie fordern selbst Menschen als Opfer. Der gewöhnliche Mensch erliegt ihnen; nur die Helden vermögen den Kampf mit ihnen zu bestehen. Der Sagen von ihren Drachensiegen sind alle Länder voll. Der Genuß ihres Herzens bringt den Siegern Kunde der Thiersprache zuwege, das Bestreichen mit ihrem Blute härtet die Haut gegen alle Verletzungen.

In unsern Drachensagen ist wohl unter dem verheerenden Drachen, welcher im Wasser wohnt und die Umgegend verheert, die unheimliche Macht dieses Wassers selbst zu verstehen. In Schlangenwindungen wälzen sich die Bergströme als wüthende Ungethüme zu Thale und verschlingen, was sie erreichen. Die erinnerungsreiche Kunst des Menschen läßt noch heute die Dachrinnen in Drachenköpfe auslaufen, welche zwar nicht Feuer, aber beim Sonnenschein nach dem Gewitter doch den feuerglänzenden Sprühregen des Dachwassers zischend ausspritzen.

48. Das wilde Pferd.

Zwischen Charmey im Greierzerlande und le Pont-du-Vani (Felsbrücke) liegen mehrere Moos- oder Sumpfmatten, genannt les Bour liandé, wo man jedes Spätjahr viele Pferde weidet. Vor mehr als hundert Jahren gesellte sich jeden Abend ein Thier zu diesen, welches ihnen ähnlich sah und das man im Thale „das wilde Pferd" Zavudschavu hieß. Ging jemand nachts dort vorüber, so war das dem Anscheine nach zahme Thier stets bereit, sich reiten zu lassen; allein kaum saß man darauf, so sprang es wie wüthend in den daneben fließenden Jaun und schwamm blitzschnell mit dem Reiter stromaufwärts, bis es ihn halberstarrt ans Ufer warf.

49. Die Pferde auf dem Eiberg.

Zur Zeit, als die Allmend noch unvertheilt war und alles Land gemeinsam beweidet wurde, schlenderte über den ebenen, jetzt ganz mit Walde bewachsenen Eiberg eine Schar Jünglinge aus Nieder-Bipp. Da äußerte einer aus ihnen aus Muthwillen: „Das ist ein tüfelsschöns Plätzli; hätten wir jetzt tüfelsschöne Rosse, so könnten wir tüfelsschön reiten!“ Kaum war das ausgesprochen, so standen Pferde vor ihnen, so schön, wie man sie schöner nicht hätte wünschen können, und mit Zaum und Sattel, gerade als hätten sie auf die Jünglinge gewartet. Diese besannen sich nicht lange, sie saßen auf, und es waren genau so viel Rosse als Reiter, keines mehr, keines weniger. Nun ging es aber so sausend und schnell auf und davon, daß es alle Vorstellung übertraf. Das kam einem von ihnen unheimlich vor; er besegnete sich und fiel glücklicherweise vom Gaule hoch herab ins Gestrüppe, wo er sich tüchtig zerkratzte, während die andern sammt ihren Thieren verschwanden, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen fand.

50. Der Schimmel auf der Gislifluh.

Ein Arbeiter aus dem jenseits der Gislifluh gelegenen Dorfe Thalheim erzählt: In meinen jüngern Jahren, da ich noch tagtäglich über den Berg nach Aarau auf die Arbeit ging, hatte ich mich einmal abends auf dem Heimwege jenem Buchenwalde genähert, welcher die nördliche Bergwand bis zur Fluh hinauf damals noch viel dichter als heute bedeckte. Da sah ich in jener Gegend, wo die alte Gislikirche gestanden hat, ein Kalb ledig umherlaufen. Ich fing es, band es an mein Tuch und zog es mit mir heimwärts. Aber bald hatte es sich wieder losgezerrt und da ich es frisch binden wollte, wuchs es nach allen Seiten in die Höhe. Jetzt schien es mir gerathen, das verhexte Thier sein zu lassen und mich davon zu machen. Ich hatte diesen Vorfall schon vergessen, ging wiederum desselben Weges und trug eine Hutte auf dem Rücken, da lief mir unten am Walde ein hübsches Füllen nach und legte endlich seinen Kopf schnuppernd auf meinen Tragkorb. Kaum aber hatte ich mich darnach umgeschaut, so schwoll es zu einem mächtigen Schimmel auf, blies mich mit einem heißen Athem an, und als ich ihm entkommen

wollte, war mir der Weg mit hohen Wänden und Mauern verlegt. Zu meinem größten Schrecken aber sah ich ganz deutlich, wie ein Reiter auf einem Schimmel von der jähen Fluh her in dem engsten Waldpfade angesprengt kam. Seitdem habe ich mir es nicht wieder einfallen lassen, diesen Weg am Abend einzuschlagen.

51. Das dreibeinige Roß in Sitten.

Vor vielen, vielen Jahren wurde um die Mitternachtsstunde die Ruhe der Bewohner der Stadt Sitten sehr oft gestört. Ein dreibeiniges Roß und noch obendrein nur mit einem großen Auge mitten auf der Stirne, zog unter klingendem Geschell und klappernden Hufschlägen die Straßen und Gassen der Stadt auf und ab und hin und her. Am ärgsten trieb es den Spuk auf der großen Brücke. Diese war bekanntlich beim Rathhause für die Kreuzgasse vom Schloßplatze herunter ziemlich breit angelegt, um das rechte und linke Ufer der Sitte mit einander zu verbinden. In der übrigen Stadt führten nur schmale Holzbrücken über den Fluß; darum hieß, wie noch jetzt, die Brücke beim Rathhause die große.

Als nun eines Abends das dreibeinige Roß es wieder ärger machte als gewöhnlich, faßte ein Wagehals, des Lärmens überdrüßig, den Entschluß, hinaus zu gehen und zu versuchen, ob das lästige Roß zum Reiten auch tauge. Aller Abmahnungen ungeachtet wagte er sich heraus und zu ihm heran. Der Verwegene ward willig aufgenommen und munter Straße auf- und abgetragen. Das war ein herrliches Fahren. Aber das unheimliche Roß wurde immer größer und stieg mit dem Reiter sichtlich in die Höhe. Als es groß und hoch genug war, lenkte es unerwartet schnell in die Kirchgasse ein und drückte denselben so unsanft an den obern Bogen, daß er am Morgen zerquetscht und wie eine Bettdecke auf dem Boden ausgespreitet gefunden wurde. Seither stört das dreibeinige Roß in der Stadt Sitten die nächtliche Ruhe nicht mehr.

52. Unfreiwilliger Ritt.

Ist schon mancher durch die Klus nach Balsthal gereist oder von Balsthal durch die Klus nach Oensingen, aber doch

nicht so, wie der, den ich meine. Ein Gäuer Bursche diente als Hausknecht in Balsthal und war herzhaft, wie es viele junge Männer sind, wenn Frieden im Lande ist. Daher ließ sich's Lukas nicht nehmen, auch mitzuhalten, wenn die ledigen Knaben von Balsthal nach Laupersdorf oder St. Wolfgang streiften, um nach alter Uebung den Kiltstuben nachzuziehen. Einmal aber auf dem Heimwege von St. Wolfgang war es finster, wie in einem Ofenrohr und es trat einer da dem Freunde auf die Ferse, stolperte der andere dort über einen Markstein. Ein Trupp kräftiger Ackergäule aber, die nach altem Weiderecht im Freien die erquickende Sommernacht zubrachten, tummelten sich auf der nahen Wiese herum. Lukas, des Tappens im Finstern müde, will bald daheim sein. Er erkennt das nächste Pferd am frohen Wiehern als des Dorfwirths „Mutti", lockt mit Schmeichelworten den frommen Gaul und schwingt sich, den Kameraden gute Nacht wünschend, auf des willigen Thieres Rücken. Erst gehts in sanftem Trabe dorfwärts; allmälig wird der Hufschlag leiser, immer leiser und bald schweben Roß und Reiter hoch über Baum und Dachfirst, und tief herauf aus des Kirchleins engen Fenstern blickt dem kühnen Reiter der matte Schein des ewigen Lichts entgegen. Bange Schauer treiben ihm kalten Schweiß aus den Poren, der Angstruf stockt ihm auf der Zunge; laukalte Westluft kömmt ihm mit der Kraft von Bergbachsstürzen entgegen und doch ist alles so still; auch nicht der Laut von eines Käferleins doppeltem Flügelschlag unterbricht die furchtbare Nachtruhe. Schlaff hängen an ihm die bleiernen Glieder und frei segelt das Geisterpferd und ungelenkt südwärts durch den klaffenden Einschnitt des Berges, die Klus. Wohl hundert Klafter hoch über der Erde, dicht vor den trüben Fenstern des Schlosses Falkenstein vorüber, geht es. Mit Entsetzen sieht Lukas durch die kleinen Scheiben beim fahlen Oellicht den Schreiber des Landvogts am Pulte sitzen. Er bemißt das Gräßliche seiner Luftfahrt und erkennt die Teufelstücke des Rappen, der unter ihm mit steigender Hast dahinsegelt. Irrlichter huschen auf den vom Dünnernflüßchen bespülten Matten und endlich ertönt aus angstvoll zusammen geschnürter Kehle der Schrei: „Jesus Maria!" Es war Lukas, der so rief. Plötzlich verschwinden unter ihm Roß und Zügel; hoch aus der Luft herab fällt der halbtodt geschreckte Reiter, daß ihm schaurig die Luft im Barthaar kitzelt und wie von einer Höllenmaschine geschleudert, fährt er unweit

Densingen in einen dichten Dornbusch nieder. — Später, als er wieder zu Athem gekommen, erzählte er nicht ungern den schrecklichen Ritt.

53. Das Pferd als Schiedsrichter.

Als die zwei Gemeinden Erschmatt und Bratsch eine gemeinsame Kirche bauen wollten, war heftiger Streit unter ihnen, wo selbe sollte aufgeführt werden. Natürlich wünschten beide Gemeinden die Kirche in ihrer Mitte. Als alle andern Mittel zu keinem Verständnisse führen wollten, kam man überein, ein Pferd mit Kalk zu laden und da zu bauen, wo dasselbe würde stehen bleiben. Gesagt, gethan. Ein der Gegend unkundiges Pferd trug ohne Führer die Ladung auf den Platz hin, wo die Kirche jetzt steht, stellte sich gegen Sonnenaufgang und begann dreimal hell zu wiehern. Auf dieses Zeichen wurden die Leute einig und bauten eine schöne Kirche.

54. Kampf der Ochsen.

In der Alpe von Luvis kam täglich während dem Käsen ein Mann mit einer Axt unter dem Arme in die Sennhütte, und stand längere Zeit da, ohne ein Wort zu reden; dann ging er wieder fort. Den Knechten kam das sehr seltsam vor, aber keiner wollte ihn anreden. Der Senn allein wagte dies, als der Fremde am folgenden Tage richtig wieder kam. Der Unbekannte gab auf die Frage, warum er alle Tage zu ihnen komme, aber nie ein Wort rede, die Antwort: „Ich bin ein unglücklicher Mann, ihr aber könnt von meinem Elende mich erlösen, wenn ihr Muth habet." Dann fügte er hinzu, es solle einer der Hirten oder der Senn selber des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr hinaus an den See gehen, der in der Nähe der Hütte ist. Es würden dann zwei gewaltig große Ochsen, ein rother und ein schwarzer, aus dem See heraufsteigen und mit einander kämpfen, und zwar werde der Rothe dem Schwarzen weichen müssen. Gelinge es ihm dann, mit dieser Axt dem Schwarzen einen Hieb zu geben, so sei er erlöst, gelinge es ihm aber nicht, so solle er die Axt in den See werfen. Nach dieser Erklärung überreichte der Unbekannte dem Sennen die Axt.

Der Senn übernahm die Ausführung und verfügte zur rechten Stunde sich an den See hin. Er brauchte nicht lange zu warten, so kamen die zwei fürchterlich großen Ochsen mit entsetzlichem Gebrülle zum Vorschein, und zwar jagte der Schwarze den Rothen aus dem See heraus und auf dem Wiesengrunde umher. So sehr es dem Sennen darum zu thun war, dem Schwarzen einen Hieb zu versetzen, gelang das ihm doch nicht; denn der Schwarze schob durch seine Wendungen den Rothen immer dem Sennen zu, daß dieser, in Lebensgefahr, durch die beiden kämpfenden und ringenden Ochsen niedergestoßen zu werden, den Plan zur Rettung der Seele des Mannes, für welchen er das Wagestück bestand, aufgab, und die Axt in den See warf, worauf die streitenden Ochsen mit gräßlichem Gebrülle in die Wellen sich stürzten.

Seither soll zu gewissen Zeiten dieser See durch unsichtbare Macht stark erregt werden und hohe Wellen werfen, und das Gebrüll der selbst unter dem Wasserspiegel streitenden Ochsen zu vernehmen sein. Der fremde Mann aber erschien nie wieder in der Alphütte.

55. Der Kirchenbau.

Wohl jedem Fremden muß es auffallen, wenn er die romantischen Triften und Alpengelände von Reichenbach durchwandelt, die Kirche in einer so merklichen Tiefe, statt auf einer der zahlreich herumliegenden Anhöhen zu finden. Eine Sage, die jedem dort wohnenden Landmann bekannt ist, möchte das Räthsel lösen.

Nachdem Reichenbach von Aeschi getrennt wurde und nun eine eigene Gemeinde bilden sollte, mußte auch eine Kirche erbaut werden, mit deren Plan man aufs eifrigste sich beschäftigte. Es wurde beschlossen, dieselbe auf einer nahen Anhöhe, der Schärüte genannt, zu bauen. Bald war alles in Thätigkeit und lustig wimmelte es oben von emsigen Arbeitern. Aber als schon der Grund gelegt war und einige Mauern den Umriß der Kirche zeigten, erstaunte man, als in einer Nacht die angefangene Arbeit ganz zerstört und dem Boden eben dalag. Niemand wußte sich dieses erst zu erklären; allein man kam bald auf den Gedanken, daß da ein böser Geist spuke. Indessen ließ man sich darüber nicht abschrecken, und der mühsame Kirchbau wurde von neuem angefangen. Wie erstaunte man noch mehr, als auch diesmal das angefangene Werk an einem Morgen zerstört ge-

funden wurde, und noch mehr, da man zur Sicherheit drei Mann als Wacht ausgestellt hatte, die aber weder etwas gesehen noch gehört haben wollten. Auf gleiche Weise soll es noch einmal geschehen sein. Man sah nun ein, daß nicht der rechte Ort gewählt worden sei, und um diesen zu erfahren, habe man zwei Stiere aneinander gebunden und diese dann in einer Nacht frei gehen lassen. Wo nun die Stiere am Morgen gefunden wurden, da sollte die Kirche gebaut werden. Zum Erstaunen aller sollen sie mitten in einem Erlengebüsch neben dem vorbeirauschenden Reichenbach liegend gefunden worden sein, wo dann die Kirche wirklich gebaut wurde und noch heute dasteht.

56. Die verlorene Ziege.

An der Straße zwischen Herzogenbuchsee und Langenthal, bei „Trubers Brunnen", hütete ein Geißhirt. Zu seinem Schrecken bemerkte er einst, daß er eine der Geißen verloren habe. Nach vielem Suchen fand er sie im nahen Walde, wie sie den Boden aufscharrte. Er nahm sie mit sich, aber sowie er sie frei ließ, war sie wieder in den Wald entwischt, wo sie aufs neue scharrte. Als dies mehrere Male geschehen, fiel es ihm doch auf, er dachte an einen Schatz, fing an aufzugraben und kam auf eine schöne, große Glocke. Schnell eilte er ins Dorf, holte Leute und sie hoben die Glocke aus ihrer Gruft. Jetzt hängt sie im Kirchthurme zu Herzogenbuchsee.

57. Der schwarze Bock.

In den Gewölben des ehemaligen Schlosses Sauerberg im hohen Ormond-Thale liegen ungeheure Schätze in großen Käsekesseln. Der Herr von Pontverre, in voller Rüstung, sitzt mit hohlen Augen, die aus dem Helmgitter hervorblitzen, auf einem Lehnstuhle und zählt ohne Unterlaß die glänzenden Goldstücke. Ein schwarzer Bock, lang gehörnt, steht am Eingange Wache, bereit, jeden tollkühnen zu durchbohren, der in die wohlverwahrte Felsenkammer einzudringen versuchen sollte. Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Kettengerassel, Toben, Heulen und Stöhnen, wie wenn alle Berggeister und Drachen dort versammelt wären. Der erschrockene Wanderer erblickt auf den Zinnen schwarz gekleidete Frauen-

gestalten, weiß verschleiert, die im Kreise herumschweben und Geistertöne der Wehmuth hören lassen.

58. Der schwarze Ziegenbock.

Zwischen Gansingen und Büren im Aargau geht ein Fußweg längs dem dortigen Bache hin. Diesen wandelte oft ein zottelhaariger, großer schwarzer Ziegenbock, der die Thalbewohner unter vielen Gestalten, bald auch als Pferd, Esel, als Eber mit Feueraugen, als Schwein, welches einen kleinen Wagen mit sich führte, schreckte. Auch als riesiger Mann erschien er. Man kannte den Weg, den er machte, die Plätze, wo er sich gern aufhielt, bei eintretendem Ungewitter, die fünf Häuser der „Vorhölle" zwischen Ober- und Nieder-Büren u. a., wo er sein Unwesen zur Belästigung der Bewohner trieb. Sommers weidete er dort auf einigen Matten, wo niemand Gras oder Heu zu sammeln wagte, weil er als Bock oder als Riese sie vertrieb, wie er Wanderer in den Bach warf oder sonst in Furcht jagte. Er stahl Säcke Hafermehl von den Wagen und Winters in den Scheunen Futter, Heu und Stroh.

59. Die Schildwache in Paris.

Ein Bündner Soldat steht als Schildwache vor dem königlichen Schlosse zu Paris. Der Mann geht auf und ab und denkt an die Seinigen zu Hause und an das heimatliche Kirchweihfest, das heute begangen wird. Da kommt ein altes Weib des Weges und fragt ihn, ob er nicht in diesem Augenblicke zu Hause sein möchte. Auf die bejahende Antwort ertheilte ihm die Frau den Rath, sich auf das nächste Schwein zu setzen, das ihm begegnen werde. Der gute Mann thut, wie ihm geheißen wurde und befindet sich im nächsten Augenblicke in seinem Heimatsdorf, wo er mit den ländlichen Schönen ißt, trinkt und tanzt, bis sein edles Reitpferd ihn wieder in die stolze Königsstadt vor sein Schilderhäuschen bringt, wo gerade die Ablösung steht.

60. Die Geister-Sau.

Die Gegend, wo heute die Mühle und Säge in Räzüns stehen, heißt Giu Morè. Dort begrub man vor Zeiten die an

der Pest Verstorbenen. Und eben im Giu Morè sieht man dann und wann eine riesige Sau mit fünf Jungen, und zwar zwischen Nacht- und Tagesanbruch.

Diese gespenstigen Thiere haben feurige, furchtbar große Augen, die Sau solche so groß wie Wagenräder, die Jungen aber solche nur wie Pflugsräder. Nicht jedermann kann sie sehen, sondern nur solche, die zu gewissen Stunden das Licht der Welt erblickt haben. So hatte sich die Rosa Maron einmal vor Tagesanbruch dorthin begeben, um beim Morgengrauen die über Nacht gefallenen Birnen aufzulesen. Sie sagte, lange hätten die bösen Thiere sie herumgejagt, und sie habe immer in einem gewissen Kreise herumlaufen müssen, bis der Meßmer in St. Paul den Tag eingeläutet habe.

61. Erbauung der Kirche zu Montagny.

Geht man von Grandson nach dem Dorfe Montagny, so fällt auf jener ausgedehnten Ebene ein nicht gerade bedeutender Hügel ins Auge, welcher einige hundert Schritte von der Landstraße ab in den Gütern liegt. Dorten soll Karl der Kühne von Burgund einst sein Kriegszelt aufgeschlagen haben, da er zur Besiegung der Schweiz ins Land eingebrochen war und Grandson belagerte. Eine Eiche, von einem Kranz starker Tannen umgeben, steht auf der Spitze des Hügels; sie soll von den Ueberwindern Karls gepflanzt worden und gleich alt sein mit derjenigen, welche in der Nähe des Grandsoner Schlosses steht. Ein bejahrter Waadtländer Bauer, dessen Aecker bei diesem Eichenhügel liegen, ist der Erzähler nachfolgender alterthümlich lautender Sage.

Vor mehr als hundert Jahren ging einst der junge Johannes dieses Weges. Er war im Herzen tief betrübt; denn er kam eben von den Leuten her, welche ihm seine Armut vorgehalten und damit die Hand ihrer Tochter, um welche er warb, abgeschlagen hatten. Es ging auf die heilige Zeit, das Land lag voll Schnee, keine Seele war mehr auf dem kalten Wege; er überließ sich den trübsten Vorstellungen und in abgerissenen einzelnen Worten sprach er sich selber sein Herzeleid vor. Es dämmerte stark, da er hier vorüber den sogenannten Tuilerien zuging. Da hörte er vom Eichenhügel herab unvermuthet sich mit Namen nennen, ein Mann in sehr kostbarer Rüstung stand vor

ihm und sprach begütigend: „Johannes, ich weiß wohl, was dich quält, faß indeß nur guten Muth, bald soll alles anders werden. Komm nächste Weihnachten nach eilf Uhr allein auf diesen Hügel, da reicht gerade die Zeit hin, mir etwas in den See zu tragen; und wenn du dann anstellig genug bist, mir bis zwölf Uhr auch mein altes Wehrgehänge abzugürten und damit in aller Stille fertig werden kannst, so sind die Schätze zusammen dein, die in diesem Hügel stecken." Johann hatte kaum Zeit, dieses zu versprechen, so war der Geist verschwunden und alles wieder wie vorher.

Es waren noch zwei Tage bis Weihnachten. Johannes besann sich wohl, ob er nicht etwa eine Sünde begehe, wenn er die heilige Nacht zum Schätzeheben verwende. Doch er konnte sich aufrichtig gestehen, daß er es in keiner habsüchtigen Begierde unternahm, sondern in reinster Liebe zu seiner Margarethe. Er wußte, daß das treue Mädchen keinem andern als ihm die Hand geben werde; er erlöste und befreite also vielmehr sie, als nur den Geist eines muthmaßlichen Ritters. Um diesen Schatz also war es ihm zu thun, und er konnte diesen ja aufs glücklichste heben, wenn er die in jenem Hügel verborgenen Reichthümer erwerben und damit zum einbedungenen Heiratsvermögen gelangen würde.

So ging er denn auf die bestimmte Frist zum Hügel hin und traf da den Gerüsteten. Dieser klopfte an die Eiche, und sogleich versanken sie beide zusammen in die Erde hinab. Hier fanden sie sich in einem von vielen Pfeilern getragenen Gewölbe. Es war kerzenhelle. An den Wänden umher hingen Banner und Waffen. Ringsum an den Mauern standen Kriegswerkzeuge aller Art, selbst Geschütze und Kugelpyramiden. Dazwischen aber waren eben so viele Gefäße offen hingestellt, die einen schimmernd von Gold, die andern blitzend von Geschmeide. Jedoch da war keine Zeit, sich lange umzuschauen; denn alsbald kam aus der Weite der Halle ein dickes, kohlschwarzes Ungethüm auf allen vieren daher, und der Gerüstete sprach zu Johannes: „Hier ist meine Lieblingskatze. Diese wirf mir sogleich vom Tophet hinunter in den See, alsdann komme so schnell du vermagst wieder hieher. Hüte dich, eine einzige Minute zu versäumen, hüte dich, ein einziges Wörtchen zu sprechen. Es wäre dein Tod. Nun geh!"

Johannes that unverweilt, was ihm geheißen worden war. Halb athemlos kam er mit der mächtigen Katze auf den Tophet hingerannt. Dies ist ein Felsen des Neuenburger Sees, zu welchem eine aus Kieseln bestehende, aber von den Wellen längst wieder überspülte alte Straße geführt hat, ein sogenannter Heidenweg, auf welchem einst die Heidenpriester nach einem Tempel des Seegottes hinaus zum Opfer gezogen waren. Während er die Katze hier ins Wasser hinabwarf, kratzte ihn das sträubende Unthier noch so heftig, daß er schon ein Tonnerre de chat! im Munde hatte; aber der Warnung wohl eingedenk, die ihm der Geharnischte gegeben, verbiß er schweigend seinen Schmerz. Nun mußte er sich seine blutenden Hände schnell abwaschen, und auch dieses war aufs schleunigste abgemacht; denn kaum berührte er das Wasser, so wogte und stürmte der bis jetzt so zahme See in solcher Höhe daher, daß Johannes aufs eiligste entsprang und in den Hügel zurückfloh.

„Jetzt nimm dich zusammen," begann der Ritter, „nunmehr ist das Schwerste zu thun. Wisse, ich bin der Herzog Karl von Burgund. Seitdem ich vor jenem Schlosse dorten mein Wort den Schweizern brach, war das Glück von mir gewichen. Hier sitz ich in diesem Hügel geharnischt und bewehrt, bis sich ein Mensch finden läßt, der kühnlich mich entwappnet. Junge Eichen sind seitdem über meinem Haupte aufgewachen und wieder zusammen gefault; Tannen haben dann statt ihrer hier Wurzeln geschlagen; aber keiner eueres Geschlechts ist starkherzig genug gewesen, mir sein Wort zu geben und es bis zum Ende zu halten. Sei du es, und all deine eigenen Wünsche werden zugleich damit erfüllt. Hier dieses Schwert gürte mir ab. Aber schweigend wie das erste mußt du auch dieses thun!" Johannes machte sich daran. Der Mann schien neben seiner Hand empor zu wachsen, auf den Zehenspitzen stehend reichte er hinauf an das Wehrgehänge und knüpfte die gestickten Riemen auseinander. Da glitt das schwere Schwert aus der Scheide und schlug ihm eine tiefe Wunde. Sabre du ciel . . . wollte er schreien, aber zu rechter Zeit noch bemeisterte er sich, und da gerade schlugen die Thurmuhren zu Grandson und zu Yverdon auf einen Streich zwölfe. Somit war das Werk geschehen. Herzlich dankend überließ es der Geist nun dem beharrlichen Johannes aus den offen daliegenden Reichthümern nach seiner Wahl sich heraus zu nehmen. Johannes hatte nichts anderes bei sich als sein Taschentuch. Dieses

füllte er mit goldenen Thalern, so viel ihrer bis zum letzten Knopfe hineingingen. Beim letzten Goldstück sah er sich wieder droben bei der Eiche. Alles Uebrige war verschwunden, sogar die frische Wunde, nur das Geld im Tüchlein nicht.

Bald hernach heiratete Johannes seine treue Margarethe. Sein Eheglück war ein so dauerhaftes, daß er in seinen alten Tagen noch beschloß, dem lieben Gott dafür ein Zeichen schuldiger Dankbarkeit zu hinterlassen. Er vergabte daher an seine Mitbürger zu Montagny eine große Summe mit der Bedingung, daß man daraus eine eigene Kirche baue. So geschah es. Das Dorf hat es also diesem Abenteuer zu verdanken, daß es seither weder in die Stadt Grandson noch in die Stadt Yverdon, zwischen denen es gerade in der Mitte liegt, in die Kirche gehen muß. Am eignen Altare traut es seine Hochzeitspaare und lange noch nannte es jeden glücklichen Ehemann einen Johannes.

62. Der Valeishund.

In früherer Zeit waren die Bauern von Vilters und Wangs im Sarganserlande über eine Weide im Valeistobel im Streite. Die Sache kam vor Gericht, wo ein schlauer Wangser Erde von seinem eigenen Boden in die Schuhe und seinen Haarkamm, dort „Richter" genannt, und den Schöpflöffel in den Hut genommen und dann meineidig geschworen habe: So wahr stehe ich auf eigenem Boden, als mein Richter und Schöpfer über mir ist. Wangs erhielt dadurch die sogenannte „Kalberweid", die in Vilters noch der „gestohlene Boden" heißt. Dafür jedoch geistert der Meineidige, indem er als „Valeishund", nur ein Auge mitten auf der Stirne, Mitternachts bis Mels, dem Landgerichtsplatz, wandern muß.

63. Der schwarze Hund.

In Bern, als noch die sogenannte Silberstrecke unweit der alten Münze an der Aare vorhanden war, kannte man einen unterirdischen, langen Gang, vor dessen Oeffnung links ein Holunderbaum stand. In diesem Gange, das wurde vor Jahren fest geglaubt, hat mancher arme Bürger in seiner Noth Hilfe gefunden. Man durfte einmal zu heiliger Zeit hingehen und kam bis zu einer eisernen, von innen verschlossenen Thüre. Wer hilfebedürftig war, rief zweimal:

„Schultheiß N. hör' meinen Ruf!
Bald wird enden sich dein Fluch.
Gott sei deiner Seele gnädig!
Er mache dich von Sünden ledig!"

Dann vernahm er schwere Tritte, die Thüre ging auf und der gerufene Schultheiß erschien, in kohlschwarzem Sammt gekleidet, eine goldene Kette am Halse, neben ihm ein großer, schwarzer Hund. Er deutete traurig auf seinen durch Veruntreuung entstandenen Schatz und der Rufende durfte zugreifen. War einst die Kiste leer, so sollte der Büßende erlöst sein; im Jahre 1802 sei sie schon halb leer gewesen.

64. Der Fuchs.

Ein Mann aus Vill (Vild) bei Sargans kam spät Abends von Mels über Feld gegen Sargans. Unweit des steinernen Kreuzes fing er einen zahm scheinenden Fuchs und schob ihn in den leeren Sack, den er auf der Schulter trug. Als er zum „Stadtgraben", der Marke des Stadtgebietes, kam, rief eine Weiberstimme von der waldigen, bereits dunkeln Basathienwand: „Schwester, worum chunst nit!" Wie erstaunte der Mann, als eine ähnliche Stimme aus seinem Sacke antwortete: „I cha nit, i bi in d's Beter Seelen Sack!" — Entsetzt ließ er die Unholdin fahren, die mit gesenktem Schweife den Bergen zurannte.

65. Der verzauberte Fuchs.

Ein junger Mann ging einst Holz hauen. Da, mitten im Walde, erblickt er einen Fuchs; und wie er leisen Schrittes lauernd näher herzukömmt, bemerkt er mit Erstaunen, daß derselbe mit einem Stricke an einen Baum festgebunden ist. Schnell, mit erhobener Axt, eilt er hinzu; aber wie er den Blick zielend fester auf das Thier wirft, sieht er dasselbe mit so wunderbar tiefen, schönen Augen ihn um Erbarmen flehend anschauen, daß er die Waffe sinken läßt, den Strick entzwei schneidet, und dem Gefangenen die Freiheit gibt.

Nicht lange darauf treibt er Vieh zum Verkauf an den Luganer Markt. Nach wohl vollbrachtem Geschäfte fröhlich zurückkehrend, geht er in einem Misoxer Dorfe ins Wirthshaus und läßt sich ein reichliches Mahl, das ihm die hübsche, junge Wirthin

aufträgt, wohl schmecken. Als er die Zeche bezahlen will, weigert sie sich, etwas anzunehmen. „Erinnert ihr euch nicht mehr," fragt sie den Verwunderten, des Fuchses, dem ihr im Walde das Leben schenktet? Gut, das war ich selber, verzaubert." „Bei Gott," rief der Jüngling, „hab' ich doch die ganze Zeit mich fast zu Tode besonnen, wo ich eure hübschen Augen schon gesehen habe, so wunderbar bekannt waren sie mir."

66. Hase am Kreuzweg bei Remetschwyl.

Noch nicht vor langem kamen zwei Schwestern, die eine von Bellikon aus, die andere von Spreitenbach zu ihrer dritten Schwester nach Baldingen auf Besuch. Beide hatten abgeredet, sich in Killwangen zu treffen und von da aus zusammen nach Baldingen zu gehen. Auf der letzten Wegstrecke sahen sie Elstern unter immerwährendem Gekreische vor sich herfliegen; dieselben waren bis Baldingen mitgezogen und schwärmten ihnen auch dort noch nach, als man nachher ins Freie ging und mit dem Schwager die Felder beschaute. Deswegen vermuthete dieser auch gleich nichts Gutes; er schärfte den beiden, da sie ihn nach zwei Tagen wieder verließen, besonders ein, auf ihrem Heimwege ja recht vorsichtig zu sein.

In Killwangen trennten sich die zwei Schwestern wieder, die eine, um gegen Spreitenbach zu, und die andere, um auf ihrem gewohnten Wege nach Bellikon heimzugehen. Jene kam glücklich nach Hause, an dieser aber erfüllte sich jetzt das Mißgeschick, das durch die Galgenvögel ihnen angesungen war. Als sie nämlich in den Remetschwyler Weidgang kam, sah sie zwischen dem Holz und den Gemeindematten ein schönes kleines Häschen vor sich herspringen. Hätt' ich doch ein Flintchen! sagte sie bei sich selbst, und ergötzte sich herzlich darüber, daß das Thier so artig ihr im Wege vorausshüpfte. Als sie aber an den Kreuzweg kam, rannte der Hase mit einem male in der Richtung nach Remetschwyl zurück. Die Frau wendete sich um, ohne zu bedenken, was und warum sie's that, und lief nun anstatt den Bellikoner Weg, denjenigen nach Killwangen zurück, immer des sichern Glaubens, in der nächsten Viertelstunde an ihr Wohnhaus kommen zu müssen. Nun stieg sie aber mehrere Stunden durch Busch und Strauch, an abschüssige, steile Orte und war

gänzlich abgemüdet und verirrt, als sie endlich in Killwangen an ein Haus gelangte, wo zufällig noch einige Bursche zu Licht waren. Sie war so ganz der Meinung, sie stehe hier am eigenen Wohnhause, daß sie den ersten, der ihr die Thüre öffnete, mit Staunen über sein Hierherkommen befragte und ob denn ihr Mann nicht daheim sei. Nur schwer konnte man sie von ihrem Irrthum überzeugen und sie bereden, sich von den Burschen heimführen zu lassen.

67. Der dreibeinige Hase in Ober-Büren.

Im Oberdorf zu Büren im Frickthale trieb sich ein dreibeiniger Hase herum, der in vielen Ställen allerlei Unfug und Unglück anrichtete, und nicht selten Unerfahrene neckte. Am hellen Tage sah ihn einst ein Wagner, und warf eine Eisenstange, die er gerade in Händen hatte, nach ihm; allein im selben Augenblick rief ihm ein Nachbar zu: „Laß diesen Hasen um Gotteswillen gehen, sonst begegnet dir ein Unglück, der hat schon gar manchen getäuscht und verführt." Der Wagner suchte umsonst nachher seine Eisenstange, sie war nirgends mehr zu finden.

Ein rüstiger Bursche von Büren ging eines Morgens auf die Wiese, um im Tagelohn zu mähen. Es war etwa vier Uhr, als er in die Gegend kam, wo der Hase sich gerne aufhielt. Sogleich kam dieser auf ihn zu, allein der junge Mann nahm seine Sense ab der Schulter und schlug nach dem kampflustigen Thiere; dieser sprang lustig in die Höhe, und über die Sense und floh. Kaum hatte der Bursche einige Schritte weiter gethan, so stellte sich ihm der Hase von neuem entgegen. Wiederum nahm jener Zuflucht zu seiner Sense, so daß das Unthier sich endlich entfernte und verschwand. Allein im gleichen Augenblicke erhob sich ein schreckliches Getöse und Krachen, als ob das ganze Gansingerthal wie durch ein Erdbeben geschüttelt zusammenfallen wollte, und als der junge Mann auf die Wiese kam, konnte er mit seiner Sense keinen Schnitt thun, sie war stumpf und verdorben. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß dem Hasen das linke Bein gefehlt hatte.

Das Thier verleugnete aber auch ganz seine Natur, indem es sich keck und unerschrocken mitten unter die Menschen wagte. Als einst in der Ledergasse zu Gansingen — denn dieser Ort hatte früher noch seine ziemlich besuchten Jahrmärkte — ein Knabe

gestorben war, kamen nach damaliger Sitte alle Bekannten und Verwandten im Hause des Verstorbenen zusammen, um da für seine Seelenruhe zu beten. Es war aber gerade Sommerszeit und deswegen verrichteten die Leute ihre Gebete im Freien; während sie also im andächtigen Beten begriffen waren, sprang der Hase mitten unter sie. Natürlich hatte das Beten für einstweilen ein Ende, indem jedermann sich mit dem Hasen beschäftigte und die Unterhaltung einen ganz andern Charakter annahm. Der Hase jedoch eilte schadenfroh davon vor das Haus einer Nachbarin, welche gerade vor der Wohnung saß, schritt langsam auf sie zu, machte das Männchen und verschwand so plötzlich und geräuschvoll, als ob die Erde mit Getöse sich aufgethan, und er in sie hinein geschlossen wäre.

Als einst österreichische Soldaten in Gansingen und Büren einquartirt waren, kamen zwei Soldaten mit zwei Hunden von Gansingen herauf, eben als ein dreibeiniger Hase aus einem Stalle herauskam. Sogleich gingen die Hunde auf den Hasen los, welcher sich kühn zur Gegenwehr stellte. Die Thiere balgten und bissen sich eine Zeit lang herum, bis der Hase plötzlich verschwand, ohne daß die Männer, welche zuschauten, begreifen konnten, wohin er gekommen. Das Merkwürdigste dabei aber war, daß die Hunde nach so langem Kampfe doch ganz unverletzt blieben.

68. Erhängen am Strohhalm.

In dem kleinen Dorfe Rieden unterhielten sich die Bursche beim Dreschen über einen Selbstmord, welcher in der eine Viertelstunde entfernten Stadt Baden vorgefallen war. Das hat eben auch der Teufel gethan, sagte einer der Drescher, denn wo der mit im Spiele ist, da kann sich einer an einem Strohhalm erhenken. Nach mehrfachem Hin- und Widerreden erbot sich nun einer der Bursche, es auf den Versuch ankommen zu lassen, die übrigen möchten ihn nur schnell herunterlösen, wenn sie wirklich bemerken sollten, daß er darüber in Lebensgefahr käme. So erklettert er denn gleich den Steighaken in der Tenne, schlingt um die oberste Sprosse desselben einen frisch vom Scheunenboden genommenen Halm und steckt nun den Kopf in die Schlaufe. In diesem Augenblicke schießt an den Zuschauern vorbei ein fetter großer Hase durch das eine Tennenthor herein

und durch das andere offen stehende hinaus. Alle Burschen jagen ihm nach. Er läßt sich anfangs die Verfolger nahe auf den Leib kommen, dies steigert ihre Hast; und so setzen sie ihm so lange zu, ohne ihn erwischen zu können. Unverrichteter Dinge kehren sie endlich um; aber wie erstaunen sie, als sie ihren Kameraden auch jetzt noch am Strohhalm hängen sehen. Er scheint wirklich todt. Einer erklimmt den Steighaken, um den Halm zu zerreißen: umsonst! Nachdem man den Entseelten mit sammt der kindischen Schlinge am Hals in die Tenne herabgehoben, entwindet und entwickelt man den Halm freilich ohne Mühe, aber durch ihn hindurchgezogen findet man jetzt einen Eisendraht.

69. Die Hasenfrauen.

Noch ist in Bremgarten ein Weib in Erinnerung, das man dorten unter dem Namen der alten Siegristin kannte und das zugleich eine Hasenfrau gewesen ist. Sie wußte die schmackhaftesten Brotkuchen und Zwiebelwähen zu backen. Während sie die Eier dazu schon in die Pfanne geschlagen, den Teig zum Einschießen in den Ofen schon fertig hatte, fuhr sie in ihrer Backmulde auf dem Reußflusse erst noch bis ins Nachbarstädtchen Mellingen, andere sagen, bis nach Basel hinab, um da die größten Zwiebeln einzukaufen und auf ihre Schmalzkuchen zu streuen. Während man sie aber zu Mellingen entfernt vermuthete, konnte man sie doch gleichzeitig in ihrer Wohnstube wirthschaften und schelten hören, und ihrem Manne, der ein schlimmer Wirthshausläufer war, geschah es denn öfters, daß sie ihn unvermuthet in der Schenke überraschte und mit dem brennenden Ofenscheit heim trieb. In Gestalt eines stets an gleichen Waldstellen gaukelnden Hasen neckte sie den herrschaftlichen Jäger und besonders den Ehrenkaplan; allein statt des wohlgetroffenen Hasen vermochten die Schützen nichts anderes am Platze zu finden, als eines Weibes Haarschnur. Die Hasenfrau hatte sich also mittelst der Schnur in die Gestalt jenes Hasen gebunden gehabt, wie man sich mittelst eines Wolfsriemen Währwolfsgestalt anzaubert.

Einst wiederholte die Siegristin auch jenen Wettlauf, den das Märchen vom Schweinigel und Hasen erzählt. Zwei Bremgarter Bürger waren auf dem Marsche nach Luzern begriffen,

als sie in den Waldungen des Frauenklosters Hermetschwyl auf die Alte trafen. Auch sie sei gerade auf der Reise nach Luzern, äußerte sie, aber einer Vergeßlichkeit wegen müsse sie noch einmal in ihr Haus zurück, hoffe jedoch, gleichzeitig mit den beiden am Orte eintreffen zu können. Der Weg nach Luzern beträgt einen Tagmarsch und dazu der Umweg der Frau ein paar Stunden. Als nun die beiden Männer gegen Abend zum Stadtthor hineinschritten, kam ihnen wirklich die Alte bereits vom Seeufer her entgegen, wie einer, der seine Geschäfte am Orte zu Ende gebracht hat, grüßte höhnisch und schritt durchs Thor hinaus auf Bremgarten zu. So war sie also im Stande, mittelst des Wunschgürtels sich in Thiergestalt zu verzaubern, und fuhr im Backtrog bis Basel, oder lief in die Wette bis Luzern, ohne daß mittlerweile daheim ihr Brot kalt wurde.

Der Abt von Einsiedeln war im aargauischen Frauenkloster Fahr erschienen, das noch unlängst unter seiner Inspektion stand. Ueber Tisch erzählte ihm der Klosterbeichtvater von einem Hasen, der allen Jägern der Umgegend in den Schuß laufe und gleichwohl noch nie habe getroffen werden können. Der Abt entschloß sich alsbald zu einem Jagdgang, aber als ein gelehrter Herr lud er die Flinte vorher mit etwas Gesegnetem. Denn wenn der Osterkohlen vom Osterfeuer, am Karfreitag am Kirchhof angezündet, im Flintenkolben mit sich trägt, so kann ihm die Begegnung der Hasenfrau keinen Schaden thun. Draußen am Stand erschien ein übergroßer Hase, neckte und hänselte; ein Schuß und er lag todt. Da sie heimkamen, war im ersten Hause beim Kloster großer Lärmen; denn in dem Augenblicke, da der Schuß gefallen war, war hier ein Weib todt umgesunken, das bei den Leuten die Hasenfrau geheißen hatte. Man hatte große Mühe, dem Abte diesen Unfall zu verbergen.

Im aargauischen Dorfe Hettenschwyl waren einem Bauern die Schweine öfters erkrankt, ohne daß sich ein Grund dafür entdecken ließ; doch geschah es wiederholt, daß wenn der Bauer nachts noch nach den Ställen sah, dann ein Hase davon wegsprang. Letzteres beachtete er nicht, doch ließ er alle Schweine auf einmal abschlachten. Dies geschah im Winter, da eben die Berggegend tief eingeschneit war. Während der Metzger an seiner Arbeit stand, kam ein Weib, das man in der Umgegend für eine Hexe hielt, vom benachbarten Dorfe Leuggern her, scheinbar aus der Frühmesse, um in ihren Berghof zu gehen, gerade hier

am Hause vorüber. Sobald sie aber aus der Ferne sah, was hier vorging, schlug sie einen unbegreiflichen Weg ein; sie stieg die steilen Halden, die ohnedies jedem unwegsam sind und damals mannshoch verschneit lagen, schnurgerade hinan und verschwand droben vor aller Augen.

70. Die weissagenden Vögelein.

Die rätischen Volkssagen erzählen viel von Drachen, Lindwürmern und Basilisken. Nicht nur dieses Fabelthier, auch mancherlei Vögel, wie der Kukuk, die Schwalbe, der Hahn und desgleichen Katzen, Hase und andere sind Gegenstand der dichtenden Volkssage. Nach dem Volksglauben können sich Hexen in Katzen und Ziegen verwandeln; Schwalben bringen Glück ins Haus, ein über den Weg laufender Hase weissagt Unheil u. s. w. Wir finden in solchen Sagen den Glauben an wundersam heimliche Beziehungen des Menschenlebens zum übrigen Naturleben und namentlich zur Thierwelt. Schon im Alterthum und im Mittelalter war dieser Glaube unter vielen Völkern verbreitet. Wer den wenigen Sagen lauscht, welche im Munde des italienischen Völkleins am Fuße des Bernina leben, findet diesen Glauben in folgender Erzählung vom prophezeienden Vögelein.

Vor mehr denn hundert Jahren lebte im Thale von Brusio, zwischen dem Puschlaversee und der alten Grenzfeste Plattamala, in einem isolirten Hause eine habliche Wittwe mit ihrer einzigen Tochter. Beide trugen schon seit drei Jahren Trauerkleider. Der treue Hausvater war von einem von der Berghalde herabrollenden Steine erschlagen worden. Drei- und vierhundertjährige Kastanienbäume entzogen mit ihrem reichen Blätterschmucke die einsame Wohnung dem neugierigen Blicke des Wanderers. Im Garten an der Südseite des Hauses erquickten oft schon im Februar die wunderschönen Blüten der Aprikosen- und Pfirsichbäume das Auge, und von einem dreißig Fuß hohen Feigenbaume konnten im August und November süße Früchte gepflückt werden. Zu den Stubenfenstern herein winkten im Herbste blaue Weintrauben, während an den auf das Hausdach herabhängenden Aesten die Kastanien lachten. Auf den schuldenfreien Wiesen des seligen Lorenzo, so hieß der brave Familienvater, dessen thätigem Leben der Stein ein frühes Ende gemacht, wuchs für drei Kühe Winterung. Auf den Aeckern, welche schon seit langer

Zeit die Familie mit Brot versehen, wurde im Juli trefflicher Roggen geschnitten und sogleich wieder Heidenkorn gesäet, das nach wenigen Wochen schon geerntet werden konnte, und, wie bei den Israeliten im gelobten Lande, auf dem freien Felde ausgedroschen wurde. Martha und Luzia, so hießen Mutter und Tochter im einsamen Hause, würden sich besonders im Herbste, wenn ihre Tröge mit Früchten aller Art angefüllt und aus dem Ueberflusse viele blanke Thaler gelöst waren, glücklich gefühlt und an den langen Winterabenden fröhlich die Spindel gedreht haben, wenn sie nur den lieben Vater, welcher aus Rota's Handbuch den Morgen- und Abendsegen so salbungsvoll vorzulesen pflegte, im Winkel hinter dem Tische und an noch so manch anderm heimeligen Plätzlein nicht vermißt hätten. Wie manche heiße Thräne floß über ihre Wangen, wenn ihr Blick sich zur Halde emporrichtete, von welcher der verhängnißvolle Stein heruntersprang!

Die Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt träufelte jedoch kühlenden Balsam in die Wunden ihres Herzens.

Eines Abends, es war im August, trugen Mutter und Tochter den Backtrog in die schmucklose, aber reinliche Stube. Neben dem Ofen standen schon zwei große, lederne Säcke voll Roggenmehl. Es sollte am folgenden Tage nach der uralten Sitte des Thales, die sich in manchen Familien bis auf den heutigen Tag erhalten hat, Brot für ein halbes Jahr gebacken werden. Während Martha den Sauerteig unter das Mehl mengte, gedachte sie der Worte Jesu vom Sauerteig des Himmelreiches. Darum las Luzia noch ein Kapitel aus dem Neuen Testament. Die guten Leute hatten in der Schule sehr wenig gelernt. Um so treuer hatten sie sich das lebendige und lebendig machende Wort Gottes angeeignet. Am folgenden Morgen waren Mutter und Tochter früh auf den Beinen. Die rothtannenen Scheiter spretzelten lustig im Backofen und der Teig wurde mit starkem Arme geknetet. Martha und Luzia kannten nämlich den Kaffee nur vom Hörensagen; dagegen hatten sie schon manchen Pokal Veltliner getrunken, der damals noch Landwein hieß. Es war ein schwüler Tag. Kein Sonnenstrahl drang durch die dunkeln Wölkchen. Der sonst so blendend weiße Bernina war in einen schwarzen Mantel eingehüllt. Es dunkelte immer mehr. „Gott sei uns gnädig!" sagte die Mutter, indem sie von dem mühsamen Kneten ausruhte. „Nicht umsonst pflegt meine gute Großmutter

zu sagen, im August sei es nicht genug, täglich nur ein mal sich der Gnade des Herrn zu empfehlen. Der Gevatter Statthalter, dessen Vater und Großvater alles aufgeschrieben haben, was in diesem Thale sich zugetragen hat, sagte mir noch vor kurzer Zeit, der August sei der Unglücksmonat, in welchem der Fluß und die Rufen die Erntehoffnungen des Landmannes so oft vereiteln." Martha hatte noch nicht völlig ausgesprochen, als vor dem Stubenfenster ein kleines Vögelein eine gar wehmüthige Melodie anstimmte. „Da haben wir die Unglückspropheten," rief die sichtbar erschrockene Frau, indem sie das Vögelein verscheuchte. „Aengstiget euch nicht ohne Ursache, liebe Mutter," sagte liebreich zurecht weisend Luzia. Der Trentapes hat schon oft seine Stimme vor dem Fenster hören lassen, ohne daß uns deshalb ein Unglück begegnete. Wie sollte ein Vogel die Zukunft kennen, welche uns Menschen verborgen ist! Unser Heiland hat ja gesagt: „Seid ihr nicht viel mehr als die Vögel?" „Es kommt auf den Ton an," erwiderte Martha. „Die Kirchenglocken hatten einen ganz andern Ton, da sie dem seligen Lorenzo zu Grabe läuteten, als an dem Tage unserer Hochzeit. Gerade so verhält es sich auch mit dem Gesange des Trentapes. Oft trillert das Thierchen sein Liedlein so fröhlich, daß es das Herz erfreut. Diesen Morgen kamen aber so klagende Trauertöne aus seiner kleinen Kehle, wie vor drei Jahren vor dem Unglückstage, an welchem der treue Lorenzo todt ins Haus getragen wurde. Darum ahne ich auch jetzt eine schwere Heimsuchung." Der verscheuchte Zaunkönig, der, weil er kaum drei Quintchen wiegt, den Spitznamen Trentapes, d. h. Dreihundertpfünder, erhalten hat, ließ sich neuerdings hören. Auch Luzia fand diesmal die Töne wehmüthig, nahm sich aber, das heftig pochende Herz der Mutter gewahrend, zusammen und sagte einige Bibelsprüche von Schutz und Schirm des Allmächtigen. Inzwischen war der Ofen heiß geworden und das Brot mußte eingeschossen werden. Bald nachher erfüllte der Duft des trefflich gebackenen Roggenbrotes das ganze Haus. Besonders lieblich anzuschauen waren diejenigen Laibe, in welche die Hausfrau Eier gethan hatte. Der Tag des Brotbackens war in Brusio ein Freudentag. Nachdem man ein halbes Jahr hartes Brot geknackt hatte, freute man sich der frischen, wohlduftenden Brotlaibe. Heute konnte aber in Marthas Hause die Freude nicht zu ihrem Rechte kommen. So oft es eine kleine Ruhezeit gab, kam Martha immer wieder

mit ihren bangen Ahnungen. Es war ihr, als klänge noch immer der Gesang des Zaunkönigs in ihren Ohren. „Wir haben übel gethan,“ sagte sie, „an einem Freitage ein so wichtiges Geschäft vorzunehmen, wie das Brotbacken ist; überdies steht der heutige Tag auch unter den in meinem Kalender angezeichneten siebenundzwanzig Unglückstagen des Jahres. In Zukunft werde ich die alten Bräuche strenger beobachten.“ Es war schon spät am Nachmittage, als plötzlich das Haus von heftigen Donnerschlägen erzitterte. Luzia, die eben das letzte Brot aus dem Ofen zog, ließ vor Schrecken einen Laib von der Schaufel fallen. Ein fürchterliches Ungewitter, das schon seit ein paar Stunden in Puschlav gewüthet, ist im Anzuge. Das Vögelein erscheint noch einmal. Aengstlich flattert es vor dem Küchenfenster hin und her, und klagt so laut, als wenn jemand ihm die Jungen rauben wollte. „Ich verstehe deine Sprache, gutes Thierchen,“ sagte Martha, „du rufst: fliehet! fliehet! du hast uns schon am Morgen gewarnt, aber wir klebten wie Loths Weib, zu sehr am Irdischen und beherzigten deine Warnung nicht. Jetzt ist es zu spät, denn schon fällt der Regen in Strömen aus den schwarzen Wolken, schon höre ich die Wildkühe in allen Töbeln brüllen und Steine von den Höhen stürzen mit furchtbarem Krachen. Die Flucht ist zu spät, jeder Schritt würde uns dem Todesengel in die Arme führen. Bei der Brücke hat der schon vom gestrigen Platzregen stark angeschwollene Poschiavino unfehlbar die Straße überschwemmt und auf der obern Seite wird die Straße von den schmutzigen Wogen des Gaggiabaches angefüllt sein. Es ist kein Ausweg mehr vorhanden. Ueberdies ist es ja plötzlich so stockdunkel geworden, daß man nicht wüßte, wohin man tappe. Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen. Wir sind verloren, wenn uns der Herr nicht wunderbar errettet aus der großen Gefahr. Vor dem Poschiavino sind wir wol sicher; aber die Schlucht da droben, wo der gewinnsüchtige Priester vor Jahren den schützenden Wald an den Abhängen zerstörte, wird Verderben ausspeien. Horch! schon kracht es in der Höhe; die Rüfe ist losgebrochen; sie muß rechts oder links ausbrechen, weil ihr Bett noch vom vorigen Jahre her mit Felsblöcken und Schutt angefüllt ist. Das Krachen nimmt von Sekunde zu Sekunde zu; die Rüfe ist wirklich auf unserer Seite ausgebrochen! Die Felsblöcke zerknicken schon Kastanien- und Nußbäume! Gott sei uns gnädig!“ Während Martha also

spricht, beginnt der Boden zu zittern. Mutter und Tochter eilen aus der Küche in die Stube, werfen sich auf die Kniee und beten abwechselnd: „Allmächtiger Gott, der du überschwenglich thun kannst über alles, was wir bitten und verstehen, erbarme dich unser! Schicke deine Engel, daß sie eine Wagenburg und einen festen Wall um uns herum machen! Beschirme uns unter dem Schatten deiner Flügel! Lenke mit deiner allmächtigen Hand die Sprünge der Felsblöcke, daß sie unser Haus nicht anrühren! Sei du unser mächtiger Schild, o Herr, und behüte uns wie dein Augapfel! Ist es möglich, so errette uns aus dieser Gefahr; doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe, heiliger Gott! Was du thust, das ist wohlgethan!" Also beten die beiden Seelen in ihrer Angst, während draußen die verheerende Rüfe alles niedermacht und nur das Haus stehen läßt. Die ganze Nacht kam kein süßer Schlummer in die müden Augen. Als der Morgen graute, trat Martha ans Fenster. Welche Verwüstung! Schlamm, Steine, wovon manche die Größe eines Stubenofens hatten, entwurzelte und zersplitterte Bäume lagen in einem schauerlichen Chaos rings um das Haus aufgehäuft fast bis zu den Stubenfenstern. Die wohlhabende Wittwe, nach deren einzigen Tochter fast alle Jünglinge der Gemeinde schielten, war über Nacht arm geworden. Mit thränenden Augen betrachtete sie das Grab ihres irdischen Glückes. Während jedoch die ersten Strahlen der Morgensonne ihr sagten, der Gott, welcher im Ungewitter seinen Ernst geoffenbart, sei wieder freundlich, fiel auch ein Strahl der göttlichen Gnade in ihr betrübtes Herz. Davon erleuchtet, sagte sie: „Nicht klagen, sondern danken sollte ich dem Herrn für unsere wunderbare Rettung." In dem Augenblicke begann der Zaunkönig vor dem Hause zu singen. „Es ist ein Dankpsalm," sagte die Mutter zur Tochter, „wir wollen einstimmen!" Durch kindliches Gebet gestärkt, untersuchte dann Martha den Umfang der Verheerung und gelangte zur schmerzlichen Ueberzeugung, daß an keine Urbarisirung des in eine Stein- und Sandwüste verwandelten Heimwesens mehr zu denken sei, und deshalb auch das Haus, in dem der treue Lorenzo und seine Väter so lange glücklich gelebt haben, verlassen werden müsse. Martha folgte also der Einladung ihres alten, weiter oben im Thale wohnenden Vaters, mit der Tochter zu ihm zu kommen. „Ich besitze noch einen köstlichen Schatz," sagte sie, als sie mit der großen Hausbibel im Vaterhause an-

langte. Und der Großvater sagte zu Luzia: „Wenn du unschuldig und tugendhaft bleibst, wie bisher, so bist du noch reich genug."

71. Der Falkenfriedhof.

Mit dem alten Sennen auf dem Blasen waren die Ulricher nicht mehr zufrieden und dingten einen jungen aus dem Bernbiet, der sich tüchtig zu stellen wußte. Als der Berner Senne auf die Alp kam, war er heiterer Dinge und jodelte nach Herzenslust. Aber es scheint, daß sein Frohmuth einen Fehler hatte; er kam nicht aus reinem Gewissen. Der Senne ward krank und lag auf dem Sterbebett. Auf die Frage, wo er begraben werden wolle, antwortete er: „Nirgends anders, als auf der schönen Ebene auf Mellingen." Man staunte, daß der Senne für sein Grab keine geweihte Erde haben wollte; doch mochte man seinem letzten Willen nicht widersprechen. Sobald er das Zeitliche verlassen hatte, begrub man ihn an der bezeichneten Stelle. Aber wie düster sollte sein Grab werden! Alsogleich flog eine Menge von Falken herbei, die fort und fort das Grab umkreisten und ein wildes, grausenhaftes Geschrei erhoben. Die Hirten, die dieses sahen und hörten, geriethen in Schrecken, und das Grab des leichtsinnigen Sennen wird bis auf den heutigen Tag der „Falkenfriedhof" genannt.

72. Alraune als Kröte.

Ein Schuster aus dem Luzernergebiete besuchte jährlich die Zurzacher Messe. Einmal gab ihm ein Herr von da den Auftrag, nächstes Jahr eine Alraune mitzubringen, was der Schuster versprach. Das Jahr war bald herum, als derselbe, seines Versprechens eingedenk, zufällig bei einer Scheune vorbeiging und in der Mistjauche kleine Kröten sah. Es fiel ihm ein, der Thierchen eines als die verlangte Alraune dem Zurzacher zu bringen; er holte sich eine Apothekerflasche, fing und schloß eine Kröte hinein. Bis er in Zurzach anlangte, war sie viel größer geworden und der Herr empfing sie unter der Versicherung, es sei eine recht gute. Wirklich dankte im folgenden Jahre, als der Schuster wieder kam, jener Herr recht schön für die treffliche Alraune, die immer das Doppelte der Einlage ausbrüte und

bezahlte dem erstaunten Luzerner, der erst jetzt anfing zu glauben, eine hübsche Summe dafür.

73. Kröten in Goldstücke verwandelt.

So oft der Fuhrmann Peter Schmied von Laufenburg nach Basel zu fahren hatte, und das geschah jede Woche, lag ihm sein Weib mit der Bitte in den Ohren, ihr doch einmal ein Marktgeschenk mit heim zu bringen. Er war aber gar kein gefälliger Ehemann und hielt auf diejenigen Liebhabereien der Frau am allerwenigsten, die seine Kasse anstrengten. Endlich sagte er doch zu, als man ihm seine eignen Wirthshausschwächen und die Drohung zu hören gab, daß man ihn das nächste Mal, wenn er sich wieder so lange beim neuen Weine versäume, gar nicht mehr einlassen werde.

Solche deutliche Erklärungen hatte es denn schon öfter abgesetzt, aber noch immer war der Marktkram nicht eingekauft. Eben befand sich unser Schmied auf seiner neuesten Rückfahrt nach Laufenburg, und wiederum nur verspätet erreichte er jetzt Sisselen. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht und jedes Blatt am Boden zu erkennen. Da sah er am Kreuzwege beim Dorfe eine ganze Partie Kröten rastlos auf so schmalem Raume durch einander hüpfen, als ob man sie dazu abgerichtet hätte. Wie die Gedanken sonderbar laufen, so schien ihm zwar diese große Menge von Thieren in so bestimmter Grenze wohl wunderlich, aber erst jetzt erinnerte er sich zugleich des abermals versprochenen und wiederum vergessenen Baslergeschenkes. Noch dazu war es heute schon wieder viel zu bald für ihn Nacht geworden; und seine Frau pflegte nicht umsonst zu drohen, das wußte er. Da schien es ihm denn ein ganz lustiger Einfall, wenn er ein halbes Dutzend dieser Kröten in den Sack stecken und sie daheim statt des Marktkrames übergeben würde. Das müßte, dachte er mit Lächeln, einen solchen Schrecken absetzen, daß er aller kostspieligen Zumuthungen inskünftige bestimmt überhoben bliebe. Sechs fette Stücke, die sich leicht fangen ließen, waren bald in einem Zwilchsacke, und fest zugebunden wurde dieser in den Wagenkorb gelegt.

So spät er auch heute heimkam, so war diesmal die Frau doch freundlich und fragte schon vom Fenster herab, ob er ihr das Versprochene mitbringe. „Ei freilich," war die Antwort, „komm

nur herab und hols selber, im Sacke liegts wohl verwahrt dahinten im Wagenkorbe." Haus ab und Haus auf springt nun das Weib und sucht droben beim Lichte den festgeschnürten Sack aufzudrehen, während sich ihr Mann drunten noch mit der Fuhre zu schaffen macht, um ja dem bestimmten Lärm auszuweichen. Jetzt war der Sack offen, die Neugier ließ keine Zeit, erst hinein zu greifen, sie schüttelte ihn, wie er war, auf den großen Tisch aus. Welche Freude! Einen so kostbaren Marktkram hatte sie niemals gehofft: ein halb Dutzend gewichtiger Goldstücke rollten auf den Tisch, so glänzend, als wenn sie eben funkelnagelneu aus der Münze kämen. Während das Weib sie beäugelte, trat der Fuhrmann zur Stube herein und wollte kaum seinem Weibe, geschweige sich selbst trauen, als er sah und erfuhr, in welche Goldfüchse die häßlichen Kröten sich verwandelt hätten. Nun ward ihm eine vollständige Verzeihung zu Theil, und daß diese nachhaltig zwischen beiden Eheleuten gewesen ist, hat dem Erzähler seine Großmutter selber erzählt, die den Schmied und seine Frau noch wohl gekannt hat.

74. Die Heilkröte.

Ein Obwaldner hatte einst ein „böses" Bein. Täglich nahmen Uebel und Schmerzen zu, ungeachtet aller angewandten Mittel. Bisweilen saß der Mann auf die Bank vor dem Hause draußen, wo er die Wunde losband, reinigte und mit frischer Salbe belegte. Eines Tages kroch eine Kröte aus dem nahen Grase heran und krabbelte der eben entblößten Wunde zu, was aber der Kranke nicht freundlich aufnahm. Gleichwohl kam das Thierchen wieder und wieder. Verwundert erzählte der Kranke es dem Arzte, welcher ihn aufwies, die Kröte nur auf den offenen Schaden sitzen zu lassen. Er folgte dem Rathe und sie saugte aus der Wunde das Gift weg, schwoll aber dabei so sehr an, daß sie zerplatzte. Der Mann erfreute sich bald nachher vollkommener Genesung.

75. Die Hausschlange in Maihausen.

Auf einem der Luzerner Bauernhöfe Maihausen hatte ein Dienstmädchen die Kühe ihres Meisters zu melken, als darüber eines Abends eine große Schlange mit einer goldenen Krone auf

dem Kopfe durch die offene Stallthüre zu ihr herein kam. Das Mädchen gerieth beim Anblick des Thieres in Bestürzung; aber sie erinnerte sich, schon gehört zu haben, daß die Schlangen besonders gern Milch tränken. So faßte sie sich nun, machte behende ein Gräbchen in den Boden und schüttete Milch hinein. Der unbequeme Gast kroch herzu, trank behaglich und verschwand. Am andern Tage aber stellte er sich wieder um die Melkzeit ein. Da merkte das Mädchen, daß es sich nicht zu fürchten brauche, und gab dem Thier fortan die Milch aus einem eigenen Schüsselchen. Weil sie sonst ein heiteres und frisches Mädchen gewesen war, seither aber manchmal in sich gekehrt schien, dachte endlich der Meister, sie nehme etwa von einem Sennen der Nachbarschaft Besuche an.

Als sie ihm aber nach langem Sträuben ihr Erlebniß anvertraut hatte, schärfte ihr dieser ein, es ja recht geheim zu halten, fleißig zu beten und den Verlauf der Sache unter Gottes Schutz abzuwarten. Die Schlange kam noch immer, wurde täglich zutraulicher und schlief endlich beim Mädchen im Bette, und so blieb es bis auf die Zeit, da ein braver und hübscher Jüngling offen um die Magd freite. Als der Abend vor der Hochzeit da war, kam die Schlange wie sonst in des Mädchens Schlafkammer und nahm den gewohnten Platz ein. Morgens beim Erwachen war das Thier schon verschwunden; aber seine Krone hatte es diesmal in des Mädchens Schoß liegen lassen. Nie kam es wieder. Das Mädchen ward ein glückliches Eheweib; die Schlangenkrone hinterblieb als Hausschatz ihren wohlgerathenen Kindern.

76. Die beraubte Schlange zu Veltheim.

Die Schlangen haben ihr eigenes Reich und Recht; beleidigt man eine, so pfeift sie, und gleich kommt ihr ein ganzes Rudel zu Hilfe; ihre Königin hütet Schätze und ist meistens ein verwünschtes Fräulein. Wenn sie badet, legt sie vorher ihr Königskrönlein im Grase ab; kann man dies erwischen, so gedeiht einem alles. Die übrigen Schlangen schütten, ebe sie ins Wasser gehen, ihr Gift auf einem Ufersteine aus; nimmt man dieses der Weile weg, so müssen sie sterben.

So sah es der Schloßbauer auf Kastelen. Er heuete mit seinen Knechten bei Veltheim auf der am Thalbache gelegenen

Wiese, welcher von der Ruine herabkommt. Die Leute bemerkten, wie da eine Schlange eben ihr Gift auf einen Stein ablegte und dann ins Wasser kroch, um zu baden. Heimlich schlich sich ein Knecht zu, nahm den Stein mit dem Gifte und goß es in die mitgebrachte Trinkflasche. Nicht lange gings, so hatte die Schlange ausgebadet und suchte nun am Ufer nach dem Gifte. Da sie es nicht mehr fand, sprang sie mehrmals hoch auf, plätscherte im Wasser umher und wurde kurz darauf todt mit hinabgeführt.

77. Der Zauberkopf.

Ein gewesener Soldat im Solothurnischen, der dem Branntwein und dem Kegelspiel äußerst zugethan war, aber häufig kein Geld hatte, verlor einst im „Wilihof" seinen letzten Heller. Da nahm ihn die mitleidige Magd auf dem Wilihofe, die mehr als fünf zählen konnte, das „Schlangenfanger Anni," auf die Seite, gab ihm als Mittel, sich in solchen Verlegenheiten zu helfen, einen Schlangenkopf und sagte, diesen habe er während der Messe unter der Wandlung mit drei, fünf oder sieben Nadelstichen in ein Läppchen zu nähen und dann das Amulet bei sich zu tragen. Der Peter ging nächsten Sonntag in die Kirche, verbarg sich aber auf dem Lettner und that das Geheißene. Nachmittags kegelte er, den Schlangenkopf bei sich, und gewann zu Haufen. So an einem andern Orte folgenden Sonntag in der Weise, daß er Schläge fürchtend, sich mit Bedeckung entfernen mußte, und so den ganzen Sommer. Ihm fehlte nie Geld. Einmal aber hatte er aus Versehen die unrechten Hosen an. Da ging es, bis er keinen Rappen mehr hatte. Später wieder gut, dann wieder schlecht. Endlich fing ihm das Ding an zu wurmen. Erwachte er und erblickte an der Wand die Hosen mit dem Zauberkopfe, so dünkte ihn, der leibhaftige Teufel blinze heraus und ihn an, und vom Gewissen gequält, beichtete er seinen Scrupel bei den Kapuzinern. Der Pater machte ein bedenkliches Gesicht und legte ihm auf, den Schlangenkopf alsogleich zu verbrennen. Als er Sonntags allein zu Hause war, warf er den Kopf in die Glut des Ofens, staunte aber, als er sah, daß das häßliche Ding statt zu verbrennen, ganz blieb, endlich roth und dann weiß glühte wie Eisen. Erschrocken nahm er es heraus, versteckte es und befragte seinen Beichtvater aufs neue. Auf dessen Rath machte er im Walde an einsamer Stelle ein Feuer,

in welches er den Kopf mit den kleinsten Fingern der linken Hand, das Gesicht abgewendet, hineinwarf. Jetzt war er frei.

78. Der grüne Reiter auf der Schlange.

In der Gegend von Sumiswald, Wasen und Hornbach geht allgemein die Sage vom grünen Reiter auf der Schlange. Im Thale Hornbach befindet sich ein Bauernhof, welcher ebenfalls Hornbach heißt, nahe am Flüßchen gleichen Namens. Im vorigen Jahrhundert, so wird erzählt, waren die Mädchen jenes Hofes damit beschäftigt, ihre Wäsche an einer tief liegenden Stelle nahe am Bache zum Trocknen aufzuhängen. Da kam ein grün gekleidetes Männchen daher, welches ein Hälfterchen um den Leib gebunden hatte. Er grüßte sie freundlich und sagte ihnen, sie sollten ihre Wäsche bald wegnehmen, sonst könnte sie ihnen fortgeschwemmt werden. Die lustigen Mädchen lächelten; allein es kam wirklich bald ein starker Regen, und die dunkeln Wolken häuften sich so an, daß die Spötterinnen mit ihrer Wäsche eilten. Wie ein Wolkenbruch ergoß es sich über die Gegend des hintern Theils von Hornbach. Der Bach schwoll an, die Einwohner strömten aus ihren Häusern, um den befürchteten Verwüstungen des Baches wo möglich Einhalt zu thun. Zum Schrecken der Wäscherinnen kam auf der ersten mächtigen Welle eine ungeheure Schlange und auf derselben saß dasselbe grüne Männchen, mit welchem sie Vormittags gesprochen hatten. Das Hälfterchen hatte er der Schlange angelegt, und ritt so auf dem Wasser fort. Auf dem Rasen nahm sie einen Sprung über denselben hinaus, und jenseits wieder ins Wasser. Der Bach hauste fürchterlich; auf der Alp Hinterried wurden mehrere Kühe fortgerissen und ertranken; eine oder zwo derselben wurden stundenweit fortgetragen und gerade dem Bauer, welchem sie gehörten, auf seine Matte geworfen.

79. Der Drache fährt aus.

Das Alpenvolk der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt,

Bäume und Felsen mit sich reißt, pflegt es in einem tiefsinnigen Sprichwort zu sagen: „Es ist ein Drache ausgefahren.“ Folgende Geschichte ist eine der merkwürdigsten.

Ein Binder aus Luzern ging aus, Daubenholz für seine Fässer zu suchen. Er verirrte sich in eine wüste, einsame Gegend. Die Nacht brach ein und er fiel plötzlich in eine tiefe Grube, die jedoch unten schlammig war, wie in einen Brunnen hinab. Zu beiden Seiten auf dem Boden waren Eingänge in große Höhlen; als er diese genauer untersuchen wollte, stießen ihm zu seinem Schrecken zwei scheußliche Drachen auf. Der Mann betete eifrig, die Drachen umschlangen seinen Leib verschiedenemal, aber sie thaten ihm kein Leid. Ein Tag verstrich und mehrere; er mußte vom 6. November bis zum 10. April in Gesellschaft der Drachen harren. Er nährte sich gleich ihnen von einer salzigen Feuchtigkeit, die aus den Felsenwänden schwitzte. Als nun die Drachen witterten, daß die Winterzeit vorüber war, beschlossen sie auszufliegen. Der eine that es mit großem Rauschen und während der andere sich gleichfalls dazu bereitete, ergriff der unglückselige Faßbinder des Drachen Schwanz, hielt fest daran und kam aus dem Brunnen mit heraus. Oben ließ er los, wurde frei und begab sich wieder in die Stadt. Zum Andenken ließ er die ganze Begebenheit auf einen Priesterschmuck sticken, der noch jetzt in der heiligen Leodegars-Kirche zu Luzern zu sehen ist. Nach den Kirchenbüchern hat sich die Geschichte im Jahre 1420 zugetragen.

80. Das Ungeheuer im Lüscher See.

In einem kleinen Thälchen auf dem Heinzenbergergrate liegt der kleine Alpsee Lüsch; er ist von Heidekraut und Alpenrosen bekränzten Hügeln umgeben. Dieser kleine See ist in seiner lieblichen Umgebung ein Bild der Ruhe. Vor einem nahen Ungewitter aber, noch ehe schwarze Wolken den Himmel rings umnachten und der Föhn sich wilder erhebt und grausam pfeift, werfen die eigenthümlich geformten Bodengestaltungen einen Wiederhall zurück, der fernem Brüllen ähnlich ist und weithin gehört wird. Da sagen die Heinzenberger und Savier: „Der Lüschersee brüllt!“ hängen die Sense auf und tragen das Heu halb dürr in die Scheune. Von ihm geht die Sage:

Zur Zeit, da die Hirten mit den stolzen Burgherren und Raubrittern um ihre Freiheit kämpften, weideten friedlich ge-

sinnte Bauern ihre Kühe auf dem saftigen Rasen am Lüschersee und hatten ihre Freude am Treiben und harmlosen Ringen ihrer Herde.

Aber oben auf der Höhe stand ein Trupp Domleschger Burgherren, die von der Steinbocksjagd kehrten; die schauten hernieder auf Hirten und Herde, und es kam ihnen in den Sinn, an denen ihren Muthwillen auszuüben. Sie überfielen mit rohem Geschrei die wehrlosen Hirten, sprengten sogar mit Lanze und Schwert die armen Kühe in den See und der verschlang bald und erbarmungslos die zum Tode verwundeten Opfer. Die Bauern sahen mit Wehmuth ihre Habe versinken; in ihr Wehklagen mischte sich das Hohngelächter der rohen Sippe.

Das ächzende Brüllen der Thiere war kaum verstummt, als plötzlich der See anfing, unruhig zu werden, die Wasserfläche seltsam und gewaltig sich zu bewegen begann, wild aufrauschte und aus dem weißem Schaum ein grauenerregendes Ungeheuer ans Ufer sich wälzte. Diese gräßliche Erscheinung hatte die Gestalt eines ungeheuern Kuhbauches („Butatsch cun ilgs"), um und um dicht besetzt von tausend und tausend großen Augen, die unbeweglich alle auf nur einen Punkt gerichtet, ein entsetzenerregendes, Mark und Bein schmelzendes Feuer sprühten.

Von dem höllischen Blicke festgebannt, konnten die Frevler nicht entfliehen, und einer nach dem andern wurde von dem Ungeheuer, das sich auf sie zuwälzte, erdrückt. Die zu Tode erschrockenen Hirten aber blieben verschont und sahen, wie das Ungeheuer ans schaumbedeckte Ufer zurückrollte und in die tobenden Wellen des brüllenden Sees sich senkte, die über ihm zusammenschlugen, und der See wieder ruhig wurde, wie er es zuvor gewesen.

Seit diesem Gottesgerichte lebt die schauerliche Sage vom „Butatsch cun ilgs" im Munde des Heinzerberger Volkes fort, und alle hundert Jahre soll der See sein Ungethüm wiedergeben in Schrecken von zerstörenden Naturereignissen, welche die schöne, fruchtbare Halde verwüsten.

81. Der Lindwurm auf der Seebergalp.

Wer vom Diemtigenthal hinüber wandert ins Simmenthal und nicht den Grimmipaß benutzt, der geht hinter dem einsamen Bergdörflein Zwischenflüh rechts ab, steigt dem Narrenbach ent-

lang hinauf bis auf die Höhe der Muntigenalp, zieht sich südwestlich über die Einsenkung zwischen dem Niederhorn und dem Röthihorn und erreicht den Thalboden des Simmenthales bei dem Dörfchen Manried in der Nähe der alten Burg Mannenberg und des Fleckchens Zweisimmen. Gar sonnig und freundlich liegen die braunen Häuser von Manried mitten unter grünen Bäumen am Fuß eines steilen Bergabhanges zerstreut. Darüber hält ein dichter Wald von Tannen treulich Wache, daß die Felsstücke, welche sich in der Höhe oft ablösen, nicht ins Dorf hinunterrollen und in die Tiefe stürzen. So hätten denn, sollte man meinen, die Bewohner jenes Hirtendorfes von den Gefahren einer rauhen Gebirgsnatur nichts zu befürchten. Aber etwas anderes ist es, was sie beunruhigt und bedroht: es ist der Lindwurm auf der Seebergalp.

Südlich von der genannten Muntigenalp hoch über Manried zieht sich nämlich gegen das Röthihorn und den Chumigalm der Seeberg hinan, eine fruchtbare Alp, so genannt nach einem kleinen, blauen See, der sich dort befindet. Abgeschieden von aller Welt, selten von Menschen aufgesucht, vom Vieh möglichst gemieden, spiegelt dieses Seelein still für sich die Schönheiten des Himmels und der umstehenden Berge wieder. Wer je es sieht, ist entzückt von seiner verborgenen Lieblichkeit und seinem Frieden. Es ist gegen die rauhen Bergwinde wohl geschützt und deshalb immer ruhig, klar und wellenlos. Von Zeit zu Zeit aber, wenn weit und breit kein Lüftlein sich regt, fängt es in der Mitte an aufzuwallen. Das Wasser hebt sich, die ganze Oberfläche geräth in Bewegung, und immer mächtiger wogt es und braust und schäumt aus der Tiefe herauf, als ob die Quellen der Unterwelt sich aufthäten und ihre Wasser aussprudelten. Dazu läßt sich unten auf dem Grund ein dumpfes, wüstes Brummen hören, ein Schnaufen und Stöhnen und Gurgeln, das, je höher das Wasser schwillt, um so lauter und schrecklicher wird. Da fliehen die in der Nähe weidenden Kühe unter wildem Gebrüll, und die Hirtenbuben rennen erschrocken hintendrein. Denn es haust seit alten Zeiten in der Tiefe des Sees ein grimmiger Drache, ein Wurm, wie die Leute dort ihn nennen. Dieses Ungethüm, das alles, was ihm in die Nähe kommt, erbarmungslos verschlingt, kann oben nicht hinaus und findet zudem dort nur wenig Nahrung; darum gräbt es sich vom Boden des Sees immer tiefer in den Berg hinein, um sich so nach

unten einen freien Ausgang zu schaffen. Schon hat es den Berg bis auf eine kleine Strecke durchhöhlt. Oft aber kriecht es aus seinem unterirdischen Verstecke hervor und kommt bis an die Oberfläche des Wassers, um neue Kraft zu seinem Werke zu schöpfen; da wühlt es denn keuchend und brummend den ganzen See auf und trübt sein klares Gewässer. Bald aber senkt es sich wieder auf den Grund und bohrt sich mit doppelter Wucht in den Berg hinein. Es braucht nur, daß ein Erdbeben oder ein heftiges Ungewitter die Flühe in ihren Grundfesten erschüttere, so bricht es durch. Dann wehe dem unten liegenden Dörflein. In jähem Sprung wird es sich darauf hinabstürzen, weder Wald noch Schutzmauern werden es hindern können; es wird alles verwüsten und verschlingen — Manried wird untergehen.

82. Der Drache im Castieler Tobel.

Ehemals, als noch das Schloß „Castellum" zu Castiel in Schanfigg stand, hauste in der Nähe desselben im „tiefen Tobel" ein fürchterlicher Lindwurm, der den Weg durch das Tobel verlegte und der nur dadurch zu begütigen war, daß jeden Monat aus den drei Gemeinden Castiel, Cavraisen oder Lüen ein Mensch als Opfer ihm gebracht wurde.

Zu dieser Zeit kam ein riesenfester Mann mit seiner einzigen Tochter aus der Fremde über die Berge her und ließ sich in der Gemeinde Lüen nieder. Nun kam auch wieder die Zeit, wo der Drache, wie gewohnt, sein Opfer forderte; das Los traf die Gemeinde Lüen und gerade die Tochter des Fremden. Alle Rücksicht auf Selbsterhaltung verleugnend, beschloß er, zur Rettung seines Lieblings mit dem Drachen den Strauß zu wagen. Am bestimmten, schicksalsschweren Tage führte er an der Linken seine Tochter, die Rechte hielt das Schwert. Mit Beben sah das versammelte Volk der drei Dörfer einem schrecklichen Ausgange entgegen.

Unerschrockenen Herzens näherten der Fremde und seine Tochter sich dem Ungethüme. Dieses schwang seine Riesenflügel und stürmte mit weitgeöffneten, feuerschnaubendem Rachen hinzu, sein Opfer zu verschlingen. Der Muthige warf ihm eine Allermannsharnisch-Wurzel zu, stieß ihm schnell das Schwert in den

von Schuppen nur schwach bewahrten Hals und erlegte so den Drachen.

Gleich nach der ruhmvollen That sank er auf das Knie und dankte, mit erhobenem Schwerte, der Vorsehung für die Rettung aller von dem Ungethüme. Da fiel vom Schwerte ein Blutstropfen des Drachen herab auf sein Haupt und das schreckliche Gift desselben tödtete ihn augenblicklich.

Das dankbare Volk ehrte sein Andenken in seiner Tochter. An der Stelle, wo der Kampf mit dem Lindwurme stattgefunden, steht jetzt die Kirche von Castiel.

VIII.

Der wilde Jäger und das wüthende Heer.

Von allen Gottheiten der alten Deutschen ist Wuotan der erste Gott, der Schöpfer, Geber und Lenker aller Dinge. Er behauptete seine hehre Würde als solcher, bis mit der Ausbreitung des Christenthums die mehreren Gottheiten der Germanen ihr Ansehen und ihre Bedeutsamkeit verloren. Obgleich der Glaube an ihn sich erhielt, gab er seine Rolle als Regierer der himmlischen Mächte auf, und wurde dagegen Beherrscher der Hölle.

Als höllischer Jäger führt er nunmehr das wilde Heer an. Er erscheint nicht mehr in seiner herrlichen Gestalt mit goldenem Helme, schimmerndem Panzer und wuchtigem Speere. Der einst strahlende Gott, zum Höllenfürsten geworden, hat eine wilde, trotzige Gestalt angenommen, und jagt nun als Anführer des wüthenden Heeres in rasender Eile durch die stürmische Nacht dahin, ein Schrecken jedem Landmann, der sich fromm bekreuzt vor den spukhaften Unholden auf den flammenden Rossen.

Im allgemeinen stellt man sich das wüthende Heer als eine böse Geisterschar vor, welche hauptsächlich in den sogenannten zwölf heiligen Nächten, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage, wie eine finstere Sturmwolke dahin fährt, begleitet von einem furchtbaren Getöse, welches die meiste Aehnlichkeit mit dem Lärm eines ungeheuern Jagdzuges hat. Voran geht der getreue Eckard, hinter ihm Wuotan auf weißem Rosse; dann kommt der schauerliche Haufe gespenstiger Gestalten, in abenteuerlichen, scheußlichen Formen, die einen zu Fuß einherschreitend, die andern auf zweibeinigen Rossen reitend, andere auf Räder gebunden, die von selbst laufen, wieder andere kopflos daher stürzend, oder ihre Beine auf den Achseln tragend. Mit Raben, Nachteulen, Wölfen, Schweinen

ist der groteske Zug reichlich ausgestattet, der unter Saus und Braus, Jagdgeschrei und Getöse über Auen, Sümpfe, dichte Wälder, wie über Städte hinweg, ihrem Aufführer mit dem breitkrämpigen Hute und rückwärts rauschendem Mantel nachstürzt. Im Nu ist der geisterhafte Spuk, gleich einem Schattengewölke, verschwunden.

Wuotan hält seinen gespenstigen Umzug meist bei Nacht, und nur ausnahmsweise bei Tag, und von ihm hat der Zug, den er anführt, den Namen Wuotans Heer, und von der rasenden Eile und dem ungestümen Gebahren die nähere Bezeichnung das wüthende Heer erhalten. In der mittlern Schweiz jagt der Türst und an verschiedenen Orten der Schimmelreiter. Im Berner Oberlande heißen die in den Alpen donnernden Wetterriesen die Roththalherren. Statt des wilden Jägers erscheint jedoch häufig in der Sage des Volkes sein Wagen, auch Geisterkutsche genannt.

83. Der grüne Jäger.

Im solothurnischen Jura kam in Grenchen, wenn es rauh Wetter geben wollte, ein gespenstischer Alter vom Altwasser her, dem Eiholze zu, mager, bleich, mit kreideweißem, langem Barte und hohlen Augen, auf der Achsel ein Zwilchbündel, an dem er schwer und „bärzend" (stöhnend) trug. Am Wittibache legte er das Bündel ab, öffnete es und daraus kugelten schwarze Hündchen, jedes auf der Stirne nur ein Auge („Einauger"), die heulend den Alten umsprangen; zuletzt aus den zwei Endzöpfen des Bündels grüne Jägermännchen. Jetzt wirbelte der Alte in die Luft und fuhr mit dem Zuge auf und davon, mitten drin auf dreibeinigem schwarzen Hengste ein großer, grüner Jäger, der „Schwed" (zur Erinnerung an den Einfall Bernhards von Weimar 1637 in den Jura). Der blies ins Ohr zur Jagd, die unter „Utä, utä!" und „Hossässä!" wie im Wetter unter dem Heulen und dem Hin- und Herrennen der kleinen Jäger ihm nach dem Witi- und dem Moosbache zu, durchs „Leusemoos" und beim Bachtlebade vorbei, zum Galenwege tobte, der dort über den Jura nach Gallien geführt hat. Wer der wilden Jagd, dem Schweden, dem „Bachtlegeschrei" begegnete, blieb nur verschont, wenn er zu einer der drei ob dem Galenwege befindlichen Eichen mit Heiligenbildern flüchten konnte. Der Zug stürmte über den Berg ins jenseitige Thal.

84. Der graue Hundedieb.

Einer aus dem Traversthale ging mit seinem Hund auf die Jagd. Als er oben auf dem Creux du Vent (ein Halbkreis senkrechter Felsen) anlangte, sah er einen großen Mann an einen Stein gelehnt, gehüllt in einen weiten grauen Mantel, auf dem Kopfe einen großen breitkrempigen Hut, der das Gesicht völlig verdeckte. Der Mann, neugierig, trat grüßend näher, hatte aber den Mund geöffnet, als ihn ein Wirbelwind wol zwölfmal im Kreise herumdrehte, und als er zur Besinnung kam, er sich unten im Thale fand, wo er gefrühstückt. Den Hund sah er nie wieder. Dagegen wollte er zur Weihnachtszeit, wenn der wilde Jäger mit Peitschenknallen, Jagdruf und Hundebellen über das Traversthal hinbrauste, den Hund stets aus dem Lärmen heraus erkannt haben, weil das treue Thier jedesmal ob dem Hause vom Zuge etwas zurückblieb.

85. Drei Riesenbrüder kegeln.

Während einmal die jungen Bursche von Selzach auf ihrer Kegelbahn spielten, traten drei fremde, bärtige Männer in ihre Mitte und boten ihnen ein Wettkegeln an. Die Selzacher willigten ein, jeder Wurf sollte eine Maß Wein gelten. Sobald die drei Fremden erst warm geworden waren, schienen sie sich aufzurichten zu übernatürlicher Größe und Stärke, Kugel um Kugel entsandten sie mit solcher Gewalt, daß man im Thale das Rollen des Donners zu hören glaubte. Die Kugeln fuhren weit über die Dorfbahn hinaus und den Jura hinan, die einen wieder zurück, die andern fort über den Berg durch die Tannenwälder bis ins jenseitige Thal. Und noch heute sieht man an der Bergwand von Betlach bis Grenchen die langen schnurgeraden Felsrisse, die der Lauf der Kegelkugeln sich gebahnt hat. Die Selzacher mußten das Spiel bezahlen. Als aber aller vorhandene Wein ausgekegelt und vertrunken war, begaben sich auch die drei langbärtigen Hauptkegler zur Ruhe. Woher und wohin sie kamen, weiß man nicht.

86. Der Dreihundertjährige am Strichenberg.

Der Grethans zu Wölfliswyl befand sich, da man vor Jahren einmal im Gemeinwerke den Strichenberg abholzte, ganz

allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Theil Reiswellen und Stauden. Da kam aus einer unwegsamen Waldlücke heraus ein Mann zu ihm getreten in völlig rother Tracht. Ein rothes Wollenhemd reichte ihm über die Hüfte, er trug rothe Stumpfhosen und rothe Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten, funkelnden Messingschnallen und auf dem Kopfe einen Dreispitz. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäuzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut breit auseinander schlagen kann, war vor alten Zeiten einmal hier herum allerdings üblich gewesen, aber zum Aussehen dieses Mannes paßte er gar nicht, der, wenn er zum Uebrigen noch ein rothes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Grethans besann sich eben, von welchem Scheibenschießen doch wol der in diese weglose Gegend herkommen könnte; da begann der Rothe und sprach, indem er das Thal drunten überblickte: „Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich auch nicht so allein hier Holz gefällt!" Der Grethans dachte bei sich, also auch wieder so ein Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muß; und nicht einmal einen guten Tag bietet er dir, und duzt dich schon im ersten Augenblick! Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Fopper das gleiche Wort mit Nachdruck zurückgibt und sagte: „Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein, noch in großer Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier hauen können, weil wir vor dreihundert Jahren ja alle zusammen noch nicht auf der Welt gewesen sind, ausgenommen vielleicht dein Hut da."

„Das ist gar nicht die Ursache," sagte der Rothe begütigend; „sondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zusammen würden sich damals hier herauf gewagt haben, so viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wölfliswyl bekam ja von ihnen seinen Namen damals vor dreihundert Jahren."

„Das ist aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute gewesen," erwiderte Grethans; „sie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfest als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen sein. Hätten sie die Wölfe nur brav zusammen gepulvert!"

„Zusammengespießt, mußt du sagen," unterbrach ihn der Rothe; „denn in seinem ganzen Hause hatte der Bauer keinen Schuß Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platze

in Oberhof, den Ihr jetzt auf der Hofstatt nennt, hat der Erste gewohnt, und ausgebälgte Wölfe hingen so viele ringsum unter seinem Dachrande, daß er mehr Stroh, als jetzt auf euerm Felde steht, nur in die Wölfsbälge allein hinein zu schoppen hatte vor dreihundert Jahren. Aber jetzt ist eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obst vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühlinge der Oerkenbach groß wurde, schwamm er voll Schwarzkirschen, und im Herbste lag er so voller Aepfel, Zwetschgen und Nüsse, daß meine Base ihre Herbstwäsche statt im Bache, hieroben beim Heidenbrünnlein hielt; dann wurde allemal der ganze Strichenberg schneeweiß, wenn ihrer Schwester Tochter die Bett- und Tischtücher zum Trocknen aufhing vor dreihundert Jahren."

„Das muß aber schlechte Wirthschaft gewesen sein," erwiderte ihm der Grethans. „Da hätten sie doch Schnaps draus brennen sollen und Kirschwasser, anstatt es den Bach hinab schwimmen zu lassen, das viele schöne Obst!"

„Es ist gleichwohl auch nicht verloren gegangen," sagte der Rothe; „denn die Schweine haben sich herrlich mit gemästet, und trieb sie der Vetter einmal auf den Markt nach Basel, so warens ihrer so viele geworden, daß er mit den letzten noch nicht im Frickerthore stand, wenn die vordersten schon zum Mülhauserthore wieder hinausgezogen. Seht, da kommen die Rothen, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten sie ihm wannenweise mit Brabanterthalern und saumweise mit Elsaßerwein, wie er süß und herrlich gerathen ist vor dreihundert Jahren."

Jetzt wußte der Grethans nichts mehr zu erwidern, aber er dachte sich: mach' dich einmal fort, du Aufschneider! als der Rothe, ohne Abschied zu nehmen, sich kehrte und in der Richtung nach Oberhof bergab ging. Was für einen Weg will er denn da machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dorten über die bolzgerade Felsenwand hinunter ist wohl auch vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuß gekommen! so sagte Grethans bei sich selbst, sprang ein paar Schritte weit nach und schaute und staunte. Unaufgehalten schritt der Rothe ohne Weg und Steg geradeaus über die senkrechte Kluft und jenseits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm schnell zum Beten seine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Rothen immerwährendes Wort wurde ihm

plötzlich befremdend deutlich, er wußte nun, was es auf sich hatte, allein gewesen zu sein auf dem Strichenberg vor dreihundert Jahren.

87. Die Zwingherrn von Rorbach und Altburg.

Auf der Straße von Huttwyl nach Rorbach erblickt der Wanderer links neben Rorbach einen steilen Hügel mit geringen Ueberresten einer ehemaligen Burg, jetzt „das Schlößli" genannt. Die ganze Umgegend ist öde und der Wanderer vernimmt nichts als das eintönige Rauschen der Langeten. Einst aber war es laut hier, als der Tyrann auf Rorbach mit seinen Dienern tagtäglich hinunter ritt auf den Berg jenseits seiner Burg zum Schloßherrn auf der Altburg, wo sie mit einander Anschläge machten gegen das Landvolk.

Einst wollten sie die Rorbacher zwingen, ihnen eine Brücke zu bauen über dem Dorfe hin von einem Berge zum andern, damit sie sich ebenen Weges besuchen können. Das aber erregte einen Aufstand und beide Zwingherren wurden vertrieben. Seither ziehen die beiden bei jedem heftigen Ungewitter unter Lärmen und Peitschenknall durch die Luft von einem Berge zum andern.

88. Das alte Schloß bei Gontenschwyl.

Auf dem nächsten Berge des Dorfes Gontenschwyl zeigt man jetzt noch im Gestrüppe einen Sodbrunnen als letzten Rest des hier gewesenen alten Schlosses. Da sieht man bei hellem Tage Ritter und Frauen umherwandeln, und will das Wetter sich ändern, so hört man in sausendem Windstoß Jägerruf und Hundegebell wol eine Stunde lang. Als ein Mann dieses Weges nach Birrwyl ging, sah er schon von weitem hier etliche Personen so lustig den Berg herabkommen, daß er glaubte, eine Reisegesellschaft zu treffen, die er schnell einholen solle, um den hübschen Hochzeitsmarsch besser hören zu können, den sie bliesen. Als er aber den Berg erstiegen hatte, stand die ganze Schar unbeweglich dort, und während er deutlich drei Herren und drei Frauen unterschied, glaubte er mit Entsetzen wahrzunehmen, daß einer davon keinen Kopf habe. Er lief, bis er das Holz erreichte, und dort wagte er es zu seiner eigenen Beruhigung umzusehen. Kaum sechs Schritte hinter ihm fing es an zu

prasseln, als ob der Hagel schlage, und dann durch das Ober-holz zu rauschen und zu dröhnen, wie wenn die dicksten Stämme auf einmal umgebrochen würden.

89. Das Hoden-Schüerli auf dem Nack bei Leerau.

Auf dem Nack, einer Hügelspitze beim Dorfe Kirchleerau, sind noch Spuren eines ehemaligen Schlosses zu sehen; geht man östlich über den Kamm dieses Hügels fort, so kommt man zum Hoden-Schüerli. Es ist dies die höchste, aber wohlbebaute Stelle dieser bergigen Waldgegend, und hier führt der Pfad aus dem Leerauer Seitenthälchen hinüber in dasjenige der Rueder Ach zum Schlosse Rued. Vor dreißig Jahren, so erzählt ein Leerauer, gingen meine Schwester und ich als Aehrenleser den Weg über dieses Hoden-Schüerli. Wie wir den buschigen Hügel aufwärts zur freien Höhe kamen, sahen wir mitten auf ihr und hart am Wege eine schneeweiße Gestalt. Sie lehnte regungslos an einer Föhre, ein weiter faltiger Mantel hüllte sie fast ganz ein. Sie schien westwärts gegen den Nackberg gewendet. Eine Zeit lang schauten wir zwei nach dieser Gestalt, wir sahen genau, daß ihr der Kopf fehle. Da fuhr der Schreck in uns, und in weitem Umweg eilten wir über die Höhe die andere Seite hinunter in den nächsten Bauernhof. Hier langten wir athemlos an, und zuerst erblickte uns die alte, uns wohlbekannte Großmutter. Sie fragte um unsere Angst und wir berichteten schnell und unzusammenhängend, was wir so eben gesehen. Jetzt lief sie schnell in die Stube; es war gerade Mittags und der ganze Haufen ihrer Schnitter rings um den Eßtisch. „Den Löffel aus dem Mund," rief sie, „nur gleich hinaus zum Binden!" Die Schnitter lachten und hieltens für Spaß; denn das Wetter war herrlich, darum schien ihnen eine solche Eile ganz überflüssig. Aber der Großvater, dem die Frau indessen etwas ins Ohr geflüstert hatte, stand von der Ofenbank auf und sagte zu den Arbeitern: „Nun, habt ihr gehört, was die Mutter will? Ihr könnt ein andermal um so länger sitzen!" Wenn der redete, so galts. Und noch war es nicht vier Uhr geworden, als die Schnitter merkten, daß er recht gehabt; denn ein furchtbarer Sturm entwurzelte bald darnach die dicksten Bäume und hätte sicherlich alle Garben entführt, wenn man sie nicht schon rechtzeitig unter Dach gehabt hätte.

Vom Nack her hört man auch eine Kutsche über den Bergrücken hinfahren gegen das Hoden-Schüerli und von da in gleicher Richtung weiter auf den entgegengesetzten Hügelkopf, welcher Burg heißt. Hier liegt ebenfalls altes Gemäuer und man deutet es auf eine zweite Burg, welche durch eine eigene Straße einst mit jener auf dem Nack verbunden gewesen sein soll. Jetzt geht nur noch ein Fußweg durch das Gestrüpp, aber ein Windstoß wirft es zu beiden Seiten auseinander, wenn die Kutsche durchfährt. So geht sie über zwei Hochwälder hin, der eine ist der Rötler mit dem Enzegraben, der andere Bodematt geheißen. Hier auf der Burg gruben zwei Männer aus Moosleerau nach Gold. Sie meinten schon auf den Schatz zu stoßen, als sie durch eine Erscheinung verscheucht wurden, von der sie niemals weiter erzählen wollten. Der eine erkrankte darnach und starb bald, auch der andre verfiel in Siechthum.

90. Die Königin Bertha.

Den Thurm von Gourze unweit Cully im Waadtlande umschwebt der Geist der Königin Bertha, das Land schützend und segnend. Jeden Winter, wenn feuchte Nebel sich an den Abhängen der Berge lagern, erscheint sie in weißem leuchtenden Gewande über seinem grauen Gemäuer und streut aus voller Futterschwinge die Saat zu einer reichen Ernte aus. Später zur Weihnachtszeit in der heiligen Christnacht durchzieht sie als Jägerin, ebenfalls in leuchtendem Gewande, einen Zauberstab in der Hand, begleitet von einer lustigen Schar Geister, von dort aus ihr Reich, vor jedem Hause Halt machend und nachsehend, wo Ordnung und Fleiß walten.

91. Die Herrenkutsche bei Wittnau.

Westlich vom Rechberg bei Wittnau liegt der Buschberg. Auf seiner Höhe, die einst ein Schloß getragen haben soll, führt der Weg schräg über eine jähe Halde zu einem Wallfahrtskreuz, das von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften sehr zahlreich und sogar von den jenseits des Rheins gelegenen Dörfern des Schwarzwaldes als ein wunderthätiges besucht wird. Neben daran geht ein Fahrweg von dem Buschberge zum Lindberge hin, und ehemals, als dieser Weg noch nicht bestand, führte vom Lindberg aus eine lederne Brücke auf den Rechberg hinüber.

Tritt nun Regenwetter ein, so beginnt vom Buschberge her Musik und bald darauf erscheint die Herrenkutsche, in welcher die Schloßherren zum Besuch auf den Rechberg fahren. Ein Wittnauer Bauer, der im Jahre 1854 gestorben, erzählte darüber folgendes Selbsterlebniß. „Vor etwa siebzig Jahren, da auf diesen Frickthalerbergen noch der Weidgang üblich war, hüteten wir Hirtenknaben unser Vieh auf dem Buschberge. Da ließ sich am hellen Mittage Musik hören und gleich hernach kam eine Kutsche gegen unser Heuhaus heran. Die Bespannung waren vier prächtige Schimmel, auf dem Bocke saß ein Postillon in blutrother Uniform, alle Rockknöpfe glühten; wer aber innen in der Kutsche saß, konnte man bei ihrem schnellen Fahren nicht sehen. So fuhr sie gegen das Holzgatter des Hages hin, der unsere Weide einschloß. Dienstfertig sprang einer von uns zum Gatter voraus, um der Kutsche den Weg zu öffnen. Er meinte für diesen Dienst ein Trinkgeld verdient zu haben, und klammerte sich sofort an der Kutsche fest, um das Geschenk an der nächsten Felswand, wo man halten würde, in Empfang zu nehmen. Es wurde endlich Abend, und noch war der dienstfertige Kamerad nicht zu uns zurückgekehrt. Besorgt suchten wir ihn ringsum auf dem ganzen Berge; zuletzt entdeckten wir ihn, er hing über unsern Häuptern hoch auf dem Gipfel einer alten Eiche, mit den Füßen in deren Aeste verwickelt. Er wurde halbtodt heimgetragen, und starb nach kurzer Zeit in heftigen Fieberanfällen."

Besser kam ein anderer Wittnauer Bursche weg. Er war eben im Begriffe, einigen Schnittermädchen entgegen zu gehen, welche die Woche über hinten in den Bergen im Lohn hatten ernten helfen und nun am Samstag Abend in ihr Dorf heimkehrten. Da sah er querüber eine Kutsche fahren und beeilte sich sie einzuholen. Trotz seines Rennens konnte er sie doch nicht ganz mehr erlaufen; gerade streifte er das hintere Wagenrad mit seinem Hemdärmel, da stieg sie über die Gipfel des Eichen- und Tannenwaldes empor, und er hatte das Nachsehen. Am andern Morgen stand er mit einem sehr geschwollenen Kopfe aus dem Bette auf.

92. Die Sträggele und der Fürst.

Im Kanton Luzern erzählt man, es habe einst ein Burgfräulein leidenschaftlich die Jagd geliebt. Als einmal ihr Ge-

burtstag auf einen Fastenfreitag fiel, überkam sie ein Gelüste, frisches Wildpret zu speisen. Alle Anwesenden mißbilligten das, nur ihr Geliebter stimmte gleich bei. Beide ritten mit ihren Hunden hinaus, kamen aber nie wieder zurück. Sie fahren jeden Fastenfreitag um Mitternacht und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als die wilde Jagd ins Land hinaus, wo man dann von den schroffen Felsen des Pilatus durch das ganze Land das Gejägt mit Pferdeschnauben und Hundegebell, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind ziehen hört. Dann heißt es: „Die Sträggele und der Türst kommen.“

93. Das wüthende Heer.

Einst schlief ein Knabe auf dem Wege von Obersaxen nach Tavanasa in der Nähe der Burgruinen Heidenburg unter den Aesten einer riesigen Tanne. Da weckte ihn ein verworrenes Geräusch, wie wenn die Windsbraut in tödtlichem Kampfe läge, und über ihn hin raste ein Zug von wilden Reitern und Reiterinnen; sein Pathe selbst, auf feurigem Rosse, schloß den Zug. Das war das wüthende Heer, von dem er schon erzählen gehört.

94. Die zwölf Jagdhunde.

Auf der Nordseite des Berner Dorfes Ichterswyl hat einst ein Zwingherrenschloß gestanden, dessen Besitzer die Landleute drückte, bis sie ihn vertrieben und das Haus zu einem Schutthaufen machten. Nach und nach wuchs Gesträuche darauf und endlich ein Buchenwald. Das Volk der Umgegend scheute letztern, weil er der Aufenthalt war von zwölf kleinen Jagdhunden, die nachts Feld und Wald, Berg und Thal durchtobten und bellten, und oft bis nahe zu den Wohnungen kamen.

IX. Das Nachtvolk.

Das Nachtvolk zeigt sich, wie der Name bezeichnet, nur bei Nacht und immer in Scharen. In der innern Schweiz ziehen als solches geisterhafte Hirten oder Herden über die Alpen sowol, als durch Thal und Ebene, und wirthschaften gerade wie das wüthende Heer. Anders erscheint es in Bünden, wo es sich durchgängig weit gesitteter benimmt, als das wüthende Heer. Es kommt und verschwindet mit Geräusch und Gesumme; oft sogar mit herrlicher Musik, je nach der Bedeutung seiner Wanderung. Soll sein Kommen ein gutes Jahr anzeigen, bringt es Musik mit, steht aber Krieg oder Krankheit bevor, muß es tosend und lärmend sich zeigen. Es liebt bestimmte Wege und Stege, über welche es zieht. Gerne führt es durch Kreuzgassen, Grat- und Kreuztobel; aber auch einzelne unbewohnte Häuser und verlassene Alphütten sind seine beliebten Tummelplatze.

Wuotan hat beim Nachtvolke des Bündnerlandes nichts zu schaffen; er bleibt seinem wüthenden Heere getreu. Es ist Eckard, der auch hier den Führer macht. Er eilt dem Zuge voraus, in der Hand einen weißen Stab, und räth jedem, dem das Nachtvolk begegnet, rechts auszustellen. Der Letzte im Zuge führt ein Beil bei sich, womit er jedem, der nicht rechts ausweicht, ins Knie schlägt.

Oft sind sowol beim wüthenden Heere, als auch beim Nachtvolke zwei Züge, ein männlicher und ein weiblicher, die bald vereint, bald getrennt, die Gegend durchstreifen. Wie Wuotan beim wüthenden Heere und Eckard beim Nachtvolke die Führer sind, leiten Frau Holda und Berchta, die milden, freundlichen Göttinnen, auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen daherfahrend, den weiblichen Zug; seltsame Gestalten folgen auch hier der Führerin, es sind aber lauter Frauen und Kinder. Ihr Umzug ist das Zeichen eines

guten künftigen Jahres; bleiben sie jedoch aus, ists ein Zeichen ihrer Ungunst, ihres Mißfallens und sicherlich sieht man dann einem bösen Jahre entgegen.

In der Sage vom „entführten Sennen“ spielt das Nachtvolk als Windsbraut, in der „Wanderung nach Einsiedeln“ finden wir Eckard den Führer allein.

95. Das Nachtvolk im Emmenthal.

Im Berner Emmenthale kennt man unterm Namen Nachtvolk jenen mit einem Rauschen wie Adlerflug nachts durch die Luft fahrenden Zug düstergrauer Schatten, die im Herbste, wenn die Aelpler ins Thal gezogen sind, die verlassenen Sennhütten beziehen und dort ein lautes lustiges Sennenleben führen.

Nach der Abfahrt von der Alp Rämisgummen, als man schon mehrere Stunden weit war, bemerkte der Senn, daß ihm eine Kuh fehle. Da man derselben wenige Tage vorher das Kalb weggenommen, glaubte er, sie sei vom Zuge zurück, um oben ihr Junges zu suchen, und sandte einen Knecht zurück, das Thier zu holen. Richtig fand er es, mußte aber, da es schon spät abends war, in der Alp übernachten; er trieb die Kuh in den Stall und begab sich in das gewöhnliche Hirtenbett, die Gastern.

Bald hörte er aber das Nachtvolk mit wildem Lärm in die Hütte brausen und sah alle Anordnungen zu einem Mahle treffen, seine Kuh herführen, schlachten und kochen, während Halloh die Hütte füllte. Der Knecht, obwol er vor Angst die Bettdecke über das ganze Gesicht zog, mußte dem Tumulte zuhören und war nur froh in dem Gedanken, daß die Nachtgäste von ihm nichts wissen. Als aber das Volk nun am Essen und im besten daran war, rief einer: „Man muß dem da oben im Karrbette (das des Karrers in einem Pferdestalle, was auf fremdes Herkommen der Geister deutet) auch was geben.“ Der erschrockene Knecht kroch noch tiefer in sein Bett und wäre fast lieber unter Wilden gewesen. Als aber jemand die Leiter hinanstieg und ihm ganz friedlich ein duftendes Stück Fleisch bot, bekam er Muth und dachte: „Muß die Kuh mit Stumpf und Stiel aufgegessen sein, so will ich doch auch mithelfen.“ Er nahm

und das Stück war so trefflich zubereitet, wie er sein Leben lang nichts gegessen hatte.

Als der Morgen nahte, erstillte es und der Spuk verschwand. Der Knecht dachte bang an des Meisters Vorwürfe, wenn er die Kuh nicht heimbringe, wurde aber freudig überrascht, als er sie im Stalle deutlich muhen hörte. Da stand sie denn auch und ihr fehlte nichts, als daß sie hinten lahm ging, da ihr an einem Schenkel jenes Stück Fleisch fehlte, welches er verzehrt.

96. Der Melkstuhl auf der Seveler Alp.

Auf der Seveler Alp Altsäß kam den Sennen ein Melkstuhl, so oft man ihn im Untersäß (Unterweide) einstellte, niemand wußte wie, jedesmal wieder aufs Obersäß. Da hieß einst der Senn den Buben den Stuhl vom Obersäß herabholen und versprach ihm seine schöne Glockengeiß, wenns ihm gelinge. Der Bube lief, schlich, wie er oben ankam, zur Hütte, schaute durch eine Spalte hinein und sah auf dem Stuhle einen riesigen Mann am Kessel sitzen und feuern. Furchtlos, wie der Bube war, rannte er in die Hütte, riß den Melkstuhl unter dem Großen weg, welcher rücklings niederstürzte, und lief mit seiner Beute dem Untersäße zu.

Statt ihm aber Wort zu halten, lachte ihn der Senn aus. Da kam in der Nacht der Riesige aufs Hüttendach und rief mit schrecklicher Stimme durch die Schindeln herunter:

„Dem Buoben gehört die Glockengeiß,
Wären aber nit gewesen
Die Hitz und der Witz
Und die Beiß, die Glockengeiß,
Wär die geblieben."

Nach einer ähnlichen Sage von der Melser Alp lautet der Spruch:

„Hettist du nit Fürli heiß
Und Hundili beiß,
Und Messerli Spitz,
I witt der helfen d' Zitgeiß gwünnen."

97. Der Hirt auf dem Moléson.

Ein Hirt auf dem Moléson erzählt im Jahre 1832: „Ich bestieg eines Tages im Spätherbste den Berg, um Gemsen aufzulauern. Die Nacht rückte heran, ohne daß ich was geschossen

hatte, und ich mußte in einem Stafel auf der Seite von Villars-sous-Mont übernachten, welchen ich seit mehreren Wochen unbewohnt wußte. Desto eher war ich erstaunt, als ich näher trat, drinnen die bekannten Laute der Kuhglocken und Menschenstimmen zu vernehmen. Ich öffnete die Stafelthüre und erblickte mit Verwunderung in der Küche Wesen um das Feuer, wie ich sie nie gesehen: der eine lahm, der andere halb blind, der dritte vorn und hinten bucklich, der vierte aussätzig. Ihre Gesichtsfarbe war dunkelgelb und runzlich wie altes Schreibleder, und jedem fehlte der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Ihre mir völlig unverständliche Sprache glich dem Lärmen von Elstern. Sie sahen mich schief an, gaben mir aber ein Zeichen, mich auf einen Klotz neben dem Herde zu setzen. Ich that es, hielt jedoch meinen geladenen Stutzen zwischen den Füßen. Ohne meiner weiter zu achten, setzten sie ihre Sennenarbeit fort, kochten erst Käse, dann Nahscheid, wovon schon mehrere Laibe im Boden sich auf einem Brete befanden. Der Bucklige reichte mir harten, dünnen Zwieback und ein Stück Rindfleisch, das ich aber, so hungrig ich war, so zäh und unschmackhaft fand, daß ich halblaut sagte: „Da ist das Salz vergessen." Bei diesen Worten knirschten die Männer und schleuderten Blicke auf mich, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verzehren. Ich machte in Angst das Kreuzzeichen und sah plötzlich alles verschwunden und mich in tiefem Dunkel allein. Am Morgen erwachte ich matt vor Hunger auf gelöschten Kohlen, der Käse war ein Stein, der Nahscheid getrockneter Mörtel, der Zwieback ein Stück Schindel. Daheim angekommen, vernahm ich, die Nacht sei unserer schönen Spiegelkuh ein Stück Fleisch aus dem Leibe geschnitten worden, ohne daß Fremde im Stalle geschlafen hätten."

98. Das Nachtvolk in Peist.

Wie vor Zeiten in Peist das Todtenvolk stark umging, hat auch das Nachtvolk dort viel zu schaffen gehabt. So lebte daselbst einst und das vor nicht gar vielen Jahren ein Mann, Namens Chr. Brunold, Gemeinderathsschreiber, und der war ein äußerst thätiger und gewissenhafter Beamter. Keiner hatte so schöne Tage wie er und doch schaute er immer so verdrießlich drein, warum, das konnte niemand deuten.

Da kam einmal ein „G'spiel" (Jugendgenosse) aus der Fremde heim und zu ihm auf Besuch. Dem offenbarte er, daß er mit dem Nachtvolke gehen müsse, und das sei ihm schon in der Wiege „geprofetet" (profezeit) worden von der „Gotte" (Pathin) und die habe mehr können und gewußt, als andere Leute. Alle die, welche im Nachtvolke seien, müssen von drei bösen Dingen: „schlecht leben, eines „gähen" (plötzlichen) Todes sterben, oder mit dem Nachtvolke laufen" eines wählen; er habe nun das Mitlaufen gewählt.

Der „G'spiele" hieß ihn gutes Muthes zu sein und versprach, ihm zu helfen, wenn er ihm sage, wann er wieder mitmüsse und wo das Nachtvolk vorbeiziehe; auch er könne etwas mehr als andere. Brunold sagte ihm Zeit und Ort. Am bestimmten Abende legte der „G'spiele" sich auf die Lauer, und hatte eine starke Latte von Haselnußholz mit einem selbst gewachsenen Haken am Ende zurecht gelegt. So wartete er bis Mitternacht unter dem Stalldache des Brunold, durfte aber nicht von der Stelle, denn wer das Dachtrauf überschreitet, sieht kein Gespenst oder hat keine Kraft gegen Geister.

Das Nachtvolk kam richtig. Wie er dasselbe erblickte, nahm er die Latte mit dem Haken und zog den Brunold damit am Arm unter das Dachtrauf. Von der Zeit an mußte Brunold nicht mehr mit dem Nachtvolke gehen.

99. Der entführte Senne.

Auf der Alp Greina war ein Senne, welcher sich an einem regnerischen Abende zu den jungen Kühen auf den „Sattel" begab, um ihnen das nöthige Salz zu geben. Obgleich er längst wußte, daß die Nachtschar über diesen „Sattel" ihren gewohnten Zug hatte, und es ohnehin spät an der Tageszeit war, zog er guten Muthes hin. Auf der Höhe des Bergrückens vernahm er aber in seiner Nähe ein unheimliches Getöne und seltsames Geräusche, und von einer unsichtbaren Macht ergriffen, wurde er nicht weit vom Boden durch die Luft in ein ganz entlegenes Alpenthal entführt, das ihm ganz unbekannt war. In diesem Thale irrte er wol die halbe Nacht umher, ohne einen Ausweg zu finden. Endlich fing er an zu schreien; aber niemand hörte ihn oder gab ihm Antwort.

Die andern Sennen in der Hütte hörten vom Dache herunter eine klägliche Stimme, die um Hilfe rief, und machten sich, da ihr Genosse noch nicht zurückgekehrt, auf, ihn zu suchen, fanden ihn aber nirgends, bis der Vermißte nach anderthalb Tagen hungrig und ganz zerfetzt und zerschlagen in der Hütte ankam, wo er seine Abenteuer erzählte.

100. Wanderung nach Einsiedeln.

Einst hütete ein Knabe zu Compadiels im Somvix die Ziege an einer Steinhalde des Pic Gliems. Wie nun seine Thiere weideten oder umhersprangen, saß er auf einem Stein und dachte, wie er so lieber in die Kirche gegangen wäre, anstatt Geißen zu hüten, und ließ seinen Wunsch laut werden, „aber es ist zu weit." „O nein," sprach leise eine Stimme hinter ihm. Erschrocken wendete der Knabe sich um und sah einen Jungen seines Alters hinter ihm stehen, der sagte weiter: „Wenn du in die Kirche willst, so komm nur mit mir, eben läutets in Einsiedeln zum Amte, wir kommen noch recht." „Ja ich will gern, aber die Geißen?" „Die laufen nicht weg, komm, es läutet bald aus!"

Die beiden gingen, und der von Compadiels betrat eine ganz unbekannte Gegend. Noch keine fünf Minuten waren sie gegangen, als sie vor dem schönen Stiftsgebäude in Einsiedeln anlangten. Sie wohnten dem Amte bei, gingen dann im Orte herum, und unser Compadielser, der sein Lebtag solche Herrlichkeiten nie gesehen, konnte sich nicht satt sehen. Er verlor seinen Gefährten, so war er in Gedanken vertieft.

Die untergehende Sonne mußte ihn an den Heimweg mahnen; es wurde ihm bange, wie er ohne den Kameraden den Rückweg finden möge, rathlos stand er da und jammerte.

Wiederum stand der fremde Junge hinter ihm und tröstete ihn: „Komm nur," nahm ihn bei der Hand und führte ihn in Zeit von fünf Minuten von Einsiedeln wieder an die steile Halde von Compadiels, wo die Ziegen alle noch gemüthlich weideten.

Der fremde Junge verschwand aber vor den Augen des andern und dieser letztere ging nun nichts lieber als Geißhüten an der Halde, von wo durch den Fremden nach Einsiedeln geführt wurde, so oft er zur Kirche wollte.

Trotz der frommen Gesinnung schlich sich aber nun auch Gewinnsucht in die Seele des Hirtenknaben, und der wollte sich durch List das Selbstfinden des Weges nach dem Stifte aneignen, um auch Kameraden auf demselben dorthin zu geleiten, ohne Hilfe des Fremden und in der Absicht, dadurch Geld sich zu verdienen. Er nahm einstens zum Zwecke, den Weg sicher zu finden, kleine Holzstücke mit, die er von Zeit zu Zeit in die Erde steckte.

Sein Führer merkte die Absicht und führte ihn lange im Gebirge herum, ließ ihn hoch auf einem Berge sitzen und verschwand. Der Verlassene hatte drei Tage zu gehen, bis er diesmal wieder daheim war, und mit dem nach Einsiedeln wandern wars für immer aus.

X. Wassergeister.

Wie Frau Holda im Brunnen ihre Wohnung hat, so bewohnen auch die nach ihr genannten Holden, guten Holden das Wasser und werden dadurch zu Wasserholden, zu Genien des Wassers, die dann den üblichen Namen von Nix und Nixe tragen.

Die Nixe und Nixen erscheinen selten in Gesellschaft, meistens allein. Sie haben oft menschliche Größe, tragen einen grauen Hut und zeigen, wenn sie den Mund blecken, grüne Zähne; oft haben sie gleich den Wasservögeln übergroße Füße. Oft wagen sich die weiblichen Nixen ans Land zu den Menschen; man erkennt sie an dem nassen Saum ihres Gewandes oder dem Zipfel ihrer Schürze. Sie mischen sich, meist zu drei, gern in die heitern Tänze, die Abends unter der Dorflinde stattfinden; aber sie verschwinden jedesmal, sobald die Uhr zwölf schlägt. Auch erscheinen sie gern auf den Märkten, und da muß man auf die Preise achten, die sie bezahlen; denn je nachdem sie hoch oder niedrig sind, folgt Theuerung oder wohlfeile Zeit.

Unter dem Wasser haben die Nixen ihre prächtigen Wohnungen, in welchen sie ganz nach menschlicher Art wirthschaften. Oft bezeigen sich die Wassergeister friedlich und hilfreich gegen die Menschen, aber ein andermal werden sie ihnen auch gefährlich. Die Nixen locken gern durch ihren Gesang schöne Jünglinge in die Tiefe, und ebenso stellt der Nix schönen Mädchen nach.

Jedes Jahr fordert der Nix sein Opfer und zwar meist ein Menschenopfer, welches er, da es ihm nicht mehr freiwillig dargebracht wird, sich nimmt. Der Rhein und andere Flüsse, sowie die See verlangen ihr jährliches Opfer, und von den Ertrunkenen sagt man, der Nix oder die Seejungfer habe sie herabgezogen.

101. Die Nixe des Hüttensees.

In dem zürcherischen Dorfe Hütten lebte einmal ein schöner Jüngling mit dunklem Haar, aber hellen blauen Augen und frischem Mund. Er war der schönste und beste Knabe weit und breit und wo er auf der Kilbe (Kirchweihe) erschien, wünschte ihn jedes Mädchen zum Tänzer für den Abend und noch lieber zum Gatten für das ganze Leben. Der Jüngling aber achtete der schönsten und reichsten Mädchen nicht; ernst und gleichgiltig wechselte er Tänzerin um Tänzerin. Die Nixe im Hüttensee war ihm im Traume erschienen und so schön wie sie, war keines der Mädchen der Gegend; sie liebte er, die er doch niemals zu sehen und zu gewinnen hoffte. So oft er konnte, warf er sich in sein aus einem mächtigen Eichenstamm gezimmertes Schiffchen und ruderte auf dem kleinen Gewässer hin und her.

Als er einmal so das Boot auf dem glatten Spiegel hintreiben ließ, ergriff er plötzlich eine weiße Rose, welche er an seiner Brust trug, und warf sie als Liebespfand in den See. Da theilten sich die Wellen in der Nähe des Bootes und ein schönes Mädchen im leichten grünlichen Gewande der Nixen stieg empor. Es öffnete die Arme und rief mit der wohllautendsten Stimme: „Komm hinab zur Braut in die Flut!" Freudig sprang der Jüngling in den See und die Wellen schlossen sich sanft murmelnd über seinem Haupte. Man sah ihn nie wieder und nie fand man seinen Leichnam. Der See aber, in den er die weiße Rose warf, bedeckte sich fortan jeden Sommer mit weißen Seerosen, welche aus dem Garten des Nixenschlosses emporwuchsen. Und an stillen Mondscheinabenden hört man wol, wenn man schweigend am melancholischen Ufer des dunkeln Gewässers hinwandelt, ein leises Tönen, das kosende Geflüster der beiden Liebenden.

102. Das Wasserfräulein bei Zug.

Männiglich ist bekannt, daß im Jahre 1435 plötzlich zwei ganze Straßen der Stadt Zug in den See versanken; aber nur die Volkssage erzählt uns, wie dies zugegangen, warum und was aus den Versunkenen geworden. Es heißt nämlich, ein See- oder Wasserfräulein sei in den Sohn des Rathsschreibers verliebt gewesen, und dieser habe ihre Minne erwidert. Lange trieben

sie heimlich ihr süßes Spiel; da erschien die Nixe ihrem Geliebten eines Abends mit weinenden Augen und sprach: „Es ist das letzte mal, daß du mich siehst. Mein Vater, welcher in den Tiefen des Sees herrscht, hat meine öftere Abwesenheit entdeckt, mich zu Rede gestellt, und ich habe ihm gestanden. Er gerieth in heftigen Zorn und verbot mir den Umgang mit dir für ewig, es sei denn, du folgest mir hinunter in die Tiefe und lebest mit mir als Gatte in einem ehelichen Verbande." „Aber wie kann das geschehen?" entgegnete seufzend der Jüngling; „das Wasser ist ja nicht mein Element und du forderst ja meinen Tod." „Mit nichten," war des Wasserfräuleins tröstende Antwort; „trinke von diesem Wasser und du wirst unten so gut leben können, als ein Fisch." Der Verliebte trank, tauchte gläubig mit der Nixe unter und lebte einige Zeit herrlich und in Freuden in den Krystallpalästen des Seekönigs an der Seite seiner schönen Gattin. Allmälig aber schlich sich ein schmerzliches Heimweh in sein Herz; er gedachte seiner Eltern, Geschwister und Freunde auf der Oberwelt, gedachte der Freuden seiner alten Heimat bei Hochzeiten, Ringen und Alpfahrt und an die Freuden des Himmels, zu welchen Glocken und Orgelklang ihn riefen. Innig besorgt für den immer trauriger Werdenden, entlockte ihm die Nixe endlich das Geheimniß seiner Empfindung und beschloß, die Sehnsucht des Geliebten nach Möglichkeit zu befriedigen. Sie vertauschte in einer Nacht alles Wasser in den Küchen der beiden Straßen mit jener Flüssigkeit, welche die menschliche Natur fähig macht, auch unter den Fluten leben zu können, und am Morgen darauf versanken, mitten in den Freuden eines Festtages, jene beiden Straßen plötzlich in den See. Keiner der Versunkenen ertrank; ihre Wohnungen kamen unversehrt auf den Grund des Sees zu stehen; und der Sohn des Rathsschreibers fand seine Eltern, Verwandten, Bekannten und Freunde wieder. Bei sehr klarem Himmel können besonders scharfe Augen nicht nur die Giebel der Häuser, sondern auch das geschäftige Treiben auf den Straßen wahrnehmen. Oft dringen die Glockenklänge der versunkenen Kirchen, vermischt mit wunderbarem Orgelton aus der Tiefe des Sees, und die Schiffer, die es hören, ziehen die Ruder aus dem Wasser, bekreuzen sich und beten ein andächtiges Paternoster.

103. Die Wasserfrau im großen Moos des Murten Sees.

In dem großen Moos, das sich am nördlichen Ende des Murten Sees ausdehnt, haust und zwar vorzüglich in der Nähe des Sees eine Wasserfrau, mit langem grünen Haar und wasserklaren Augen. Voll Tücke zaubert sie auf das Moos schöne Blumen hin; wer kühn oder vielmehr verwegen genug ist, eine derselben zu brechen, der ist unrettbar verfallen. Sie zieht ihn hinab in ihr Schloß drunten in der kalten schauervollen Tiefe.

Eines Abends wandelte ein Jüngling von Fräschels mit der Geliebten unter traulichen Gesprächen durch das Moos hin. Die Fee hörte die beiden und ließ plötzlich unweit von ihnen eine herrliche Wasserlilie heranwachsen. Kaum erblickte der Jüngling die Blüte, so beschloß er auch, sie für die Geliebte zu pflücken; er verließ den schmalen gebahnten Weg und brach die Blume. Aber in demselben Augenblicke riß ihn auch die Wasserfrau mit gewaltiger Kraft in die Tiefe. Niemals kam er mehr weder todt noch lebendig zum Vorschein, und alle Nachforschungen nach seinem Leichnam blieben vergeblich. Aber noch viele Monde nachher sah man das Mädchen verzweiflungsvoll im Moos umherirren und unter Klagen und Thränen den Geliebten suchen.

XI. Die Fänggen.

Die Fänggen, welche in Bünden nur in den deutschen Thälern Prätigau, Davos, Schanfigg, Savien und im Gebiete von Churwalden hausten, waren ursprünglich ein gewaltiges, ächt deutsches Waldriesengeschlecht, das aber im Laufe der Zeiten zu einem minder ansehnlichen, freundlich gesinnten Zwergvölklein herabsank, das immer gutdeutschen Sinn und gutdeutsche Art hartnäckig behauptete.

Die Sage mißt den Waldfänggen gewaltige Stärke, Körpergewandtheit, Schalkhaftigkeit, Witz, List, genaue Wetter- und Kräuterkenntnisse, wie auch den Besitz von Geheimnissen für Alpenwirthschaft und Viehzucht bei; auch waren ihnen Goldadern bekannt.

Ihre Kleidung bestand in umgeworfenen Fellen von Füchsen, Dachsen, Mardern und andern Vierfüßlern; aber meist kleideten nur die weiblichen Fänggen sich damit. Die männlichen Waldfänggen schildert die Sage über und über behaart und mit Eichenlaub bekränzt.

Die Fänggen in Bünden lebten gesellig. Ihre Behausung war gewöhnlich der Wald, wo sie in Höhlen ihre Familienwohnungen eingerichtet hatten, besetzten und hartnäckig vertheidigten.

Außer dem allgemein bezeichnenden Namen führten sie noch einen eigenen, ihrem Gewande, ihrem Wohnorte, ihrer Persönlichkeit entnommenen, z. B. Stuzza-Mutz (Stutzkatze), Hoch-Rinta (hohe Rinde), Joch-Rumpla, Joch-Ringgla, Mugger-Stutz, Rauch-Rinde, Ur-Hans, Giki-Gäki, Uzy.

Lebten die Fänggen im Waldesdickicht harmlos beisammen, zogen sie dann vorzugsweise in die Alpen hinauf, in die Dörfer hinab, wo sie nützlich sein konnten; denn sie waren durchaus dem Menschen gut und dienten ihm treu und um die geringste Gabe, ja sie nahmen auch freudig den kleinsten Willen für die That.

Wurde ihre Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit aber mißbraucht, so machten sie sich grollend davon und kamen nimmer wieder. In den Alpen hüteten sie das Vieh, und unter ihrer Obhut verunglückte keine Herde, gedieh gegentheils aufs beste. Den Sennen gaben sie oft gute Räthe und bedingten sich zum Tageslohn nur ein bischen Milch oder oft nur den Schaum derselben. Zuweilen theilten sie dem Viehbesitzer ihre Geheimmittel für Alpenwirthschaft und Viehzucht mit, warnten sie vor Unwettern und gaben ihnen freiwillig oder gezwungen dann und wann ein Arkanum gegen Krankheit oder die Pest. In den Dörfern hüteten sie die Heimkühe oder die Ziegen und waren gerne Spaßmacher, oft Schälke, doch stets harmlos und treu; ihnen war nichts so zuwider, als Verrath und Falschheit der Menschen. Suchte man sie zu überlisten, waren sie bald auf und davon.

Gar oft übernahmen die Fänggen auch die Rolle der Hausgeister und Kobolde und waren, gesucht oder ungesucht, dem Menschen gerne zu Diensten bereit.

104. Fänggen-Mannlis Kunst.

In alten Zeiten, als man noch nicht so witzig war, wie heutzutage, bohrte man die Holzteuchel nur von einer Seite, und so wurden diese natürlich nur so lang, als der Bohrer war.

Nun kamen denn manchmal in den Wäldern wilde Mannli zu den Arbeitern, und lachten und kicherten in ihre Fäustchen, wenn sie bemerkten, daß diese die Teuchel nur so lang herzustellen verstanden. Wie dies besser zu machen, verschwiegen die Mannli beharrlich, wie oft die Arbeiter auch darum sie befragten.

Da verfielen die Holzhauer und Teuchelbohrer auf eine List. „Ja, jetzt weiß ich denn auch, wie man die Teuchel länger bohren kann, einer von euch hat es meinem Vater verrathen, und der hat es auch mich gelehrt. Heute sollst du mich nicht mehr auslachen," sagte ein Arbeiter im Furner Walde eines Morgens zu einem Wildmannli, das des Weges kam. „Ja, gelt, du kehrst das Holz um und bohrst auch von der andern Seite," lachte gutmüthig der kleine Wilde.

Nun hatte der Arbeiter „den Pfiff für sich", das Geheimniß errathen; und seitdem das Wildmannli selber geplaudert

und seine Kunst verrathen hatte, werden die Teuchel doppelt so lang als der Bohrer lang ist.

105. Das Wetter-Wildmannli.

Ein wildes Mannli kam einmal vor ein Haus auf Camana in Savien. Dort war eine Frau in der Hausflur am Käsen und lud das Männlein zu Speis und Trank ein. „Nein," sagte das Mannli, „das darf nicht sein, denn wenn ich unter ein Dach trete, so regnet es." Die Frau lachte und wollte es nicht glauben. Der Himmel war ja klar und die Familie der Frau eben vollauf mit der Heuernte beschäftigt. Wiederholt lud sie das Männlein ein, in das Haus zu kommen und Molken zu trinken. Das Mannli weigerte sich noch lange; die Frau fing an böse zu werden und nannte ihn einen Hochmuthsnarren. Endlich ließ er sich doch überreden, aber kaum war er unter das Dach getreten, so flogen Wolken heran, so daß im „Handkehrum" von reinem Himmel nichts mehr zu sehen war, und bald begann es in Strömen zu regnen.

Nun fing die Frau aber erst recht an, ihrem Grimm Luft zu machen und über das Mannli zu schimpfen, er sei schuld, daß es so unzeitig Regen gegeben habe. Sie ergriff noch den Ofenwisch und jagte den Unglückspropheten zum Hause hinaus. Das Mannli lief ins Weite, setzte ein Stück weit von der Hütte sich auf einen Stein und rief von dort aus der Frau drohend zu: „Wart, di ärgerts," und verschwand. Der Regen hörte augenblicklich auf, und viele, viele Tage war heißes Wetter; der Boden dörrte aus.

Die Frau hatte die Geschichte mit dem Mannli erzählt, und allgemein begann man zu glauben, sie sei Schuld am Regenmangel, sie solle wieder „Wetter" (Regen) machen. Und die Verwünschungen und Drohungen, welche die bedrängten Bauern zu Berg und Thal über sie ergossen, trieben die Arme von Hause weg, und in Schluchten und Höhlen mußte sie Unterkunft suchen. Sie hatte eine fromme Tochter und die trug ihr Speise zu. Als aber das Vieh auf dem ausgebrannten Boden nicht mehr weiden konnte und der Regen immer noch ausblieb, wurde sogar der Tochter verboten, der Mutter ferner Speise zuzutragen mit dem Bemerken, wenn das Vieh verhungern müsse, so müsse das Weib, das am Uebel Schuld sei, es nicht minder. Da ging

die Tochter in ihrer Betrübniß von Hause weg, setzte sich auf den nämlichen Stein, von dem herab das Mannli die Drohung gethan und fing an, erbärmlich zu weinen. Auf einmal stand das Wettermannli, das man seit seiner Verwünschung nicht mehr erblickt hatte, vor ihr und tröstete die fromme Tochter: „Lueg, es regnet, bist g'segnet!"

Und wirklich regnete es und regnete so schön, so anhaltend und so warm, daß bald wieder das schönste Grün die Weidefläche bedeckte, und das Vieh wieder ausgetrieben werden konnte. Auch holte man die arme Frau aus ihrer Schlucht herab, und ließ sie von Stunde an in Ruhe mit dem rachsüchtigen, wilden Wettermannli.

106. Die Fänggin Selbthan.

In der Alpe Tschuppen oberhalb Langwies spaltete ein Mann Latten zu einem Zaune, und wie er denn so emsig arbeitete, wurde er auf einmal von einer unheimlich aussehenden Figur angeredet. Es überfiel ihn die Furcht und doch durfte er nicht fliehen; denn das hatte sein „Hinter-Ehni" (Urgroßvater) schon erzählt, daß, wenn so was einem „komme", es das Beste sei zu bleiben, und daß durch einen „Pfiff" (List) allein man sich retten könne. So blieb er und dachte im Arbeiten nach, wie er das böse Ding wol los werden könne.

Nach einer Weile fragte er die Waldfänggin, denn das war eine solche, wie man sie heiße. Aber die Fänggin oder die Waldmutter, wie man diese Waldweiblein auch benamset, meinte listig zu sein, indem sie ihren rechten Namen verschwieg und lächelnd einen andern, „Selbthan" angab.

Wie der Mann eine neue Latte zur Hand nahm, fragte er die Wilde, ob sie ihm helfen wolle. Richtig, sie war dazu bereit und hielt ihm die Latte auseinander. Nicht faul zog der Mann die „Wegge" (Bisse, Keil) heraus und die Fänggin war eingeklemmt.

Der Mann flüchtete eilends, rief aber spottend zurück: „Selbthan, Selbthan." Bald aber hörte er viele Fänggen dem heulenden Weiblein zu Hilfe kommen, und die setzten ihm unverweilt nach. Hätte er nicht den Waldessaum hinter sich gehabt, wäre er in deren Gewalt gefallen, und sie hätten ihn in Fetzen zerrissen.

107. Das Fänggenweiblein in der Klemme.

Eine Waldfänggin sah einst in einem Walde des Thales Churwalden neugierig zu, wie ein Mann Latten spaltete. Sie saß an einen Baumstamm gelehnt. Da rief ihr der Mann, sie möge ihm doch ein wenig helfen und die Latten auseinander halten. Die Fänggin kam bereitwillig und half, stark wie sie war, aus allen Kräften. Da stach den Mann die Bosheit, plötzlich die Axt herauszuziehen. Die Latten schnappten sogleich zusammen und klemmten der Fänggin die Hand ein. Der große Schmerz über ihre schlecht belohnte Handlung brachte die Fänggin in Wuth; sie riß die Hand mit Zurücklassung von den Fingern los, ergriff die Axt, die der Mann im Schrecken über ihr entsetzliches Schreien und Geberden hatte fallen lassen, und schlug ihn auf der Stelle todt.

108. Das wilde Mannli.

Das letzte wilde Mannli auf der Alp Matschiels äußerte vor den Sennen einst, ihnen sei unbekannt, daß nach dem Käsen noch das Allerbeste in der Schotte bleibe. Sie wollten ihm das Geheimniß ablocken und stellten ihm Schnaps hin. Das Männlein roch daran, ging aber bald mit den Worten davon weg: „I trouw der nit, du chünntist mi bilürla" — übertölpeln.

109. Wie die Sennen das „Süßkäsen" lernten.

Vor alten Zeiten sollen die Sennen kein Verständniß von der Zubereitung des „süßen" Käses gehabt haben; ihnen fehlte das Mittel dazu, die Milch zum Gerinnen zu bringen, ohne sie sauer werden zu lassen, denn damals ließ man die Milch stehen, bis sie ganz dick war. Dabei kam aber nur saurer Käse zu Stande, der bekanntlich nicht besonders schmeckt. Die wilden Mannli verstanden aber die Kunst des „Süßkäsens", und von einem derselben hat einer unserer Vorfahren es gelernt. Nämlich im Maiensäße von Schuders lebte einmal ein wildes Fänggenmannli mit dem Sennen auf vertrautem Fuße und empfing von demselben gar mancherlei Geschenke und Gaben. Eines Abends sagte der Senne, er müsse morgen mit Butter zu den Seinigen ins Dorf hinunter gehen und bat das Mannli für ihn zu „käsen".

Der Fängge nahm den Vorschlag an, denn er wollte ihm nun einmal eine Probe seiner Naturwissenschaft zeigen.

Der Senne ging ins Dorf und das Mannli käsete. Wie erstaunte aber der Senne, als er am Abend zurückgekehrt war und den vom Fänggen gefertigten Käse kostete und dieser so süß schmeckte, wie die frische Butter. Lange suchte er das Fänggenmannli zu bewegen, ihm zu sagen, wie man „süß käsen" könne, aber unser Bergmännlein war nicht zu überreden. Da griff der Senne zur List. Mehrere Wochen nachher sagte er eines Morgens mit strahlender Miene, als der Fängge in die Hütte trat: „Jez chan i denn au süeß chäsa". Darauf ereiferte der wilde Kleine: „Häst süeßa Chäs gmacht, so häst au Mäga g'ha". Keine Miene verrieth den Sennen, daß er jetzt nun auch um das Geheimniß wisse, das der Fängge ihm immer vorenthalten hatte und probirte mit dem „Gizimagen"; der Versuch gelang, und er war fortan im Stande, den besten süßen Käs zu machen. Das Fänggenmannli, als es sich überlistet sah, gab die Freundschaft mit dem Sennen auf und wollte mit ihm weiters nicht mehr zu verkehren haben.

XII. Die Zwerge.

Die Zwerge, in der Schweiz unter dem Namen Erdmännchen, Bergmännchen, Toggeli, gute Leutlein, Getwerge, (Gottwergge, Godwerji) bekannt, hausten unter großen Steinblöcken, welche im Walde oder auf dem Felde lagen, in verlassenen Berghütten, hauptsächlich aber in Felsenhöhlen. Sie beschäftigten sich meistens mit Bergbau und mit Verarbeitung von Edelsteinen, Krystallen und Metallen. Ihre Wohnungen im Innern der höchsten Eisberge waren große Hallen, die auf krystallenen Säulen ruhten und mit Gold und Edelsteinen geschmückt waren, deren Glanz kein menschliches Auge vertragen konnte. Die Erdmännchen waren leidenschaftliche Liebhaber von Musik, Gesang und Tanz, der Kinder- und Elternliebe ergeben und bewahrten festen und treuen Familiensinn; namentlich waren bei ihnen die Gatten für das Wohl ihrer Frauen ungemein besorgt. Sie liebten Alpenkost, Milch und Brot, den Pflaumenbrei und das Schweinefleisch.

Während der Mensch langsam heranwächst, erst nach dem 15. Jahre seine volle Gestalt erreicht und dann siebzig Jahre lebt, der Riese hingegen steinalt werden kann, ist der Zwerg bereits im dritten Jahre seines Lebens ausgewachsen, im siebenten Jahre ein Greis, kann aber als solcher noch ein langes Leben führen, welches über das menschliche weit hinausreicht. Bald erreichen die Zwerge das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen und Daumen gemessen. Sie erscheinen, wenigstens die Männchen, als häßlich und langbärtig. Ihr Körper ist in ein weites, grünes Mäntelchen gehüllt und auf dem großen und allzudicken Kopfe tragen sie ein spitziges, rothes Käppchen. Es fehlt den Zwergen stets etwas an den Füßen; entweder haben sie an jedem Fuße eine Zehe zu wenig, oder sie verbergen die Füße sorgfältig,

die dann, wenn man sie entdeckt, Ziegen- oder Gänsefüße sind, worauf sie empört verschwinden. Als Namen, die einzelne Zwerge und Zwerginnen tragen, sind zu nennen: Muggistutz, Churri-Murri, Chussi-Mussi, Hans, Napfhans, Hans Oefeli-Chächeli, Senfchörnli.

Blieben die Zwerge in ihrem stillen Treiben ungestört, so hielten sie Frieden mit den Menschen und erwiesen ihnen, wo sie konnten, Dienste. Sie kamen im Frühlinge von ihren Winterpalästen hervor in die Vorberge, trieben ganze Herden von Gemsen vor sich her, welche ihr Eigenthum waren und unter ihrem besondern Schutze standen. Aus der Milch dieser Thiere, die sich ohne Scheu von ihnen melken ließen, bereiteten sie wohlschmeckende Käse, denen die wunderbare Eigenschaft eigen war, daß sie sich nie aufzehrten, sobald man ein Stückchen von ihnen übrig ließ.

Die Zwerge hüteten sorgsam ihr Vieh, wenn es auf gefährlichen Stellen an abschüssig steilen Alptriften graste, und leiteten, doch gewöhnlich bei Nacht, verirrte Thiere zu den Herden oder der Wohnung ihres Herrn zurück. Sie besorgten im Winter wochenlang das Vieh, wenn es in seinen Ställen verschneit war, und niemand hinzu konnte. In futterarmen Jahren übernahmen sie wol auch die Ernährung einzelner magerer Kühe und Ziegen, oder wol gar die Abwartung und Pflegung des sämmtlichen Viehstandes für die ganze Winterszeit. Bei solchen Gelegenheiten führten sie die Thiere mit sich hinweg nach ihren Speichern, die reichlich mit Futter versehen waren, und sich tief in den Bergen drin befanden. An diese Dienstleistung knüpften sie jedoch gewöhnlich gewisse Bedingungen, die der Besitzer des Viehes streng zu halten hatte, sollte demselben kein Schaden widerfahren. Die Zwerge zeigten sich auch als geschickte Heuer, schnitten zur Erntezeit das Getreide und banden es in Garben, wenn böse Wetter im Anzuge waren, was ihnen auf viele Tage vorher bekannt war. Sie lehrten die Sennen das Käsen und selbst das Jauchzen und theilten fleißigen Ackerleuten von ihrem neugebackenen Brote oder Kuchen mit. Gegen arme Kinder, welche von ihren Eltern zur Winterszeit in den Wald zum Holzsammeln geschickt worden waren, zeigten sie sich besonders gütig und mitleidig. Bald legten sie ihnen das schönste Reisig auf die Fußwege hin, daß sie es sonder Mühe finden und bei Zeiten wieder daheim sein konnten; bald schenkten sie ihnen kleine wohlschmeckende Käse. Auch halfen sie wol dann und wann während den langen Winterabenden fleißigen Mädchen beim Spinnen, und brave Jünglinge, welche heiraten wollten, beschenkten sie.

Für diese ihre Hilfleistungen forderten die Erdmännchen aber auch gleiche von den Menschen, deren Beistand ihnen in manchen Fällen nöthig erschien. Zum Danke belohnten sie die erwiesenen Dienste mit einer Schürze voll Kohlen, die nach Hause gekehrt, sich in Gold verwandelt hatten. Achtete man die Gabe zu gering und warf man sie weg, riefen sie einem zu: „Je mehr du zerstreust, je mehr du's bereust!"

Die Zwerge waren als überirdische Wesen zauberkundig. Außer der Gabe, sich unsichtbar zu machen, hatten sie auch diejenige, sich zu verwandeln in was sie wollten. Sie verfügten über das Wetter, wozu sie namentlich ihre Liebe zur Musik verwendeten. Auch waren sie heilkundig und wußten allein die besten Mittel gegen Pest und Seuchen. Ihnen war auch die Gabe der Weissagung eigen.

In ihrem Verkehr mit den Menschen machten die Zwerge oft bittere Erfahrungen; denn nicht immer trugen sie Dank als Lohn für ihren freundlichen Beistand und ihre Gutmüthigkeit davon. Besonders grollten sie der menschlichen Treulosigkeit. Aus den bewohnten Gegenden zogen sie sich nach ihrem verborgenen Reiche im Innern der Berge, um da in ihren krystallenen und goldreichen Höhlen zu bleiben und nie mehr vor den Augen des undankbaren Menschengeschlechtes zu erscheinen. Als Gründe dieses Schrittes gibt die Volkssage bald die unziemliche Neugier der Menschen, das Treiben der Zwerge zu belauschen oder die geheimnißvolle und stets verborgene Natur ihrer Füße zu ergründen; bald war es der Lärm der Axt, welche die Wälder zum Behufe des Landbaues und der Gründung von Wohnungen umhieb, oder die lärmenden Hämmer und Maschinen, durch welche die Menschen die stille Gewerbsamkeit der Zwerge ersetzten, oder der Bau von Kirchen, deren Glocken sie in ihrer alten Heimlichkeit störte.

Im Alpenlande heißen die Zwerge als Besitzer der Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, welche in unermeßlicher Menge angehäuft sind, Venediger. Dieselben erscheinen alljährlich, wie das Volk meinte, aus Venedig, um Schätze zu graben und werthvolle Steine zu suchen. Die Volkssage schildert die Venediger als schlicht schwarz gekleidet und mit Bergspiegeln versehen, in welchen sie alle verborgenen Schätze entdecken, sowie mit Metallkugeln, welche in ihren Händen anzeigen, wo Gold liegt. Sie fliegen auch auf einem Tuch oder Mantel durch die Luft. Wem sie wohl wollen, dem schenken sie Gold, doch meist in versteckter Form als Kohle, Asche, Lehm u. s. w., was sich dann später in Gold verwandelt.

Für Hilfe, die man ihnen leistet, versprechen sie goldene Ketten, welche um einen Berg oder um eine Stadt herumgehen.

Zu dem Geschlecht der Zwerge gehören auch die Dialen, welche vormals im Unterengadin und im nahen Münsterthale hausten. Sie waren von leiblicher Schönheit, nur etwas entstellt durch Ziegenfüße. Die Dialen pflegten in Grotten zu wohnen, die sie schön ausschmückten und in denen sie weiche, reichliche Lagerstätten von Moos sich bereit hielten. Sie waren von guter Gemüthsart und erwiesen sich den Menschen gegenüber sehr gutherzig. Sie erschienen öfters den Hilfsbedürftigen, geleiteten verirrte Wanderer auf den rechten Weg und bewirtheten Hungrige und Durstige. Armen Leuten, die im Schweiße ihres Angesichtes arbeiteten, linderten sie ihre Noth. Wie die Zwerge, haßten die Dialen nichts so, wie Hinterlist und frechen Muthwillen.

110. Der Küher am Ganterisch.

Am Ganterisch war einst ein junger Küher, der nie ungeduldig wurde, nie schalt oder fluchte, wenn ihm schon eine Kuh beim Melken die Milch verschüttete, trotzdem dieses oft der Fall war. Ging er aber in Geschäften ins Land hinab oder auf Besuch, so brauchte er nicht zu eilen, um wieder zum Melken daheim zu sein. Freundliche Zwerge verrichteten jedesmal seine Sennenarbeit als Anerkennung und Belohnung seiner Geduld und seines musterhaften Betragens. Als er später Hochzeit hielt, fand er Tags zuvor auf der Stallbank eine schöne, neue, silberne Uhr mit Lederriemen und silbernem Schlüssel, wie sie die Sennen zu tragen pflegen, und zwölf neue blanke Dublonen nebst einem an ihn adressirten Brief, worin ein schöner Glückwunsch stand, nebst der Bemerkung, daß dies alles ihm der Zwergenkönig geschenkt habe, um seine Tugenden zu belohnen. Der Küher blieb auch als Mann, was er als Jüngling war, und war geachtet und geliebt im ganzen Guggisberg.

111. Die Zwerge in Waldkirch.

In der st. gallischen Gemeinde Waldkirch, zwischen Schuoppis und Vögeliberg (Buchholz), stand vor alter Zeit ein Schloß, jetzt nur noch in Ueberresten, Wällen, Mauern, Höhlungen. Es heißt,

es habe durch unterirdische Gänge mit Ramswag in Verbindung gestanden und sei von reichen Zwergmännchen bewohnt gewesen. Diese haben gegen hundert Jahre hindurch den Bauern von Schnoppis, Koller genannt, wenn sie in der Nähe ackerten, Vor- und Nachmittage Kuchen und anderes gebracht und zwar auf silbernen Tellern, auch das Besteck schwer Silber. Die Zwerge sprachen nie, sondern legten die Speisen, wenn die Bauern gegen Schnoppis zufuhren, einfach auf die Furrenen, und holten später das Geschirr wieder ab. Sie seien von der Größe eines fünfjährigen Kindes gewesen und sehr zahlreich. Zu leide thaten sie niemanden etwas.

Einmal entschlossen sich die Bauern, die auf den Acker gebrachten Teller, Löffel und Gabeln wegzunehmen, worauf die Kleinen weder je mehr was brachten noch sich auf Schnoppis mehr sehen ließen. Im Buchholz sah man sie nach etwas Zeit, aber dann auch nicht mehr.

In demselben Waldkirch haben die Zwerge nach ihrem Verschwinden ihren Schatz dadurch kundgegeben, daß sie ihn im Buchholze im Freien sonneten, aber nur in der Gestalt glänzender, buntfarbiger Glas- und Porzellanscherben. Gewann man diese, so waren sie Gold. Einst gingen zwei Männer in die dortige Ruine und erblickten Haufen Goldes. Eine unsichtbare Stimme erlaubte ihnen so viel mitzunehmen, als jeder forttragen möge; aber sie dürfen weder ein Wort reden, noch einander dabei helfen. Die Männer füllten zwei Säcke voll, und als der eine den seinigen nicht zu heben vermochte, winkte er dem andern, worauf sogleich alles zu Scherben wurde, die sie nun unbedacht wegwarfen. Das Schatzsonnen will man noch in der neuesten Zeit bemerkt haben, jedoch nur, wenn Personen vorbeigingen, denen der Sachverhalt unbekannt war, die dann von den Massen glänzender Scherben erzählten. Kehrten solche zurück, so war nie mehr was zu sehen.

112. Das Kind auf der Schloßfluh bei Twann.

Vor nicht gar zu langer Zeit wurde ein Kind aus dem Orte Twann vermißt. Die Eltern des Kindes machten sich mit allen ihren Verwandten und Bekannten auf den Weg, um es wieder aufzusuchen, aber lange, lange konnte man es nicht finden. Endlich nach mehreren Tagen kam es der Mutter in den Sinn, auch

die steile Schloßfluh zu ersteigen und siehe! wie sie in das Innere der Burgruine trat, kam ihr das vermißte Kind fröhlich, als ob gar nichts geschehen wäre, entgegengehüpft. Als nun die erfreute Mutter es in die Arme schloß und fragte, ob es sich denn gar nicht nach Haus gesehnt und die lange Zeit über keinen Hunger gespürt habe, antwortete es: „Ach nein, ein schöner unbekannter Herr sei immer bei ihm gewesen, der gar lieb und freundlich gethan, die schönsten Spiele mit ihm gespielt und ihm das beste Essen der Welt, Früchte und Backwerk, wie es noch nie gesehen, gereicht habe."

113. Des Erdmännchens Geschenke.

In einem Jurathale lebte ein wohlhabender Müller mit einem kleinen Sohne und einer unheilbar kranken Frau. Er war aber habgierig und hart. In derselben Gegend lebten viele Zwerglein in den Bergen, die mit den Thalleuten vielen Verkehr hatten und gut mit ihnen standen. Zur Zeit einer Theuerung kam einst ein Zwergmännchen vor die Thalmühle und begehrte ein wenig Mehl; der Müller aber fuhr es barsch an und schlug seine Bitte ab. Das jammerte den Knaben, seinen Sohn; er schlich zum wohlgefüllten Mehlkasten, füllte des Männchens Säcklein mit dem feinsten Semmelmehl und steckte es demselben geheim durch die Gartenecke zu.

Als kommendes Frühjahr der Knabe des Vaters Herde zur Weide trieb, begegnete ihm der Zwerg, dem er das Mehl gegeben, und lud ihn zu einem Feste der Zwerge. Der Knabe ging mit. Ein hohler Baum war der Eingang zum hohlen Steine. Je weiter sie drin kamen, desto geräumiger und schöner wurde es dort. Zuletzt gelangten sie auf ein schönes, ebenes Feld, besetzt mit einer Menge Fruchtbäume, und hier waren alle Zwerge der Umgegend zu Spiel und Schmause versammelt. Der Zwerg, der mit dem Knaben gekommen war, lud ihn zum Essen und sie belustigten sich eine geraume Zeit. Nach und nach verschwanden die Erdleutchen, bis der Knabe und der Kleine sich allein fanden. Letzterer nahm jetzt von einem der Bäume einen herrlichen Apfel. „Der ist für deine Mutter," sprach er, „sie soll ihn alsobald essen." Darauf pflückte er von einem andern Baum eine Nuß. „Die gehört deinem Vater," sagte er, „denn es war ja doch sein Mehl, das du mir damals schenktest, als

ich Noth litt." Zuletzt löste er eine Perlenschnur von seinem Halse, reichte sie ihm und sagte: „Hier ist ein kleines Andenken an das Zwerglein für dich, dem du in der Bedrängniß beisprangest. Wenn du aber wieder ans Tageslicht kommst," fügte er bei, „so lege dich nieder und ruhe aus, denn du hast eine größere Reise gemacht, als du denken magst."

Wirklich fühlte der Knabe, als er aus dem hohlen Baume hervortrat, eine große Müdigkeit in allen Gliedern, so daß er sich auf den Rasen legte und ziemlich lange schlief. Daheim fand er seine Eltern in großer Angst um ihn; denn er war sieben volle Tage ausgeblieben und die Herde ohne ihn nach Hause gekehrt. Jetzt theilte er des Erdmännchens Geschenke aus. Die Mutter wurde durch den Apfel vollkommen geheilt, und als der Müller die Nuß öffnete, fielen, statt der Kerne, kostbare Diamanten heraus.

114. Erdmännchen bei Gippingen.

Auf der linken Seite des Zusammenflusses von Aare und Rhein liegt da, wo das Neuenthal und das Fullerfeld zusammenstoßen, ein geringer Berg, in welchen drei Höhlen hineinführen. Der ganzen Umgegend ist es bekannt, daß hier vor Zeiten drei Fuß hohe Männchen gewohnt haben. Damals aber waren diese Höhlen Säle voll Pracht; goldene Leuchter standen darinnen, auf deren jedem den ganzen Tag acht Kerzen auf einmal brannten; die Wände waren von Glas und warfen den Glanz der Lichter zurück. Aber trotz dieser Herrlichkeit mußte jedes der Männchen der Reihe nach die untergeordnetsten Hausarbeiten verrichten: auskehren, backen, die Leuchter abstauben, ja, in der Erntezeit sogar die Aehren auf dem Felde vom Halme raufen und drinnen in der Höhle mühsam mit Steinen ausklopfen und auskörnen. Ganz besonders berühmt waren ihre Wähen, wohlschmeckende Kuchen von dem allerdünnsten Teige. So oft ein Bauer sein Feld umpflügte, dem sie vorher in seine reifen Aehren gegangen waren, kamen sie zu ihm auf den Acker und legten ihm dankbarlich ein solches feines Küchenbackwerk auf das Höchli des Pfluges hin. Das gefiel dann dem Pflüger gar wol und er ließ sichs schmecken ohne alle Nebengedanken. Sogar Most sollen sie dazu gegeben haben und zwar aus einer Kelter, die auf der Ostseite jener Höhe mitten in einem Weinberge gelegen war.

Ein Mann aus Gippingen wars, der bei diesen Männlein lange Zeit gelebt hat. Er hatte zufällig ihre Höhle aufgefunden und auch jenes eiserne Gitter, mit welchem sie von innen verschlossen war, öffnen können. Als er in die Krystallgänge kam, hatten die Männchen gar große Freude über sein Erscheinen; denn sie führten eben Krieg mit einer fremden Völkerschaft, und der Gippinger mußte ihnen dabei helfen. Er gewann ihnen den Krieg und ward ihnen lieb und werth. Zuletzt erinnerten sie ihn, daß er nun auch wieder hinauf auf die Welt gehen müsse, nahmen Abschied von ihm und gaben ihm einen Wagen voll Gold mit. Als der Gippinger damit in sein Dorf heimkam, waren die Seinigen längst gestorben und von seinen Nachbarn erkannte ihn keiner mehr. Er selbst war so alt, als ob er viele hundert Jahre im Berge gewesen wäre. Da fühlte er, daß es auch mit ihm zu Ende sei, und weil ihm niemand mehr angehörte, vermachte er all sein Gold der Kirche.

115. Das Bergmännchen als Freier.

Ein Bergmännchen liebte ein schönes Mädchen im Thale, und kam mehr zu ihr auf Besuch, als der Hübschen lieb war. Endlich sagte der Freier, der das merkte, zu ihr, wenn sie beim nächsten Besuche seinen Namen wisse, wolle er nicht mehr kommen; wisse sie ihn aber nicht, so müsse sie seine Frau werden. Die Schlaue band ihrem Verehrer unvermerkt einen langen Faden an ein Bein und folgte ihm, als er fortging, heimlich. Als das Männchen in seiner Höhle anlangte, sang es:

„Ei, Rädeli, spinn!
Ei, Häspeli winn (winde)!
Ei, Gott seis gedankt,
Daß mi Schätzli nit weiß,
Daß i Hans-Oefeli-Chächeli heiß."

Jetzt eilte das Mädchen heim. Der Liebende kehrte nach etlichen Tagen wieder. Nun sollte das Mädchen seinen Namen nennen. Es rieth hin und her, als ob es nichts wüßte, und sagte endlich, er heiße wol Hans-Oefeli-Chächeli. Das Männchen erschrak, fluchte, stampfte und schrie: „Das hat dir der Teufel gesagt!" eilte fort und kam nie wieder ins Thal.

116. Die Milchdiebe.

In Zermatt und in der Umgegend wurden die Godverjinen von heranrückenden Ansiedlern immer mehr verdrängt; darum hausten sie zuletzt nur noch in den Bergen. Zwei Godwerjini, ein altes und ein junges, hatten Behagen gefunden und sich erfrecht, einem Bergmanne auf der Hochalpe in den Milchkeller einzubrechen und Milch und Nidel (Rahm) zu naschen. Das lag dem Bauer nicht recht bequem; er sann auf Mittel, dem Ding abzuhelfen. Er schloß anfangs den Keller fester; es half nichts. Dann begann er aufzupassen; allein die Diebe kehrten sich nicht daran. Mit offener Gewalt und von Arm getraute er sich nicht, sie anzugreifen, weil er schon wußte, er würde das theuer bezahlen. Darum ersann er eine List; er nahm eine Handwanne und verbarg sich im Keller darunter. Als die Diebe wieder kamen, begann er mit der Wanne zu rütteln und zu lärmen, in der Hoffnung, sie würden voll Angst auf und davon springen. Wirklich wurde der Junge scheu und wollte davon; aber der Alte zog ihn zurück und lachte: „Laß du d' Wanderle nur rütteln und schlapps du brav!“

117. Erdmännchens Feuerzeug.

Einem braven Mädchen zu Escholzmatt im guten Lande Entlebuch war ein Erdmännchen innig hold und wünschte es wahrhaft glücklich zu sehen. Wies denn geht, das Mädchen stand im Begriffe, einem Jünglinge für immer, meinte es, seine Neigung zu schenken. Aber das Erdmännchen kam und zeigte sich darüber sehr betrübt. Bei diesem werde sies nicht gut haben; dieser sei nicht, wie man wünschen möchte; diesem könne es, das Männchen, jenes wichtige Geschenk nicht übergeben, das es so gerne ihr zum Heile ihrem Freier überlassen möchte. Da ward das Mädchen gerührt, stand ab von dieser Wahl und reichte ihre Hand einem, der vollständig das Zutrauen des Erdmännchens besaß. Und was schenkte es ihm? Ach, nur ein Feuerzeug, bestehend aus Stahl und Feuerstein. Wie dumm! Nein, nicht so dumm. „Siehe,“ sagte das Männchen, „das ist ein gar wichtiges Feuerzeug, zu dem du Sorge tragen sollst, wie zum größten Schatze; du darfst es jedoch nicht gebrauchen als in der höchsten Noth. Alsdann aber, wenn du schlägst, wird gleich je-

mand hinter deinem Rücken fragen: „Was willst?“ du antwortest, jedoch ohne dabei umzuschauen, worin dein Wunsch bestehe und — er ist erfüllt.“ Der Frau durfte er von dem Geschenke gar nichts sagen. Es ist gut. Als im nächsten Wonnemonat der junge Ehemann hoch auf einem Flußsatze die schönsten Flußblumen erspähte, da erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Drang, sie zu pflücken und der Frau zum Gruß zu bringen. Ein kühner, gewandter Kletterer wagte er sich zur gefährlichen Stelle hin, gewann den Strauß, aber jetzt bröckelte der Felsen los, nur ein Strauß, an dem er sich mit einer Hand noch hielt, ermöglichte es, einige Sekunden den Sturz hinauszuschieben. Das Feuerzeug? Ja, er besinnt sich plötzlich darauf, die freie Hand bringt es aus der Tasche, vermag mit Noth den Stein in zwei Finger der andern zu schieben und Feuer zu schlagen. Kaum geschehen, fragt jemand hinter seinem Rücken nach dem Wunsche, der nicht sobald ausgesprochen als erfüllt war und den armen Mann aus aller Todesangst enthob. Nun ruhte das edle Feuerzeug wieder lange in halber Vergessenheit. Einmal erkrankte die Frau. Das Erdmännchen kam und brachte Arzneien. Doch, wer weiß, was der Gemahl für eine düstere Laune hatte, er traute halb und halb dem Mittel nicht. Deshalb genas die Frau auch nicht und es wurde stündlich schlimmer mit ihr. Schon lag sie in den letzten Zügen. Der Mann war untröstlich und schluchzte: „Ist denn auch kein Kraut mehr gewachsen auf Gottes Erdboden, das hilft?“ „Narr, dein Feuerzeug,“ denkt und spricht er plötzlich und halb unwillig, daß es ihm erst jetzt einfalle. Er greift in die Tasche; nichts mehr da! Nun fällt ihm ein, daß wol sein Mißtrauen gegen das gute Erdmännchen Schuld sein möchte am Verschwinden des rettenden Mittels in größter Noth. Und es reut ihn gotterbärmlich: „O nur auch noch dieses Mal!“ ruft er zum unsichtbaren, beleidigten Freunde, welcher sich wirklich erweicht und das Feuerzeug zurückstellt. Feuerschlagen und der rufenden Stimme antworten, das Heilmittel in Empfang nehmen, war alles fast nur einzige Handlung.

Nach manchen Monden — die alte Spinnerin wußte nicht warum — geriethen die guten Leute in bittere Geldnoth. Den Mann griff dieses so an, daß er in seinem Trübsinn sein Schicksal verwünschte und mit Gott unzufrieden ward. Will denn auch gar kein Stern mehr zünden? Ei, das Feuerzeug! Hättest sehen sollen, wie beim Entsinnen fieberhaft die Hand zur Tasche

fuhr und dann die eben im Gesicht auflachende Freude dem Ausdrucke des größten Schmerzens wich, so plötzlich als wie am Himmel ein Blitz auf den andern zuckt. Das Feuerzeug ist ja wieder verschwunden und all sein Bitten ist diesmal vergeblich. Vielleicht wird das Erdmännchen sich durch das Flehen der Frau bewegen lassen? Darum wird ihr jetzt anvertraut, was für sie bisher noch immer ein Geheimniß war. Ihren rührenden Bitten konnte in der That das Erdmännchen nicht widerstehen, das Feuerzeug kehrte in die Tasche des Mannes zurück. Vor dem Gebrauch hat er der Frau wol scharf eingeprägt, daß alles verloren wäre, würde sie auf das Fragen der geheimnißvollen Stimme umschauen. Aber wie es drauf und dran ankam, schien sie es zu vergessen oder dem Drange der Neugierde nachzugeben, und der Mann faßte sie rasch beim Kopfe, daß dieser sich nicht wenden könne und hatte wirklich dabei vollauf mit ihr zu thun. Der unsichtbare Helfer in der Noth stellte diesmal ein großes, silbernes Becken voll Kronenthaler hin, so zwar, daß damit nicht bloß der Noth abgeholfen war, sondern die beiden Gatten reiche Leute wurden und glücklich blieben. Solche Feuerzeuge hat es nur in der guten, alten Zeit gegeben, jetzt nicht mehr, selbst nicht an der Londoner Industrieausstellung, denn die Erdmännchen konnten mehr als Brot essen.

118. Erdmännchen und fluchender Senn.

Abends beim Melken der Kühe verschüttete ein Alpknecht in der Salwiden ob der Schlacht am Sörenberg einen ganzen Eimer Milch und begann darüber nach seiner wüsten Art zu fluchen. Da hörte er in einer Ecke des Stalles ein lautes Seufzen, konnte jedoch kein lebendes Wesen entdecken, von dem dies hätte herrühren können. Von dem Vorfalle gab er seinem Meister Anzeige und dieser mochte sich gerne überzeugen, ob denn wirklich etwas Geisterhaftes im Stalle wäre. Nächsten Abend sollte der Knecht wieder Milch vergießen und dazu fluchen, während der Meister in jener Ecke des Stalles abhorchen und aufpassen wollte. Wie verabredet, so thaten sie und das Seufzen ließ sich richtig hören; doch that der Meister als ob er nichts gehört habe und verbot dem Knechte, der etwas ängstlichen Frau, die ohnehin schon Erdleutchen daherum wollte bemerkt haben, von der Sache zu sagen. Um ganz sicher zu sein, machte jedoch

der Melcher nächstes mal die unfromme Probe wieder und vernahm richtig dasselbe Seufzen.

Der Sommer war vorüber und das Vieh ward heim ins Thal hinabgeschafft. Als die letzte Kuh über die Alpgrenze war, sprach der Meister, wie es die Sitte verlangte, noch ein andächtiges: „Walt Gott!" über seine Alp. In diesem Augenblicke bemerkte der Knecht, daß er droben in der Hütte seine Uhr vergessen habe und lief, was gibst was hast, sie zu holen. Dort angelangt sieht er, daß eine ganze Gesellschaft Erdleutchen schon im Begriffe stand zu käsen und sogleich empfing er von ihnen böse, drohende Mienen und Worte. Besonders war es ein einziges Weiblein, das ihm wegen des Fluchens beim Milchvergießen harten Vorwurf machte und ihn belehrte: „Alle Milch, die während des Jahres verschüttet wird, die ist unser, nur jene können wir uns nicht aneignen, worüber man geflucht hat. Aus dieser gesammelten Milch machen wir dann unsere Käse und die sind höchst vortrefflicher Art; sie sind gut zu essen, für den Mund und die Gesundheit, sie haben vorzüglich die köstliche Eigenschaft, daß sie unter gewissen Bedingungen nie abnehmen. Siehe, was hast du also mit deinem Fluchen geschadet. Und jetzt mache, daß du fortkommst auf der Stelle, oder!"

Da schaute der große, kräftige, herzhafte Geselle mit stolzem verächtlichem Blick auf das kleine Wesen hinunter, indem er gleichzeitig zu einer entsprechenden Redensart das erste Wörtchen „was," ansetzte, aber keine Frist zum weitern Reden erhielt, indem das Zwergenweib plötzlich zu einer Riesengestalt in die Höhe wuchs, so daß der trotzige Flucher gern die Uhr im Stiche ließ, eiligst die Flucht ergriff und im Schweiß gebadet endlich seinen Herrn ereilte. Er soll nicht mehr lange gelebt haben.

119. Die Erdmännchen am Wallhalb.

Ein Guggisberger Bäuerlein kam einst spät im Herbste, als schon alles Vieh wieder im Thale war, mit einem im Simmenthale gekauften Rind den nächsten Weg über die Berge herüber. Auf der „Egg" ereilte ihn Nacht und Nebel und er sah sich gezwungen, im Wallhalb zu übernachten. Er stellte das Rind in den Stall, suchte sich im Feuerhause das verlassene Küherlager auf und schlief bald wie ein Prinz. In der Nacht

aber kamen die Erdmännchen, nahmen das Rind aus dem Stalle, schlachteten es und kochten dann das Fleisch im Käskessi vor den Augen des erschrockenen Bäuerleins, das, ob dem Lärm erwacht, das alles mit ansehen mußte. Sie richteten nun ein Mahl zu und lebten herrlich und in Freuden. Auch dem unfreiwilligen Zuschauer boten sie freundlich an; er nahm aber nur ein ganz kleines Stück Fleisch und hätte statt des Dankes den Geber lieber ins Pfefferland gewünscht. Nachdem die Mahlzeit geendet war, entfernten sich die Zwerge, die Ueberbleibsel mit sich nehmend. Als der Bauer am Morgen aufstand und nun mißmuthig und traurig den Heimweg ohne Rind antreten wollte, war er verwundert, vor der Hütte keine Blutspuren zu finden. Er trat in den Stall, um zu sehen, ob das Rind etwa dort geschlachtet worden sei. Wie erstaunte er aber, dasselbe unversehrt am Barren zu finden! Nur an einem Hinterbecken fehlte ein kleines Stücklein Fleisch, gerade so viel, als er selbst in der Nacht verzehrt hatte.

120. Das sich verwundernde Gotwerggi.

Eine Hausmutter, welche Eier kochte, legte die leeren Eierschalen auf die Treche (Feuerherd). Da kam ein in diesem Hause vertrautes Gotwerggi dazu und rief voll Verwunderung aus: „Ja nu, ja nu! i bi do afu alts, i bsinnu mi, dasch scho drimal du Pfiwald abghauwu heint und wieder um uf gwagsu ist, aber so vil Häfilini (so nannte es die Eierschalen) ha ni do mi Lebtag no niemal gseh!"

121. Das dienstfertige Moosweibchen.

Auf dem Born weidete von Alters her den ganzen Sommer über eine Herde Ziegen, die der Hirt von Kappel des Morgens darauf sammelte, um sie des Abends dorfab wieder ihren Eigenthümern vors Haus zu treiben. Es war ein Stück schönster Idylle, wenn Morgens das kleine, in dauerhaften Zwillich gekleidete Männlein mit dem Horn an der Seite, eine große Geißel im braunen Fäustchen schwingend, hinter seinen sechzig bis siebzig Ziegen zum Dorf hinaus den felsigen Hohlweg hinantrieb. Das Durcheinander von fünfzig ehernen, kupfernen und eisernen Glöcklein, Schellen und Rollen fiel besonders angenehm ins lauschende Ohr der Kinder, und mancher Bauern-

knabe blickte sehnsüchtig dem armen Büblein des Hirten nach, der barfuß vor oder neben der Herde her mit schwankender Gerte die lüsternen Geißen von Krautgärten und Johannisbeerhecken abhielt. Allein wenn an schwülen Sommertagen der falsche Westwind ein Gewitter herantrieb, das in Strömen Regens sich über Berg und Thal ergoß, dann war auch niemand schlimmer dran als unser Hirt. Ins dichteste Gebüsch verkrochen sich viele Geißen, andere wehklagten zu Blitz und Donner, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, andere sanken im durchweichten Boden ein oder rissen sich in die strotzenden Euter tiefe Wunden an spitzigen Steinen und Dornengestrüpp. Viele blieben auf dem Berge über Nacht. Was war dann für Jammer im Dorfe, wenn das Milchthier einer armen Wittwe ausblieb! Hören wir den Hirten selber erzählen, wie er tropfendnaß die verlornen Geißen sucht und findet.

„Bub, habe ein Unglück gehabt, habe vier Geißen verloren, ist mir leid genug. Die Maribeth, die Zundelgreth, der Krüschknüpfer und der Kälblistüpfer — alle sind wetterwild und drohen mir mit Entsetzung vom Amt. Ich bin ein geschlagener Mann! Die Wetters Geißen! Hätte ich sie bei den Ohren; sie sollten Herr Jesus pfeifen! Ich muß sie holen noch diese Nacht. Ich gehe die Steinplatte hinan, dem Fuchsloch zu und den Katzengraben hinauf bis auf das obere Buchköpfli, dann gegen das Kessiloch und bis fast zur Heidenküche. Wer die Geißen nicht findet, das bin ich. Ich laufe bachnaß in den Stauden herum, da herüber und dort hinüber. Nirgends eine Spur von Geißen! Auf einmal steht das Moosweibchen leibhaftig vor mir und hüpft wie am Schnürlein herum, schüttelt neckisch sein kürzes Röcklein und macht den flinksten Hoppser, aber braun und runzlig ist sein Gesicht wie ein dürrer Apfelschnitz. Drauf habe ich das Herz in beide Hände genommen und frage es: „Hesch mer myni Geiße niene g'seh?" Da hats wie ein Mäuslein aus der Nase gepfiffen und dazu das Röcklein ziemlich hin und her gewiegt:

„Eins — zwee — drei
Dyne Geiße si nit hei?"

Eben darum bin ich ja hier, sage ich, weißt mir keine Spur von ihnen? Da pfiffs nochmal:

„Eins — drei — zwee —
Dyne Geiße ha-n-i g'seh."

Drauf ists mit der Schnelle des Wetterleuchtens mir aus dem Blick verschwunden und über die Stauden und das Jungholz hinweg hat sich ein Brausen verbreitet, gleich als wenn die schrecklichste Windsbraut einen Haufen Kieselsteine aus einander schüttelt. Staunend über das lustige Spiel hätte ich beinahe meine Geißen vergessen. Einige Augenblicke noch und sie kamen alle vier wie hergeblasen, worauf wir mitsammen heimgingen. Ein Horn sollte jeder Hirt haben, womit er Wind machen könnte, wie mit seinem Röcklein das Moosweibchen!"

122. Bergmännchens eigener Sitz.

Der Stanserberg heißt auf der Seite gegen Obwalden Branzhorn und einen Abhang desselben nennt man Steinberg. Dieser wurde von Bergmännchen bewohnt. Die kleinen Leute waren den benachbarten Aelplern und den am Abhange des Berges wohnenden Güterbesitzern sehr hilfreiche und werthe Gäste.

In der Nähe des Steinberges erstreckt sich eine Alp sammt Heuland, welche Obfluh heißt, und ziemlich tiefer unten liegt die Rütimatt. Oben im Steinberge befindet sich eine Felsenhöhle, welche die Wohnung solcher Bergmännchen war. Unter ihnen gab es vorzüglich eines, das sich sehr hilfsbeflissen zeigte. Zur Sommerszeit nahm es häufig in den Sennhütten Obfluh und Rütimatt seine Einkehr, leistete den Aelplern verschiedenartige Hilfe bei Besorgung des Viehes, Einsammlung des Heues und dergleichen. Dafür wurde es von ihnen recht gastlich mit Aelplerspeisen bewirthet; kurz, es war der vertraute Hüttengenosse der Aelpler, hatte aber immer den eigenen Sitz. Auf Obfluh durften sie sogar abwesend sein, und dem sonst wilden Gaste die Besorgung des Viehes allein überlassen. Doch machte er denselben bei ihrem Fortgehen allemal die heitere Bedingung, daß wenn der Föhn im Anzuge sei, sie unverweilt zur Besorgung des Viehes auf die Alp kommen sollen; denn in diesem Falle werde es nicht zu Diensten stehen. In der Rütimatt aber spielten lose Leute diesem guten Manndli eine Posse. Wie sie nämlich dasselbe einst den steilen Felsenabhang hinunterkommen sahen, erhitzten sie schnell den Stein, worauf es in der Hütte zu sitzen pflegte. Es kam und saß auf die stark erwärmte Platte, entfernte sich sogleich und erschien nachher nicht mehr.

123. Das Bergmännchen zu Langeneck.

Vor alten Zeiten war der Langeneckerberg im Kanton Bern ein schöner Weinberg, im Thale unten das schmucke Dörflein und auf der Bergspitze die Kirche mit weiter Aussicht. Die Menschen jedoch, so schön die Gegend war, verwilderten. Da erschien einst ein Bergmännchen bei ihnen und verkündete: „Jetzt ist dieser Berg ein schöner Weinberg; komme ich das zweite Mal, wird er eine Viehweide, und wenn ich das dritte Mal komme, ein Gletscher sein." Die Bewohner nahmen sich den Spruch nicht zu Herzen. Da kam mit dem Zwerge die Umänderung. Die Trauben und das Obst reiften nicht mehr, die Feldfrüchte arteten aus und die Gegend konnte nur noch als Viehweide benützt werden.

Jetzt denken die Leute oft mit Schrecken der bevorstehenden fernern Umwandlung.

124. Die Füße der Zwerge.

Vor alten Zeiten wohnten die Menschen im Thal und rings um sie in Klüften und Höhlen die Zwerge, freundlich und gut mit den Leuten, denen sie manch schwere Arbeit nachts verrichteten. Wenn nun das Landvolk frühmorgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erstaunte, daß alles schon gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuche und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wol sahen, daß vielleicht kein Hälmlein dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem voraussichtigen Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge, sie entflohen und seitdem hat sie kein Aug wieder erblickt. Die Ursache war diese: ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab sich, daß dreimal hintereinander nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand anders, als die redlichen Zwerglein, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen daher getrippelt,

leise wie Vögel und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk. Schon vielmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läßt sie kommen und gehen." Durch diese Reden wurde der Hirt neugierig und hätte gerne gewußt, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen und ob diese anders gestaltet wären, als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute die rings um den Baum herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin; der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsfüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und spottete, daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten diese ihre Häuser und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menschengeschlecht und versagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der sie verrathen hatte, wurde siech und blödsinnig fortan bis an sein Lebensende.

125. Erdmännchen in der Stiftshalde.

Stiftshalde heißt jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen des Frickthaler Dorfes Hornussen hinzieht. Dort wußte man noch vor fünfzig Jahren das Erdmändliloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie herkömmlich in Hornussen zu und waren in allen Häusern des Dorfes bekannt. Dem Feldarbeiter kam ihre Aushilfe gerade so zu statten, wie ihre Anstelligkeit in Küche und Wirthschaft der Hausfrau erwünscht war. Man hielt sie deshalb den Nächsten der Familie ganz gleich; und wenn sie ja schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch auch noch ein Bischen von den eingeschlagenen Eiern oder dem Eierkuchen, den sich die Mutter hinterher kochte, wenn sie an gar zu schweren Arbeitstagen sich selber was Gutes thun wollte.

Da hatte sich nun in jener Zeit der reiche Müller ein neues Mühlwerk näher zum Dorfe her gebaut, und es war ihm sehr daran gelegen, diese Männchen als einen Haussegen mit in sein neues Quartier herüber zu ziehen. An dem Tage also, den er zu seiner Auffahrt in die Mühle bestimmt hatte, mußten alle Räder klappern, mußte das frische Feuer am Herde

prasseln und der schneeweiße Schlet sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süß durch die Gasse hinaufzog, daß sogar die Männchen lüstern darnach wurden, die sich bekanntlich auf derlei am besten verstehen. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Eine lange blaue Zipfelmütze am Kopfe und in langen Röcken, die ganz über die Füße herabreichten, kamen sie zur Stubenthüre herein und blieben da zusammen sittsam stehen. Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füße wars jetzt dem neugierigen Müller zu thun. Deswegen hatte er heute schon vor ihrem Erscheinen von der Thüre an bis zum großen runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Rahmwähen, Speck- und Zipärtlikuchen (aus Cyperpflaumen) aufgetragen von einer Größe, daß sich keine Platte dazu fand; lauter besondere Lieblingsspeisen des kleinen Volkes. Der Müller hieß sie also frisch herzusitzen; sie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er so ihre Fußtapfen betrachtete und lauter Platsch- und Gänsefüße sah, hielt er nicht länger an sich, sondern brach darüber in ein lautes rohes Gelächter aus. Sogleich verließen die geschämigen Männlein Stube und Haus; seit jener Zeit haben sie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald wurde der Müller zahlungsunfähig, und da sein großes Gut kein anderer mit Vortheil kaufen oder behalten konnte, kam es endlich an das Stift Säckingen am Rheine drüben im Schwarzwalde.

126. Die Erdweiblein bei Bettlach.

Auf einem von Stauden, Bäumen und Steinen bedeckten einsamen und schwer zugänglichen Plätzchen bei Bettlach hausten vor vielen vielen Jahren die Erdweiblein. Liebreich gegen all diejenigen, welche sie nicht kränkten, und hilfreich, wo einer sich bei der Arbeit schwer anstrengen mußte oder wo Gefahr drohete, verkehrten sie gern mit den Menschen, welche sie nicht selten mit Leckereien beschenkten. Ihre Kleidung waren lange schwarze Röcke und Männlein sah man nicht bei ihnen.

In Bettlach war ein Haus, das man des Savoyers Haus nannte; da kamen die jungen Mädchen und die älteren Frauen oft mit Wickel und Rad zum Spinnen zusammen. Auch die Erdweiblein erschienen dort oft abends, erst nach dem Läuten

der Betglocke, und halfen dann bei der Arbeit. Manchmal hatten sie auch ihr eigenes Werg bei sich und eigenen Wickel; dann brachten sie Oel in hohlen Nüssen und füllten damit die Lampen und steckten die Kunkel in die Fensterbank. Und wunderbar war es, daß das Werg sich nicht verminderte, so viel Garn sie auch spannen und abhaspelten; der kleinste Vorrath reichte länger als ein Jahr aus. Das Gespinnst aber pflegten sie den armen Leuten im Dorfe zu schenken. Wenn es nahe an zehn Uhr war, standen sie auf und gingen mit einem frommen Abendwunsche fort. Nie sah man ihre Füße. Einmal aber streute man heimlich Asche vor die Thüre und da entdeckte man lauter Tritte von Gänsefüßchen. Seit der Zeit kamen die Erdweiblein nie wieder in das Haus nach Bettlach.

127. Der unsichtbare Säumer.

Ein piemontischer Säumer brachte einen Zug Saumrosse von der Grimsel durch das Haslithal herab, jedes mit zwei Lägeln welschen rothen Weines, er selbst tüchtig bezecht. Auf dem engen Felssteig bei Guttannen, am Zuben, wo das Ausweichen gefährlich wird, begegnete ihm das Zwergmännlein Selbthan, und der rohe Mann, dem es zu mühevoll war, zum Leitroß vorne hinzugehen und es seitwärts zu halten, schwang von hinten die lange Riemenpeitsche und hieb dem Zwerge Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem Thale zusammen liefen. Dann riefen sie in die Rothenfluh hinauf: „Lauf, lauf, Rabärben! Der Vater will sterben!" Von Stunde an verließen sie das Thal und zogen drei Tage und drei Nächte über den Grimselpaß, wobei man sie laut schluchzen hörte. Dem Welschen aber stürzten die Rosse an der Hellen Platte hinunter und er ihnen nach, und muß nun mit einer unsichtbaren Säumerei, Rosse und Maule, unter Rufen, Pfeifen und Peitschenknallen nächtlich säumen bis zum jüngsten Tage.

128. Das gefangene Zwerglein.

Bei den Aelplerfesten, die an gewissen Sonntagen im August die Sennen der benachbarten Alpen und Thäler vereinigen, wie die Lenker und Adelbodner auf dem Hahnenmoos und die Lenker

und Lauener auf den Schneiten zwischen Rothhorn und Stüblenen, pflegten sich ehemals auch die Bergmännchen als still vergnügte Zuschauer einzufinden. Als nun einmal zwei derselben gegen Abend vom Hahnenmoos wieder heimkehren wollten zum Alprißhorn, wo ihre Höhle war, schlichen einige ausgelassene Lenker Burschen ihnen nach, fielen auf dem Grat der Alp Lasey über sie her, und es gelang ihnen, eins zu fangen. Flehentlich bat es um Schonung; allein sie ließen nicht ab, es auszufragen, zu verspotten, am Bart zu zupfen und zu schlagen. Da rief das andere ihm zu: „Bei Leben und Sterben verrathe nicht, was der Wachholderstrauch zu bedeuten hat!" Dieser Strauch verdeckt ja bekanntlich die Eingänge zu ihren Wohnungen, den sogenannten „Doggelistuben." Die losen Buben ließen endlich das Zwerglein wieder frei; es rief ihnen nach, jetzt kommen sie nie wieder, und seither sind sie verschwunden.

129. Der Venediger.

Noch in neuerer Zeit kam ein Venediger ins Wäggithal und ließ sich von einem jungen Burschen, Namens Oberle, früh an einem Morgen auf den Fluhberig führen, von wo er den Oberle zurückschickte mit dem Geheiß, ihn am Abend wieder abzuholen. So ging es einige Tage fort, aber plötzlich war der Fremde verschwunden. Bald darauf ließ sich Oberle in das päpstliche Militär anwerben und als er einmal in einer Mußestunde durch die ewige Stadt schlenderte, hörte er aus einem großen schönen Hause rufen: „Oberle! Oberle!" Erstaunt blickte er hinauf und ein fein gekleideter Herr winkte ihm einzutreten, was er denn auch that. Da fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht mehr erkenne. Oberle antwortete, das Gesicht des Herrn komme ihm zwar bekannt vor, doch wisse er nicht, wo er ihn gesehen habe. Da ging der Herr in eine Kammer und als er in Bergmannskleidung wieder heraustrat, erkannte Oberle seinen Mann vom Fluhberig, der ihm nun mittheilte, da er durch seine Beihilfe zu großen Schätzen gelangt sei, wolle er auch ihn glücklich machen, aber er dürfe nicht von der Sache erzählen. Oberle erhielt eine bedeutende Geldsumme, nahm seinen Abschied aus dem Militär und kaufte sich ein schönes Heimwesen im heimatlichen Thale. Die Familie Oberle besteht dort noch, ist aber durchweg wieder arm geworden, da man nicht reinen Mund halten konnte.

130. Der Venediger im Sörenberg.

Alljährlich erschien in Sörenberg an den Quellen der kleinen Emme, die das Entlebuch durchströmt und bekanntlich Goldsand führt, ein Venediger. Die waren ja überall, wo es Gold zu gewinnen gab. Ganze Fuder voll Goldsteine, die nur der Kundige zu erkundigen vermochte, soll er allemal mit sich heimgenommen haben. Beim Suchen half ihm meistens ein Sörenbergerknabe, der ihm sehr treu und ergeben war. Abends schliefen beide gewöhnlich auf einem Heustocke. Einst wollte der Venediger seinen guten Gehilfen mit sich heimnehmen, allein dieser wollte nicht, indem er versprach, einmal allein und zwar mit einer Ladung selbstgesuchter Goldsteine dahin zu reisen. Der Venediger zweifelte zwar, ob ihm das gelingen werde, nahm aber den Vorschlag an und verreiste nach Venedig. Der Hirtenknabe hatte im Umgange mit dem Fremden auf alles wol geachtet und war wirklich im Stande ächte Goldsteine von den unächten, zu unterscheiden, aber das Ausscheiden des edeln Metalles war ihm Geheimniß. Mit einer schönen Ladung machte er sich eines Tages auf den Weg, gelangte bis Venedig und dort in das Quartier der Goldmacher. Da wäre er als unberufener Zeuge unfehlbar ums Leben gekommen, hätte nicht sein sehr überraschter Freund sich seiner angenommen und ihn in sein Haus geführt, freilich mit dem Bedeuten, es sei ihm rathsam, bald wieder fortzukommen. Doch nahm er ihn sehr freundlich auf, bewirthete ihn vornehm und beschenkte ihn zu einem reichen Manne. Unter andern merkwürdigen Sachen zeigte er ihm ein Glas, das man Bergspiegel nannte. Als er hineinguckte, sah er, was im gleichen Augenblicke daheim im Sörenberg die Leute schafften. Als es Zeit war wieder zu gehen, führte der Venediger seinen Gast zu einem prachtvollen Bette. Er durfte sich aber nicht auskleiden, mußte seine Reisetasche, in welcher die Geschenke verpackt waren, sich anhängen und den Reisestock im Arme behalten. So entschlief er, um im Sörenberg auf einem Heustocke zu erwachen, nicht zu Venedig im Palaste seines Freundes, der ihn wunderbar durch seine Kunst diese Nacht in die Heimat gezaubert hatte.

131. Das Venedigermannli an den grauen Hörnern.

Ein Venedigermannli erschien plötzlich ob Valens an den grauen Hörnern, wo es unter eine goldtropfende Quelle eine

„Stitze" unterstellte und das andere Jahr voll abholte. Als es das letzte Mal kam, hieß es einen „ob dem Brudermatt" bei Vadura, wo es einzukehren und zu übernachten pflegte, mitzukommen. Es ging durch schroffe Wände auf, wo man sonst keinen Fuß absetzen konnte; das Mannli zeigte dem Päferser die Goldstelle, verbot ihm aber beim Weggehen das Zurückbleiben. Der Mann fand das sonderbar und schaute zurück, konnte aber trotz alles Suchens die Quelle nicht mehr auffinden.

132. Das Dialenkind.

Ein fünfjähriges Kind war, während seine Eltern droben in den Bergmatten Heu machten, den Erdbeeren nachgegangen, und war des Abends nicht mehr aufzufinden. Erst am andern Abende kam es ins Thal heim und erzählte den Seinigen wohlgemuth: „Ein Kind in wundersamen Kleidern setzte sich zu mir aufs Moos und gab mir gute Sachen zu essen; plötzlich war es aber weg. Ich wartete die ganze Nacht und den ganzen andern Tag, bis es wieder komme, und bekam weder Hunger noch Durst. Als es nun dunkel wurde, kam das Kind wieder, gab mir zu essen und zu trinken, nahm mich bei der Hand und führte mich durch den Wald, bis in die Matten, wo man die Kirche sieht, und verschwand."

133. Der Wegzug der Dialen.

An einem Tage, es war zur Zeit der Heuernte auf den Alpwiesen in der Cierfser Alp da Munt, hatten die Dialen große Wäsche, und ihr Weißzeug, Hemdlein, Tischtüchlein und Leintüchlein an der Sonne zum Trocknen ausgebreitet.

Zwei alte, habsüchtige Mütterchen, denen die Dialen manche Wohlthaten erwiesen hatten, und die an diesem Tage auch des Heuens wegen, auf der Alp da Munt sich befanden, betrachteten mit neidischen Augen die schönen Tüchlein. Ihre Habgierde erwachte und sie faßten den Entschluß, einen Theil davon wegzustehlen.

Während die Dialen des Nachmittags auf einige Augenblicke in ihre Wohnung zurück sich begeben hatten, um sich zu erfrischen, oder um andere Geschäfte zu verrichten, entwendeten die zwei Weiber einige kostbare Stücke von der feinen Dialen-

wäsche, versteckten sie unter das Heu und nahmen sie abends mit sich heim.

Es wurde zwar keine gerichtliche Klage gegen die Diebinnen erhoben, aber am andern Morgen hörte man ein Getöse und Poltern in der Gegend der Felswand nordwärts Cierfs, oberhalb welcher die Alp da Munt liegt. Es war ein solches Krachen und Geklopfe, als ob die Felswand zusammenstürzte, und der Theil der Gemeinde, welcher an deren Fuß liegt, verschüttet werden sollte.

Die Dialen waren aus- und weggezogen mit all ihren unermeßlichen Schätzen und Reichthümern. Kein Mensch hat je mehr sie gesehen. Von ihrem Wegzuge gaben jene schauerlichen, gefährlichen Risse in der Felswand Zeugniß genug.

XIII. Die Hausgeister.

Die Hausgeister, auch Gesell, Gutgesell, Nachbar, lieber Nachbar, das gute Kind, Kobold, Heinzelmann genannt, kommen von selbst, den Menschen ihre Dienste anzubieten; sie wollen freundlich mit ihnen verkehren, sind ihnen hilfreich, wo und wie sie nur können, und haben stets Glück und Segen in ihrem Geleite. Ihre Gestalt spricht für ihre Verwandtschaft mit den Zwergen, gleich denen sie klein sind, wie ein zwei bis dreijähriges Kind, doch zeigen sie sich nur selten. Auch ihr Aussehen und ihre Tracht spricht dafür; sie theilen mit Zwergen und Nixen den Hut, der nur bei ihnen spitz ist und roth wie ihre Haare. Außerdem tragen sie gefeite Stiefel, mit deren Hilfe sie die beschwerlichsten und weitesten Wege in kürzester Zeit zurücklegen.

Die Hausgeister halten sich vorzugsweise gern am Herde auf, besonders findet man sie dort nachts; sie entzünden sich aus dem da liegenden Reisig ein Feuer mit farbloser Flamme, verbrennen mitunter ganze Reisigbündel und lassen nur ein paar Reiser übrig. Wenn die Hausleute diese anzünden, brennen sie ebenso lange, wie der größte Bund und geben doppelt so viel Wärme; fluchen sie aber dem Hausgeiste, dann verflackern sie im Augenblicke und der Hausgeist rächt sich, indem er das Haus verläßt. Aber auch im Stalle, in Scheuer und Keller halten die Kobolde sich gerne auf, zuweilen auch in einem Holzhaufen oder einem dem Hause nahe stehenden Baum.

Bei allen häuslichen Geschäften erzeigen sich die Hausgeister thätig und gerne helfend, vorzüglich in Küche und Stall. Sie kehren und scheuern Hof, Haus und Küche, putzen das Geschirr, schüren das Feuer, reinigen und besorgen das Vieh, melken und buttern, hacken und tragen Holz u. s. w. Besonders thätig sind

sie, wenn bald Gäste kommen, was sie im voraus wissen, und richten alles auf den Empfang und die Bewirthung derselben ein.

Als Dank für seine Arbeit und Mühe bedingt sich der Hausgeist einen Hut, eine rothe Kappe, einen bunten Rock mit klingelnden Schellen. Meistens setzt man ihm auch ein kleines Speiseopfer hin, eine Schale Milch oder Grütze, ein Stück Butter, Kuchen oder Weißbrot. Dies darf jedoch nie vergessen werden, wenn man den Geist nicht zum Zorne reizen will. Man kann die Hausgeister wegjagen, wenn man Lauch in die Milch wirft, die ihnen hingestellt wird. Unter dem klagenden Rufe: „Lauch, Lauch! Wir ziehen weg und das Glück auch," entfliehen sie und mit ihnen aller Segen und Vorsput. Das bis dahin gewonnene Gold verwandelt sich in Kohlen, das Vieh, welches sich wunderbar vermehrte und prächtig gedieh, fällt, ein Stück nach dem andern, die Aecker tragen nicht mehr, ein Brand legt Haus und Hof in Asche, und bei all dem Unglück hört man den verachteten Geist, wie er lachend das Haus umtanzt.

Da der Kobold so besorgt ist um das Hauswesen, so ist ihm nichts mehr zuwider, als wenn Knechte oder Mägde faul und lässig in ihrem Dienste sind. Solche haben stets von ihm zu leiden; er bläst ihnen das Licht aus, zieht ihnen die Decken vom Leibe weg, stößt ihnen den Melkkübel um, so daß die Milch verschüttet und verhöhnt sie noch dazu durch sein schadenfrohes Gelächter. Ueberhaupt ist er neckisch und führt gern lustige Streiche auf. Oft weicht er von selbst, weil der Hausherr, dankbar für die gethanen Dienste, ihm Kleider schenkt.

Ganz nach Art der Hausgeister erscheint der Butz in Haus und Stall, in Alp- und Mayensaß-Hütten, in der Küche, selbst unter dem Herde, aber auch in Seen, in Töbeln, in Wäldern und Rüfen. In jeglicher Gestalt und Eigenschaft hat der Butz mächtig Geschäft, und der Erfolg seiner Arbeit ist gar verschieden, dem einen zum Heile, dem andern zum Unheile. Es gibt aber auch Bütze, die mit dem Menschen eigentlich nie in Berührung kommen, und von letzterem nur durch Zufall gesehen werden.

---

134. Der Hausgeist im Brandbalken.

Im Aargau gilt der Glaube, man solle von einer Brandstätte nie alles Holzwerk zusammen wegnehmen, weil sonst der Hausgeist auch mit komme, der im letzten Reste zurückbleibe.

Als in Tägerig, unweit Mellingen, ein Strohhaus abbrannte und ein Mann der Umgegend das Holzwerk kaufte, führte er aus Geiz alles mit. Wie er beim Abfahren den Wagen noch überschaute, fragte er den Knecht: „Hämmer au alles?“ Sogleich antwortete eine Stimme schnell: „Jo, fahret numme zue, i sitze uf der Landwied hinde.“

135. Das beschenkte Fegmännchen.

Im Simmenthale lebte vor langer, langer Zeit ein guter, aber etwas einfältiger Mann, dem sein Vater etwas weniges Land und eine Stampfmühle hinterlassen. Wenn aber der Mann auf dem Lande arbeitete oder um etwas zu verdienen, taglöhnerte, blieb die Mühle oft unthätig und fing an, da er sie nicht genug reinigte, abzugehen. Sein Erwerb ging hinter sich und er hatte Lust, den Stampf aufzugeben. Da geschah es, daß er eines Abends heim kam und eben daran dachte, als er die Mühle sauber, wie nie, geputzt und alles an seinen Ort gestellt fand. Er kannte sie kaum mehr, und da die Mühle seitab in einem Tobel lag, vom nächsten Dörflein fern, wußte er nicht wem danken. Aber das kehrte wieder. Zumal Sonnabends, wenn er heim kam, war gestampft und gefegt ohne alle weitere Spur.

Nun wollte er auf die Spur kommen und verbarg sich auf dem Estrich unterm Dache, wo er ein Brett in die Höhe hob, um geheim in die Stampfe hinab sehen zu können. Und wie kam es am Sonnabend? Im Fußboden der Mühle hob sich plötzlich ein Laden empor, guckte ein Spitzkopf wie eine Maus herauf, nieste, fuhr in die Höhe und ließ ein drei Fuß hohes bewegliches Männchen sehen, das erst herumtänzelte und sich dann hurtig an die Arbeit machte, die rasch von statten ging, dann fegte und ölte es, stellte das Wasser ab, und als es, sich ansehend, geklagt, es habe weder Kleid noch Schuhe, verschwand das Fegmännchen, das wirklich ganz zerlumpt aussah. Der Müller bestellte dankbar Kleidchen und Schuhe und ein Filzmützchen und legte alles bereit. Nächsten Sonnabend gewahrte Fegmännchen die Bescherung, that einen Freudensprung, kleidete sich an, trippelte herum und verschwand für immer mit dem Spruche:

„Jg nit meh Gerste stampfe mah,
Jg schön Chleideli ha.
Jg jiz tanze ga.“

136. Der böse Geist.

Auf einem Berge des Simmenthals hauste ein böser Geist, welcher alle Sommer nächtlicher Weile den tödtete, welcher zuletzt dort schlief. So geschah es lange Jahre. Endlich sagte ein Knecht, er wolle es auch versuchen und dort schlafen. Und als er daselbst schlief, kam der böse Geist und sagte zu ihm: „Ich will dich reich machen, wenn du mir folgen willst.“ Der Knecht versprach zu folgen. Nun befahl ihm der Geist, einen Pickel und eine Schaufel zu nehmen und ging mit ihm in einen Käsespeicher und ließ ihn dort graben, bis er zu einem Kessel voll Geld gelangte. Da sagte ihm der böse Geist: „Einen Drittel gib dem Eigenthümer des Berges, einen Drittel den Armen und einen Drittel behalte für dich.“ Dann fuhr er fort: „Ich will jetzt wieder gehen, recke mir die Hand.“ Der Knecht aber reckte ihm anstatt der Hand den Pickel, der Geist verschwand und das Geld blieb.

Die frühern Knechte hatten dem Geiste allemal die Hand gereckt und so tödtete er sie dann und das Geld versank wieder unter die Erde.

137. Der launige Alpbutz.

Ein ganz launiger Kerl von einem Butz war in der Ober-Säß in Schlapin. Auf dieser Alp hat einmal der Großhirt im Herbste bei der Alpfahrt mit Fleiß und Vorbedacht ein Rind zurückgelassen. Des andern Tages nun schickte er seinen Kleinhirten hinauf auf die Alp, das vergessene Thier zu holen. Auf der Nonnenalp hauste aber seit undenklicher Zeit schon ein Butz im „Dajagmach“, dazu mochte der Großhirt den Kleinen gar nicht leiden, und da dachte er sich, wenn der kleine Nixnutz allein hinaufkommt, so wird ihn der Alpbutz schon in Empfang nehmen. Der Kleinhirt nimmt auf Geheiß seines Meisters den Weg unter die Füße und kommt zur Alphütte, wo er im Stafel das Rind findet, behaglich wiederkauend. Er setzt sich im Stafel zur Rast, packt seinen Schnappsack und fängt an zu „marenden“. Ueber eine Weile kam der Alpbutz herein und kauerte sich ohne Wort und Werk neben dem schmausenden Kleinhirten auf den Boden nieder. Der Kleinhirt bot dem Butze auch von seinem „Marende“ an, und letzterer griff tapfer zu. Beim Abschiede

gab dann der Butze dem Hirten ein zierliches „Schelmapfifli" als Geschenk. Als dann das Hirtlein abends mit dem Rinde und dem „Schelmapfifli" nach Hause kam, schaute der Großhirt ganz verwundert drein, um so mehr, als er vernahm, das Pfifli habe einen so schönen Ton. Er dachte, der Butz muß doch so arg nicht sein, und ein solches Pfifli möcht ich auch haben, ließ sich dasselbe zeigen und probirte es; o wie schön konnte er mit demselben musiziren, so laut, daß es in den Bergen erhallte und so leise und milde, daß er es selbst kaum hören konnte. „So eins muß dir der Butz auch geben, ob er will oder nicht." Er ging dann auch allein denselben Herbst nach der Alp, aber vom habsüchtigen Großhirten ist nichts mehr zurückgekommen.

138. Der unerschrockene Sumvixer.

Ein rüstiger Sumvixer, der in der Nähe der Alp wohnte, entschloß sich einmal auf eine Alp zu gehen, die sonst sehr verrufen war. Alles hielt ihn von seinem Vorsatze ab; aber er ließ sich nicht halten. Er wollte nämlich einmal wissen, wie das kam, daß man in dieser Alp alle Morgen eine Herde austreiben, diese am Abend heimkehren, vom Dache der Hütte den Rauch aufsteigen sah, aber nie weder Sennen, noch Hirten, nicht einmal einen Handbuben erblicken konnte. Das wollte er ergründen. Er ging also zur verrufenen Hütte hinauf, rief, dort angelangt, laut, jauchzte und jodelte, aber niemand antwortete ihm, und er bekam auch niemanden zu sehen.

In der Hütte war alles still. Festen Trittes ging er in die Küche. Auf dem Herde brannte ein Feuer, und über dem Feuer hing der Kessel, zum Käsen gerüstet. Er wartete lange, das Feuer brannte von selbst vorwärts und der Kessel brannte doch nicht an.

Er trat in das Stubengemach. Auf dem Tische standen Teller, Bestecke und Speisen aufs beste zubereitet, aber von einem menschlichen Wesen war „kein Bein" zu sehen. In der Ecke war ein Mooslager. Auf das legte er sich, um abzuwarten, ob denn eigentlich niemand kommen wolle, und hüllte sich ganz ins Moos ein.

Endlich trat ein großer, wüst aussehender Mann in die Stube und sprach: „Noch ein Teller für den, der dort im Bette liegt, fehlt." Obgleich der Sumvixer sich entdeckt sah, verzagte

er doch nicht. Jetzt trat der Riese zu ihm her, redete ihn in freundlichem Tone an und sagte: „Fürchte dich nicht; wenn du immer das Rechte sagst, bei dem was ich dich frage und dir zeige, wirst du reich und kannst mich erlösen, denn ich muß hier umgehen, weil ich meinen Herrn erschlagen habe, und muß sein Vieh hüten und käsen, bis der Rechte kommt; bist du aber nicht der Rechte, so muß ich auch dich erwürgen."

Der Geist führte ihn an den Tisch und hieß ihn essen. „Wer das gekocht hat, solls auch essen," erwiderte der Sumvixer. Auf der Bank stand ein Kübel, den solle er in den Keller tragen. „Das geht mich nichts an, ich habe ihn auch nicht hergebracht." Der Riese ging mit ihm in den Keller, grub dort Erde aus, und zeigte ihm einen Eimer mit Gold gefüllt, „den nimm heraus!" „Ich habe ihn nicht eingegraben und grabe ihn auch nicht aus," entgegnete der Sumvixer. Nun nahm der Geist den Eimer selber zur Hand und legte das Gold in zwei Haufen vor den Sumvixer hin. „Nun wähle und ziehe recht; nimmst du den unrechten, sind wir beide verloren." Der Sumvixer, um den rechten zu bekommen, nahm beide Theile und erlöste damit den Geist, welcher alsbald verschwand.

In die Stube zurückgekehrt, fand der Unerschrockene auf dem Tische eine Quittung, daß die Hütte, die Herde und die ganze Alp sein Eigenthum seien.

Von der Zeit an sah man wieder Herden aus- und eintreiben, von dem Schornsteine der Hütte Rauch aufsteigen, aber auch Sennen, Zusennen und Hirten hantiren, die Alp war dem Sumvixer geworden und ist ihm geblieben.

XIV. Riesen.

In den Riesen waltet volle, ungebändigte Naturkraft. Weit hinaus über alles menschliche Maß ragt ihre Gestalt, reicht ihre Kraft, gleich Bäumen und Bergen stehen sie da, starr und unbeholfen, und im Gefühl unrechtmäßiger Zurückdrängung ist trotziger Uebermuth die Triebfeder ihres Handelns. Da sie aber an geistiger Kraft so arm, wie reich an sinnlicher sind, so erliegen sie in fast allen Kämpfen, erliegen ihrer eigenen Last. Das sind die Grundzüge ihres Wesens.

Soweit an leiblicher Größe und Stärke der Mensch dem Zwerg überlegen ist, so weit bleibt er hinter dem Riesen zurück; dagegen hat das Geschlecht der Zwerge aufgeweckteren Geist und feineren Sinn als das der Menschen, und wiederum sind darin die Riesen tief unter die Menschen gestellt. Die rohe, derbe Riesennatur trotzt auf das Gefühl ihrer körperlichen Gewalt, der schlaue, scheue Zwerg ist sich seiner geistigen Ueberlegenheit bewußt; dem Menschen ist eine glückliche Mitte beschieden worden, die ihn der Unbändigkeit des Riesen, wie der List des Zwerges überhebt, und er steht als Sieger zwischen beiden. Der Riese begeht und leidet Unrecht, weil er in seiner Ungeschlachtheit alles gering schätzt, ja selbst an den Göttern sich vergreift; dem verschlagenen Zwerg, welcher Gut und Böse unterscheidet, gebricht der wahre Muth freier und unabhängiger Handlung.

Wo die Riesen auch sein mögen, stets erwählen sie Felsen und Berge zu ihrer Behausung. Steinkeulen und Steinschilde sind ihre Waffen, ungeheure Steinbauten, die indeß gewöhnlich mißriethen, ihre Erzeugnisse, Steingräber, Hünenbetten genannt, ihre letzte Ruhestatt. Wo sie ihre Schuhe umstülpen, findet man ringsum Felsblöcke und, wo den Riesenmädchen Sand aus der Schürze rinnt, Hügelreihen. Obgleich ein abgeschlossenes Volk, hausen sie doch

meistens einsam; oft wohnen zwei auf Nachbarbergen und da werfen sie sich meilenweit einander das Geräth und, wenn sie sich erzürnen, gewaltige Felsenstücke zu. Muß dann der eine sich flüchten, so springt er schnellen Laufes von Gipfel zu Gipfel und über ganze Dörfer hinweg, wo er sich zu Zeiten den großen Zeh an der Thurmspitze ritzt, daß das Blut in weiten Bogen umherspritzt und Lachen bildet.

Nach der Volkssage rührt der Untergang der Riesen meist von ihrem Uebermuthe her, welchen die nach ihnen von den Menschen verehrten Götter züchtigen.

---

139. Der Riese auf der Flucht.

Zur Zeit der Riesen kam ein solcher aus dem deutschen Gebirge über den Jura herauf ins Land. Als er hier aber das Volk plagte, machte man sich auf wider ihn und er mußte, es war Winter, gewaltigen Schrittes über den Jura zurückkehren. Im Gange setzte sich Schnee an seine Sohlen, was ihn hinderte. Da schüttelte er unwillig sein Bein gegen das „schwarze Thal" und schlenkerte zwei Schneestücke ab. Das größere vorn an der Sohle bildete die größere oder St. Petersinsel, das vom Absatze die kleinere des Bielersees.

140. Der Riese im Gadmenthal.

Im Gadmenthal ist ein Steg von Fels zu Fels, den nennt man den Heidenweg. Jenseits am Thalrande hausete einst ein Riese; der war sehr stark und trug eine mächtige Keule, und was in seine Nähe kam, Menschen und Thiere, erschlug er und briet es sich und verspeisete es mit Behagen. Als er so es lange schon getrieben, wagte sich niemand mehr in jene Gegend, so daß der Riese Noth litt und sich zu den diesseits gelegenen Häusern zu gehen entschloß, um dort Menschen oder Vieh zu rauben. Als er aber den schwanken Steg über das Bachtobel betrat, brach dieser unter ihm zusammen und wild heulend stürzte der Riese gegen die schwarzen Felsen und in das schäumende Gewässer und kam dort elendiglich um. So ward das Thal von seinem Unholde befreit und jubelnd stellten die Einwohner den

zerstörten Steg wieder her. Aber wol überlegt machten sie ihn wiederum leicht und schwach, damit jeder Riese, der ihn betritt, dem gleichen Schicksal wie sein Stammgenosse verfallen möge.

141. Das Riesenspinnrad.

Der Geißberg beim Dorfe Villigen läuft ostwärts in einen kegelförmigen Vorsprung aus. Auf dessen Höhe findet sich noch altes Gemäuer, weßhalb er nur die „Burg“ genannt wird.

Daselbst hausete in früheren Tagen ein Riesenfräulein, unter dessen Launen und Begehren die Bewohner der benachbarten Thäler viel zu leiden hatten. Oefters unternahmen die letztern Streifzüge gegen das Burgfräulein. Allein unter der Burg angekommen, fing es an zu schnurren und zu sausen, daß sie vor Angst und Grausen davon liefen. Das war das Schnurren und Sausen eines Riesenspinnrades, an dem das Burgfräulein ihre Kleider spann und das es in solchen Augenblicken gewaltiger drehte als sonst. Einst spann es so mächtig, daß ihm der Wirtel von der Spindel sprang und in kühnem Bogen mitten in die benachbarte Aare flog.

Daselbst ist er bis auf den heutigen Tag liegen geblieben. Es ist ein großer runder Stein, der bei kleinem und mäßigem Wasserstande über die Oberfläche des Stromes hervorblickt.

142. Der Riese Groß Hans Rotzer.

Der Riese Groß Hans Rotzer aus dem Melchthale trug auf einen Gang sieben Zentner Eisen aus der Eisenschmelze im Thale, und fischte dabei noch während des Gehens in der Melchaa. Im Zurückgehen nahm er ein Salzfaß von sieben bis acht Zentner mit und fischte unterwegs wieder. Aus einem halben Viertel Mehl kochte er sich auf eine Mahlzeit „Kohlermus“ (Eiertatsch), aß dann aber die ganze Woche nichts mehr. Nach seinem Tode will man ihn oft gesehen haben, wie ihn sieben böse Geister an einer Kette führten.

143. Der Riese und die drei Schächenthaler.

Vor uralter Zeit kam über den See herein eine Riesenstärke nach Altorf und forderte einen Urner heraus, und wenn es keiner sei, so wäre es eine Schande für Uri.

In Altorf war keiner, der sich mit dem Fremdling zu messen getraute. Der Landammann wußte aber von drei starken jungen Männern im Schächenthale; er schickte hinein, es solle doch von den drei Brüdern einer kommen und Uris Ehre retten.

Die drei Brüder nöthigten jeder den andern, er soll gehen. Da sagte die Mutter zum jüngsten, er soll gehen, denn er könnte noch der stärkste sein, da er, als sie alle drei Anken (Butter) aus dem Kessel getrunken, um eine Fingerlänge tiefer in das Kessi hinunter habe trinken mögen. Und dieser ging nach Altorf. Der Landammann fragte ihn, ob er wolle zuerst zu Mittag essen, oder es mit dem Riesen ausmachen? Er aber sagte, er wolle zuerst das Essen verdienen und ging und packte den Riesen, drückte ihn in der Mitte zusammen und warf ihn beim Löwen in Altorf über den damals noch nicht gedeckten Bach hinüber, so daß er ohne Verstand da lag und bald seinen Geist aufgab. Dann ging er mit dem Landammann zum Essen. Beim Abschied wollte ihm der Landammann den Lohn geben, er aber wollte nichts, es war ihm genug, Uris Ehre gerettet zu haben. Wie man aber in ihn drang etwas anzunehmen, so sagte er, man könne ihm ein wenig Salz geben. Der Landammann befahl, ihm ein Salzfaß herauszugeben und der gute Schächenthaler nahm das Salzfaß auf die Achsel und ging damit ruhig dem Schächen zu, als ob er nur ein Viertel Mehl trüge.

144. Der starke Millbacher.

Millbacher von Trub im Emmenthal war stärker als seine Zeitgenossen und galt noch sehr jung als der beste Schwinger seiner Gegend. Er trug ein volles Salzfaß ohne irgend einen Anstand bergauf, und in den Dörfern der Niederung, wo er öfter als Schnitter diente, erzählte man sich viel von seiner außerordentlichen Leibeskraft. Auf der Schanze in Bern wurde er viele Jahre als Sieger gekrönt und nur einmal vom Waldstätter Heinele Roth besiegt, aber nur, weil dieser beim Gruße ihn mit zwei Neuthalern bestochen. Der Spott seiner Kameraden ärgerte ihn jedoch so, daß er das nächste Mal, als Roth das Manöver wieder versuchte, denselben drückte, daß er blutete und ihn dann auf den Boden warf, wo er den einen Arm brach.

Als nachher in seiner Heimat ein anderer durch List „einen Schwung abgewann", wurde er beinahe rasend und verschwor

sich, „und wenn der Tüfel chäm, so wett ich em de zeiga, was Millbacher chönnt." Er nahm jeden Begegnenden von nun an in die Hände, und es kam soweit, daß, um Unglück zu verhüten, ihm stets einer vorlief, um vor dem Kommenden zu warnen. Einst, als man dies auch bei einem kleinen unansehnlichen Männchen that, lächelte dieses bloß und ging seinen Weg weiter. Bei Millbacher angelangt, faßte dieser das Männchen und warf es etwas unsanft zu Boden. Aber diesmal ging es anders, das Männchen war blitzschnell wieder auf, packte den Gegner und schleppte ihn über Stock, Staude und Hag, bis er zerschlagen, ja ein Krüppel war. Von nun an schwang er nie mehr und niemand zweifelt noch heute daran, wer das Männchen gewesen.

XV. Die Nornen.

Die Nornen, die drei Schicksalsschwestern, (die Gewordene, die Werdende und die Seinsollende, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) sind vom Geschlechte der Riesen. Sie spinnen und weben das Geschick der Welten und befestigen ihre goldenen Fäden und Gewebe unter dem Saale des Mondes, unter dem herrlich hohen Himmel. Zwei von ihnen sind freundlich, eine ist feindlich gesinnt; jene verleihen Leben und Gesundheit, diese sendet Tod und Verderben. Alle drei umstehen die Wiege, jene Heil und Segen über das schlafende Kind ausschüttend, diese ihren Fluch murmelnd. Alles geht in Erfüllung, und so kommt alles, alles, Pracht und Herrlichkeit wie Elend und Armut, langes Leben wie frühzeitiger Tod, von diesen allgewaltigen Jungfrauen. Spuren von den Schicksalsgöttinnen finden sich auch in den Schweizersagen und selbst aus ihrem Zerrbilde schauen uns die Nornen mit göttlichen Augen an. In der Wunschhöhle erscheinen die Nornen objekt.

145. Die drei ungleichen Schwestern.

Auf den Fidriser Heubergen stand ein kleines Häuschen, in welchem drei Schwestern wohnten. Eine von ihnen war schneeweiß, schön und gut, die andere eine böse, schwarze Hexe, die dritte halb weiß und halb schwarz, halb gut und halb bös. Wenn nun die Hexe den Leuten Unheil anrichten wollte und die Gute durch Rath und Warnung dies verhinderte, dann trat die dritte vermittelnd zwischen sie, so daß die Hälfte des Unheils zugelassen, die andere Hälfte abgewendet wurde.

Einst machten die Fidriser Burschen und Mädchen eine Bergpartie und wurden in der Nähe des Häuschens vom Regen überfallen. Die Gute erbarmte sich der fröhlichen Gesellschaft und lud die Durchnäßten in die Stube ein. Sie wollte ihnen Kuchen backen, aber die Hexe stieß sie aus der Küche und backte der Gesellschaft selber Kuchen, die von außen schön und gelb wurden, inwendig aber vergiftet waren. Das verdroß die Gute und sie weinte. Die Mittlere kam dazu, backte aus grobem Hausmehl grobe, braune Küchlein und sagte zur Guten: „Wir stellen von beiden, die gelben und die braunen den Gästen vor; die Eigennützigen werden die schönen, vergifteten essen und sterben, die Bescheidenen hingegen die braunen, und ihnen wird nichts geschehen; so geht es, halb und halb, wie immer!" Diejenigen der Gesellschaft, welche die goldgelben Küchlein aßen, starben; die Bescheidenen hingegen, die mit den braunen vorlieb genommen, kehrten, von der Guten reich beschenkt, nach Hause.

146. Die Wunschhöhle.

Ueber dem Dörfchen Arosa im Schanfiggerthal steht hoch über dem lieblichen Schwellisee einsam eine große, alte Arve oder ein Zirnußbaum, wie man dort zu Lande sagt. Rings herum, wol auf eine halbe Stunde weit, sind alle andern Arven verschwunden; nur diese ist noch übrig, ein prächtiger Baum mit breitem Wipfel; und unter der Wurzel entspringt eine kühle Quelle. Wer aber das Glück hat, der findet darin einen goldenen Schlüssel und nahe dabei einen versteckten Eingang, der sich erweitert und zu einer eisernen Thüre führt. Man macht auf mit dem goldenen Schlüssel — da steht ein kleines Männlein und winkt, und man kommt in einen großen Raum, von lauter Gold und Edelsteinen taghell erleuchtet. Das Männlein aber läßt einem die Wahl zwischen drei Dingen, die da zu sehen sind: einem Haufen Gold und Diamanten, einer goldenen Plümpe (große Kuhschelle) und einer wunderschönen Jungfrau. Wählt man das Gold und die Edelsteine, so wird man unermeßlich reich; nimmt man die Kuhschelle, so hat man das schönste Vieh im ganzen Land; aber beide mal wenig Glück dabei; wer sich hingegen die Jungfrau ausersieht, der ist sein Leben lang der glücklichste Mensch, und mangelt ihm nichts.

Der Letzte, von dem man weiß, daß er dort im Berge gewesen ist, war ein junger Küher. Der fand den Schlüssel, die Thür, den Zwerg und alles so, wie mans erzählt. Weil er nun sein Vieh und sein Küherleben über alles liebte, so wählte er die goldene Plümpe. Aber das nahm ihm die Jungfrau übel. Zwar hatte er nun weit und breit das schönste und ergiebigste Vieh, daß alles ihn beneidete; aber mit seinem Glücke war es aus. Und das Vieh ist ihm auch, eh ein Jahr um war, alles erfallen in den gräulichen Felsschründen am Erzhorn und im Welschtobel, und er selber ist jung gestorben.

147. Die drei Mareien.

In früherer Zeit standen die Heilquellen Badens unter dem Schutze und der Aufsicht drei weißer Frauen, die man selten ansichtig wurde. Geschah was, das ihnen mißfiel, Unreinlichkeit und dergleichen, so blieb das Wasser aus, bis sie es wieder rinnen ließen. Besonders widmeten sie ihre Aufmerksamkeit dem Verenabade. Wer sie erblickte, wurde nie wieder krank. Man nannte sie die drei Mareien. Ihr Andenken lebt in folgendem Kinderreim noch heute unter dem Volke:

Rite, rite, Rößli,
Ze Bade stoht e Schlößli,
Ze Bade stoht e güldig Hus
Es lueged drei Mareie drus.
Die eint spinnt Side,
Die andere schnätzlet Chride,
Die drit schnit Haberstrau,
B'hüet mir Gott das Chindli au!

XVI. Die Feen.

Die Feen sind keltischen Ursprungs. Der romanischen Bevölkerung ist, in der Schweiz sowol wie anderswo, die Feensage eigenthümlicher, als der germanischen, bei der sie mehr nacherzählt, als Produkt eigener Vorstellungsweise ist. In den Feen hat sich die Erinnerung der Druidinnen erhalten; sie sind das nämliche, was die nordischen Nornen. Der Volksglaube weist den Feen Grotten und Höhlen als Wohnung an, in denen man fast durchgängig dem druidischen Kultus geweihte Stätten erkannt.

148. Die Feengrotte.

Oberhalb Vallorbes, in den steilen Abhängen des Jura, findet sich eine große Höhle, in die einst niemand zu treten wagte, weil man sie von Feen bewohnt wähnte, die keinen Menschen ungestraft in ihre unterirdische Wohnung eindringen ließen. Eine derselben ließ sich jeden Palmsonntag von ferne sehen; sie führte an einer Leine ein schneeweißes Schaf, wenn das Jahr fruchtbar ausfallen, oder eine rabenschwarze Ziege, wenn schlechte Ernte und in Folge davon Hungersnoth eintreten sollte. Eine andere, oder vielleicht die gleiche, badete sich um Mitternacht in dem schönen Becken der Quelle der Orbe, bewacht von zwei Wölfen, um Neugierige ferne zu halten. Zur Winterszeit, wann die Arbeiter sich zurückgezogen hatten, traten die Feen in die Schmiede ein, um sich zu wärmen, und ein wachsamer Hahn kündete durch sein Geschrei eine Stunde voraus die Rückkehr der Schmiede an, damit sie Zeit finden sich zu entfernen. Darüber war man einig, daß diese Damen schön, groß und hübsch gebaut

waren, daß ihre Kleidung in einem weißen Rocke bestund, der bis zur Erde ging und immerfort ihre Füße verdeckte, daß ihr dichter und langer Haarwuchs über ihre Kleidung dahinwallte und ihnen gleichsam als Mantel diente; ebenso war ihre Stimme klangvoll und sanft, nach der Aussage derer, die behaupteten, sie singen gehört zu haben.

Unter den Arbeitern in den Eisenwerken von Vallorbes befand sich ein Jüngling von achtzehn Jahren, Namens Donat. Derselbe war hübsch, stark, geschickt, verwegen bis zur Tollkühnheit. Dabei galt er aber auch als prahlerisch, anmaßend und unfähig ein Geheimniß zu bewahren. Donat hatte sich sorgfältig alles, was die Sage von den Feen wußte, gemerkt und beschloß, in die Höhle einzudringen, quer durch das dichte Gebüsch, welches den Eingang verdeckte. Ohne irgend jemandem sein Vorhaben mitzutheilen, erklimmt er an einem Sonntagsmorgen die Felsen, durchbricht eine Wand von Brombeersträuchen und Gebüschen und tritt in die Höhle ein, die er verlassen und finster findet. Er schleicht darin herum und gelangt zu einem zweiten Stockwerk. Dort findet er in einem Winkel ein Bett von Moos und Farrenkraut; er benutzt dasselbe um auszuruhen und nicht lange, so schläft er dort ein. Als er erwacht, ist die Höhle erleuchtet; an seiner Seite erblickt er eine hübsche Dame in ihr langes, blondes Haar eingehüllt und von zwei niedlichen Windspielen begleitet. Die Fee, die ihn während seines Schlafes mit Muße betrachtet hatte, bietet ihm freundlich ihre Hand und sagt mit herzgewinnender Stimme: „Donat, du gefällst mir, willst du bei mir bleiben? Ich will dich ein Jahrhundert lang glücklich machen; ich will dich köstliche Metalle, gesunde Kräuter und allerlei Geheimnisse kennen lehren. Du wirst in die Gesellschaft meiner Schwestern in den Grotten von Montcherand aufgenommen werden; dieselben werden bald mit mir die Sorge um dich theilen, um dich zu unterrichten, zu unterhalten und für alles, was du auf Erden zurückläßest, zu entschädigen."

Der junge Schmied nimmt mit Vergnügen den Vorschlag an. „Aber," sagte die Dame, „ich stelle eine unumgängliche Bedingung in unsern Vertrag, nämlich die, daß du mich nur dann sehen kannst, wann es mir gefällt, vor deinen Augen zu erscheinen; falls ich mich in irgend einen andern Theil meines Gemaches zurückziehe, sollst du nicht dort einzudringen suchen; denn, wenn du es thätest, würde ich dich für immer entlassen

und du würdest es dein ganzes Leben bereuen. Sieh, da hast du zwei Börsen; jeden Tag, wenn ich mit dir zufrieden bin, lege ich dir in die eine ein Goldstück, in die andere eine Perle."

Donat war über dieses Versprechen entzückt und vierzehn Tage lang erhielt er jeden Abend die Perle und das Goldstück. Hörte man die Mittagsglocke der Kirche von Vallorbes, so öffnete sich eine kleine geschlossene Gruft, und Donat speiste dort mit der schönen Dame, welche ihn bediente, ohne daß je ein anderer Diener erschien. Die Tafel war reichlich und schmackhaft; Forellen aus der Orbe, Rehe aus dem Jura, Wildpret von Petra-Felix, Rahm von der Dent de Vaulion, Honig aus dem Jouxthal, Arboiswein, Früchte aus den Bergen und aus der Ebene, nichts fehlte. Um ihren Gast zu unterhalten, erzählte ihm die schöne Dame Wundergeschichten; ein andermal sang sie ihm Balladen im Dialekte von Vallorbes und Romainmotier vor; dann zog sie sich durch eine im Winkel des Eßsaales angebrachte Thüre zurück; aber er durfte ihr nicht folgen.

Nach und nach wurde unserm Donat die Zeit lang. Die Einsamkeit, in die er versank, wann die Fee sich entfernt hatte, drückte ihn. Seine Einbildungskraft spiegelte ihm vor, unterirdische Gewölbe müssen ihm noch ganz andere Schauspiele darbieten, als die bisherigen, und seine Neugierde treibt ihn, verstohlener Weise an jene Orte zu schleichen, die ihm untersagt sind.

Nach dem Mittagessen des sechzehnten Tages, bei welchem die Fee liebenswürdiger gewesen als je, ging sie nach ihrer Gewohnheit hinaus und trat in ein benachbartes Gemach, um ihrer Mittagsruhe zu pflegen; aber sie schloß, absichtlich oder unabsichtlich, die Thüre nicht ganz. Wie Donat sie eingeschlafen glaubte, näherte er sich auf den Fußspitzen der halboffenen Thüre, stieß sie sachte auf und sah die Fee auf einem hübschen Bett von hochrothem Sammt schlummern. Ihr langes Kleid war ein wenig zurückgeschoben und er bemerkte zu seinem großen Erstaunen, daß ihr Fuß keine Ferse hatte, gerade so, wie der Fuß einer Gans. Er zog sich ganz leise zurück, als eines der unter dem Bette der Herrin verborgenen Windhündchen zu kläffen anfing. Die Fee erwacht, sieht Donat und ruft ihm zu: „Halt, Unglücklicher! Bis jetzt war ich mit dir zufrieden; am Ende dieses ersten Probemonats hatte ich den Plan, dich zum Gatten zu nehmen und mit dir meine Macht, meine Geheimnisse und

meine Reichthümer zu theilen; nun aber hebe dich unverzüglich weg; kehre zum Schweiße deiner Schmiede zurück! Da ich nicht zurücknehmen will, was ich dir gegeben, so nimm deine zwei Börsen! Vergiß alles, was du in meiner Grotte gesehen und gehört hast! Wenn du es je irgend einem Menschen offenbarest, so wird dir deine Züchtigung sofort nachfolgen!"

Die Dame verschwand; alle Lichter erloschen. Donat, einzig in der Finsterniß zurückgeblieben, tastet hin und her und findet endlich die Spalte, durch welche er vom ersten Stockwerk ins zweite gestiegen war. Wie er durch die in den Felsen gehauene Säulenhalle herausschreitet, hört er eine Stimme, die ihm zuruft: „Donat, Verschwiegenheit oder Strafe!"

Bei seinem Eintritt in die Schmiede, wo man nicht wußte, was aus ihm geworden war, befragte man ihn über seine Abwesenheit. Er erzählte alles, was ihm begegnet, spricht von den Schätzen der Fee, ihrer Güte gegen ihn, ihrem Eheversprechen, nicht ohne sich über ihre Gänsefüße lustig zu machen, und Umstände und Einzelnheiten beizufügen, durch welche seine Eigenliebe die genaue Wahrheit entstellte.

Die Schmiede verlachen ihn; die einen nennen ihn Geisterseher, die andern halten ihn für einen Lügner, mehrere verlangen von ihm Beweise für seine kühnen Behauptungen. „Nun gut, ich will euch solche geben." Und er zieht seine beiden Börsen hervor. Aber wie groß ist sein Erstaunen und seine Verwirrung! In jener, die Goldstücke enthielt, findet sich nichts als Elsbeerblätter; jene, in die er die Perlen gelegt hatte, enthält nichts als Wachholderbeeren. Nun faßte Donat, voll Scham und Verzweifelung, den Entschluß, das Land zu verlassen und von da an hörte man in den Eisenwerken von Vallorbes nicht mehr von ihm sprechen.

Als die Fee ihre Wohnung entdeckt und das Geheimniß ihrer Gänsefüße bekannt gemacht sah, suchte sie sich eine andere Stätte; aber zum Andenken ihres ursprünglichen Aufenthaltes ist ihr Name der Höhle geblieben. Noch in diesen Tagen nennt man sie die Feengrotte und man führt die Reisenden dahin, welche ihren merkwürdigen Bau bewundern; aber die Mehrzahl besucht nur das Erdgeschoß, wenige haben den Muth, in das obere Stockwerk vorzudringen.

XVII. Der Teufel.

Alles, was in der Volkssage und dem Märchen dem Teufel zugeschrieben wird, ist von Göttern, Riesen, Zwergen, Elben und andern höhern Wesen der Vorzeit auf ihn übertragen worden. Der christliche Feuereifer setzte bei der Bekehrung unserer heidnischen Voreltern bei dem tiefen Haß gegen Wuotan, den obersten Gott derselben, den Teufel, den niedrigsten Bösewicht und in seinem Heere das der verdammten Seelen. Der Teufel hat einen Pferdefuß, was an Wuotans Roß erinnert; er ist es, der zum Kartenspiele verlockt, nachdem die Karte an des Würfels Stelle, den Wuotan erfunden, getreten ist. Auch Donar mußte sich, wie sein ehrwürdiger Vater Wuotan, gefallen lassen, zum Teufel zu werden. Von ihm erbte er den rothen Bart, die Bocksfüße, Bockshörner, den Bocksgeruch, sogar die ganze Bocksgestalt. Was früher von den Riesen erzählt, ward später von dem Teufel berichtet. Der Riese pflegte bei seiner Baute noch einen gesellschaftlichen, nachbarlichen Zweck zu haben, der Teufel wollte dadurch bloß Schaden stiften und Seelen gewinnen; er wurde jedoch von dem Menschen überlistet und mußte sich mit einem Hahn oder einer Ziege begnügen. Der Teufel erscheint gewöhnlich als Jäger oder Schütze mit Hahnfeder, auch als Wolf, schwarzer Hund, Rabe, Schlange, Drache und in andern Gestalten.

149. Der Teufel und Wernhart zu Stretlingen.

Zu Herrn Wernhart von Stretlingen kam in großer Winterkälte der Teufel in der Gestalt eines Pilgers. Der Ritter erbarmte sich und schenkte ihm seinen Mantel. Als er später auf einer Wallfahrt auf dem Berge Garganus in der Lombardei ge-

fangen wurde, erschien der Teufel in seinem Kerker, brachte ihm seinen Mantel wieder und erklärte, er habe von St. Michael den Befehl, ihn heim auf sein Schloß zu tragen, weil seine Frau diese Nacht mit einem andern Hochzeit halte. Es geschah. Wernhart kam als fremder Spielmann nach Stretlingen zur Mahlzeit, wozu er eingeladen wurde und wo er sich durch einen halben Ring zu erkennen gab und Weib, Schloß und Herrschaft wiederum erlanget.

150. Der betrogene Satan.

Zu Peist kam einmal der leibhaftige Satan eines Abends spät in ein Haus, in welchem eine Gesellschaft junger Burschen beisammen war. Er war anzusehen wie ein Fremder, der Herberge sucht, und gewann bald ihr Zutrauen. Sie luden ihn ein, am Schmause und Spiele mitzuhalten, was ihm ganz recht war, denn das hatte er gewollt. Alles war fröhlich und guter Dinge, und der Fremde wurde immer zutraulicher. Zuletzt erbot er sich, die ganze Zeche zu zahlen, wenn der Letzte, der die Stubenthüre verlasse, mit Leib und Seele ihm fürder dienen wolle, zudem werde er wegen dieser Bedingung jedem Geld geben, daß er für immer dessen genug habe.

Die Aeußerung des Fremden machte die Jungen gewaltig stutzig und sie sahen einander erschrocken an. Sie erkannten nun, mit wem sie zu thun hatten und verwünschten den Augenblick, in dem er zu ihnen gekommen, wußten aber nicht, auf welche Weise wieder von ihm los zu werden; gutwillig ging er nicht und zwingen wollte keiner ihn, zu gehen. Das war schrecklich.

Es war aber einer, der kleine Peterli genannt, unter ihnen, der war ein gar pfiffiger Bursche und immer der erste der Gesellschaft. Was Peterli anzettelte, mußte gerathen, es mochte wollen oder nicht, und sein Wort war das der ganzen Knabenschaft. Dieser Peterli rief lachend: „Du Grüner, das ist leicht, aber dabei kommst du gewiß in Schaden, also das Licht gelöscht, und der Letzte, der die Stube verläßt, geht mit dir, basta!"

Das Licht wurde gelöscht und der Grüne stellte sich an die Stubenthüre, daß er den Letzten erfasse, der dann ihm gehören sollte.

Der Mond schien so hell und so schön in die Stube; es war eine herrliche Nacht und doch graute den Jungen vor dem Ausgang der schlimmen Sache.

Nun richtete Peterle es so ein, daß das Los ihn traf, der Letzte zu sein, was aber der Böse nicht bemerkte.

Bereits waren die andern in Sicherheit, und eben wollte der Satan auf ihn losstürzen. Aber Peterle war nicht links, zeigte lächelnd auf den von ihm gebildeten Schatten an der Wand und sagte: „Nu g'mach, döt isch mi Hinderma!“ Satan ließ ihn nun los und wollte über den vermeinten Hintermann sich hermachen, indeß Peterle das Original rettete.

Der Böse, den Betrug alsbald gewahrend, verließ unter Donner und Blitz den Ort und mochte mit den listigen Peistern im fernern nichts mehr zu thun haben.

151. Der Schloßbau am Belpberg.

Inmitten einer der vielen Wiesen längs der Abhänge des Gurten bei Bern steht ein Dornbusch von ungewöhnlicher Größe in gut bebautem Boden und umzieht einen gewaltigen Granitblock. Es heißt, vor alten Zeiten sei die ganze Gegend um den Gurten und den Belpberg Eigenthum eines sehr reichen, aber stolzen und unnachbarlichen Edeln gewesen. Als dieser sich vor den Gegnern, die er sich selbst gemacht, nicht mehr sicher glaubte, beschloß er, an einem schwer zugänglichen Vorsprunge des Belpberges eine uneinnehmbare Burg zu bauen und ging daran. Schon war das Fundament auf drei Seiten gelegt, als der Baumeister erklärte, die vierte könne nicht fest genug werden ohne einen Granit von der nöthigen Größe. Da er einen solchen nur durch das Gebiet seiner Feinde hätte herbringen können, machte der Edelmann einen Vertrag mit dem Teufel, ihm einen solchen Stein herzuschaffen, wofür er ihm seine Seele verschrieb. Am andern Morgen kam der Böse mit dem Granit durch die Luft gefahren, wurde jedoch durch eines alten Mütterchens Gebet über die festgesetzte Frist aufgehalten, so daß er den Block im Grimm dort fallen ließ, wo er nun liegt. Der Belpberger aber, von Reue ergriffen, wurde ein anderer Mensch, zerstörte den angefangenen Bau und lebte fromm.

152. Die St. Jodern-Glocke.

In Sitten gab es einmal einen sehr frommen Bischof mit Namen St. Jodern (Theodor). Dem ward durch einen Traum kund gethan, der Papst in Rom schwebe in großer Gefahr, wenn

er nicht augenblicklich gewarnt würde. Voll Schrecken erwachte der Bischof; aber trotz allem Nachdenken fand er keinen Rath, wie da zu helfen sei, und traurig starrte er zum Nachthimmel empor. Da bemerkte er einen hellen Schein und, näher hinschauend, erkannte er drei Teufel, die vor Vergnügen auf ihrem Pferdefuß tanzten. Der Bischof rief sie an und sie kamen auch gehorsamst herbei.

„Wer von euch ist der Geschwindeste? fragte der Heilige.

„Ich!" sagte der erste Teufel, „ich bin geschwind wie der Wind."

„Nein, ich!" behauptete der Zweite, „ich fliege wie die Kugel aus dem Rohr."

„Das ist was Rechtes!" höhnte der Dritte, „ich durcheile die Welt wie ein Weibergedanke."

„Du bist mein Mann!" sagte der Heilige erfreut.

Sie verabredeten alsdann, er wolle dem Teufel seine Seele als Lohn geben, wenn er ihn noch dieselbe Nacht nach Rom tragen und zurückbringen könne, ehe noch die Hähne den Tag verkündeten. Froh ging der Teufel den Handel ein, dann holte er einen schwarzen Hahn und setzte ihn als Wächter auf die Stadtmauer. Auch der Bischof brachte einen weißen Hahn und setzte ihn oben auf den Kirchthurm, mit dem strengen Befehl, ja nicht die Zeit zu verschlafen. Dann lud der Teufel den Heiligen auf und trug ihn im Fluge nach Rom. Der Papst ward gewarnt und aus Dankbarkeit schenkte er dem Bischof eine schöne Glocke; die mußte der Teufel auch mit aufpacken. Die Last war schwer; trotzdem war es noch finster, als sie am Fuße des Bischofssitzes ankamen. Schon jubelte Satan, allein zu früh; denn ehe er den Heiligen absetzen konnte, fing der weiße Hahn auf dem Kirchthurme gellend zu krähen an. Er hatte auf dem spitzen Dach einen schlechten Platz gehabt und wach bleiben müssen, um nicht herunter zu fallen. Der schwarze Hahn hatte auf der Mauer bequemer gesessen und war eingeschlafen, aber er wachte sogleich auf und krähte aus vollem Halse mit. Satan schäumte vor Wuth; der Bischof jedoch, als er den Hahnenschrei hörte, sprang schnell von seinem Rücken und fiel auf die Kniee. Satan aber in seinem Grimm warf mit der Glocke nach ihm und zwar mit solcher Gewalt, daß sie neun Klafter tief in den Boden schlug, dann fuhr er unter Blitz und Donner von hinnen. Der gerettete Bischof streckte die Hand aus und rief: „Dona, Dona,

läut'!" und die Glocke im Boden fing zu läuten an und stieg läutend empor bis in den Kirchthurm, wo sie hängen blieb. Sie heißt die St. Joderngloke und wird gegen Ungewitter geläutet. Das Bild des Bischofs stellt ihn dar mit dem Satan neben sich, der eine Glocke trägt.

153. Der Satan auf dem Moléson.

Auf dem Moléson zeigt sich der Satan in einer Weise, welche sich sonst nirgends wieder findet. Geht man nämlich still und schweigsam am Abend vor dem Johannistage, der sogenannten Sommersonnenwende, durch die düstere, felsige Schlucht, in deren Grund der wilde Bergbach braust und schäumt, an einem Kapellchen vorüber bis auf einen trichterförmigen Grund, mit schönstem frischen Wiesengrün bedeckt, und sucht dort auf einer Stelle, wo man weder reden noch läuten hört, Farrenkraut, das an diesem Abend zu blühen pflegt, und findet es auch wirklich; dann erscheint plötzlich in höchst eigener Person und menschlicher Gestalt der Geist des Bösen und überreicht einen mächtigen Beutel, der mit rothem, blitzendem Golde ganz angefüllt ist. Und dabei fordert er für diese Gabe weder die Seele dessen, der ihn an dieser heimlichen Stelle aufgesucht, noch auch nur den einfachen Dank, den man Gotteslohn zu nennen pflegt.

154. Des Teufels Hausbau und der Hahnenschrei.

Ein Bauer sollte ein neues Haus bauen, aber so schnell damit fertig sein, daß es fast menschenunmöglich war. Während er verlegen darüber nachsann, trat ein Mann zu ihm, dessen Nähe freilich ein etwas unheimeliges Gefühl erweckte. Von ihm gefragt, gestand das Bäuerlein seine Noth, worauf der Fremde sich erbot, den Neubau in Verding zu nehmen und bis zur fatalen Frist damit fertig zu werden, wenn der andere ihm alsdann mit Leib und Seele zu eigen wolle verfallen sein.

Ich weiß nicht, was der Bauer dachte; er ging wenigstens den Vertrag so ein, daß schon bis am nächsten Morgen, wenn der Hahn krähe, das Haus vollendet dastehen müsse. Nun gings an die Arbeit, an welcher eine Menge sonderbarer Kerle sich betheiligten. Fuhrleute waren dabei, deren Rosse hie und da

Feuer sprühten. Unter schauderhaftem Gepolter und Lärmen zimmerten, sägten, hieben und meißelten diese unheimlichen Gestalten blitzschnell darauf los und der Bau stieg so rasch empor, daß dem Bauer in selbiger Nacht aller Zweifel am Zustandekommen des Werkes bis zum bestimmten Hahnenschrei zerfloß, was ihm Angst genug einjagte. Qualvoll wälzte er sich auf seinem Lager hin und her und zitterte und bebte wie Espenlaub, also, daß seine Frau erwachte und ernstlich in ihn drang, ihr die Ursache dieser Pein zu eröffnen. Wie sie alles wußte, tröstete sie den armen Mann. Und weil gerade keine Zeit mehr zu verlieren war, stand sie hurtig auf, um auf dem Herde Feuer anzufachen. „Denn was gilts," sprach sie, „der Hahn wird alsbald krähen, noch bevor jene mit dem Bau ganz zu Ende sind." Gesagt, gethan. Das Feuer lodert auf, der Hahn erwacht, kräht seinen Gruß und der Bauer hat gelernt, daß die Weiberlist, die ihm schon manchmal unbequem war, unter Umständen doch noch etwas taugen könne. Denn Meister Satan muß mit langer Nase abziehen und dem Mann, auf dessen Seele er sich schon gefreut, ein fast ausgebautes neues Haus hinterlassen.

155. Die wohlfeile Brücke.

Bei der vielbesuchten Wallfahrtskapelle in Chandelin-Savièse ob Sitten überrascht den Beobachter die Aussicht auf das lange, wildschöne Sanetschthal, welches mit den obstgesegneten Fluren des Savièse-Berges rechts und links mit den noch freundlichern Halden des schönen Gundis (Conthey) in argem Gegensatze steht. Schroffe Felswände und steile Bergabhänge, welche, reich an wildem Steingeröll, nur spärlichen Boden dem Tannen- und Theelwalde einräumen, umrahmen das enge Thal, an dessen Sohle die Morge ihr Bett in tiefe Schluchten eingegraben. Ueber den Rand dieser Abgründe ist eine gut erhaltene, aber sehr gefährliche Saumstraße thalein- und aufwärts zu den weidereichen Vor- und Hochalpen des Sanetschs angelegt. Die guten Leute von Savièse haben da manch sauern Gang durch dieses drei Stunden lange Thal zu machen, wenn ihr Vieh auf den fetten Bergweiden dieses Hochpasses graset.

Fast in der Mitte des Thales führt die Straße mittelst einer soliden, wol über einen zweihundert Fuß tiefen Abgrund kühn angelegten Steinbogenbrücke über die Morge auf den Bezirk

Gundis hinüber. Laut einer Sage ist die Steinbrücke vom Satan sehr wohlfeil gebaut worden. Die guten Leute von Savièse waren nämlich sehr in Verlegenheit, an dieser schwierigen und gefährlichen Stelle ordentliche Brücken anzulegen und zu unterhalten. Satan wollte sich das Nutze machen und versprach eine feste Brücke in Stein und Pflaster aufzubauen, wenn die erste Kreatur, die darüber gehen werde, ihm als Lohn eigenthümlich zufallen solle. Der Antrag wurde angenommen, die Brücke vom Satan gleich aufgemauert und für den allgemeinen Verkehr offen erklärt.

Um die neugebaute Brücke in Augenschein zu nehmen, veranstaltete man eine große Prozession, an deren Spitze sich der Pfarrer selbst stellte und der sich fast alles Volk anschloß. Satan rieb sich die Hände und hüpfte vor Freude, als er die Masse Volkes herankommen sah und voran den wohlbeleibten Pfarrer selbst, auf den er schon lange einen Zahn gehabt, weil er ihm so manche Rechnung durchkreuzt hatte. Alle Mühen des schweren Brückenbaues waren vergessen. Aber o weh! Bevor der Pfarrer seinen Fuß auf die Brücke setzte, zog er schnell unter seinem weiten Mantel eine alte Katze hervor und jagte sie hinüber. Außer sich vor Wuth wollte der betrogene Schwarze die Brücke wieder einreißen, aber des Priesters Segen schützte sie vor seinem Grimm und der Erbauer ließ seine Rache an einer unschuldigen Kuh aus, die er am Schwanz ergriff und in den Abgrund schleuderte.

156. Die Teufelsmauer auf Mellingen.

Auf Mellingen im Blasen sollte eine lange Mauer gebaut werden, damit die beiden Alpen der Ulricher und Obergesteler genau begrenzt würden. Die Erstellung der Mauer übernahm ein Ulricher. Aber dieser wollte mit wenig Mühe eine große Arbeit zu Stande bringen. Deßhalb rief er den Teufel herbei, um mit ihm einen Pakt zu schließen. Der Teufel kam. „Baust du mir die Mauer," sprach der Ulricher, „so schnell, als ich mit meinem Pferde voran reiten kann, so sollst du zum Lohn dafür meine eigene Seele haben." Der Teufel wars zufrieden. Gleich trug er Steine herbei und mauerte mit unglaublicher Schnelligkeit, aber auch der Ulricher spornte sein Roß, damit es im Galopp voraneile. Doch siehe, der Teufel baute die Mauer rasch, sehr rasch, dicht hinter den Hufen des galoppirenden Rosses und spritzte sogar den Mörtel

an den Rücken des Reiters. Dieser sah sich fast verloren. Da riß er plötzlich sein schäumend Roß um und spornte es ins Kreuz über die Mauer. Der Teufel stand verblüfft da — fluchend über den listigen Ulricher, der ihm einen solchen Streich gespielt hatte. Die Teufelsmauer aber, mit dem gemauerten Kreuz, steht bis auf den heutigen Tag in Mellingen.

157. Hirt und Teufel.

Ein Appenzeller Hirtenbube hütete einst eine Herde Ziegen. Im Zorn über die wilden, neckischen und unbändigen Thiere rief er einst: „So wollte ich, daß euch der Teufel hüt!" Sogleich erschien der Teufel und sagte, das wolle er wol thun, nur dürfe der Hirtenbube das Evangelium Johannis nicht mehr hersagen. Ohne Zögern ging dieser den Pakt ein und der Teufel freute sich schon, so leichten Kaufs eine Menschenseele erhascht zu haben. Diese Freude war aber etwas zu früh, der Teufel war angeführt. Zwar hielt der Hirtenbube sein Versprechen, das Evangelium Johannis nicht mehr herzusagen, dafür hat er es aber von jener Stunde an alle Tage einmal gepfiffen, was auf ein und dasselbe herauskam, und dem Teufel alle Macht über den Schlaukopf nahm, dessen Herde er von da an hätte hüten müssen, wenn dieser das unchristliche Bündniß nicht bereut und den Bösen nicht davon freigesprochen gehabt hätte.

Nicht so gut ging es einem andern Hirten, der einst sein wildes Vieh zum Teufel holen verwünscht hatte. Kaum war dieser gottlose Wunsch über die Lippen des Fluchers, so kam der Teufel in der Luft einhergebraust und stürzte ein paar Stück der schönsten Thiere über die Alpwand. Schon hatte der Teufel wieder ein Stück an den Hörnern, um es den andern zwei nachzusenden, da rief aber der Hirt, der seine Sünde erkannt reuevoll: „Herr Gott, ich war im Fehlen!" und bekreuzte sich dreimal. Diesem Spruche mußte der Teufel weichen, die Alp aber, auf der dies geschah, heißt heute noch Im Fehlen.

158. Warum der Teufel hinkt.

Als die heilige Verena einst vor ihrer Zelle in der Nähe Solothurns auf den Knien lag und ihr Gebet verrichtete, in das sie auch die mit einschloß, welche vom Pfade der Wahrheit

und Tugend abgewichen geraden Wegs der Macht des Bösen anheimzufallen drohten, ärgerte sich der Teufel, der eben da vorbei gegangen und sich neugierig herbeigeschlichen hatte, dem Gebete der Heiligen zuzulauschen, so sehr, daß er wüthend ein Felsstück losriß und es mit seinen Krallen hoch über dem Haupte der Betenden erhob, um es auf dasselbe herabzuschleudern. In diesem Augenblick aber schaute die heilige Verena zufällig empor und ihr Blick traf den über ihr niedergebeugten Fürst der Hölle. Dieser Blick verwirrte ihn dergestalt, daß er erschreckt einige Schritte zurückfuhr und der schwere Stein, seinen Krallen entsinkend, statt auf das Haupt der Heiligen, auf seine eigenen Füße fiel. Brüllend und heulend entfloh er. Der Stein, an dem die Spuren der Teufelskrallen ganz natürlich zu sehen, liegt noch an jener Stelle. Er ist sehr schwer und groß und daher es auch kein Wunder, daß der Teufel von seinem Fall zeitlebens hinkend geblieben.

159. Der Teufelsritt auf der Gestelen Alp.

Im Berner Oberland, auf dem bewaldeten Bergzug zwischen dem obern Simmenthal und dem Diemtigenthal, liegt eine schöne, grasreiche Alp, die von den Sennen der Gemeinde Zweisimmen befahren wird; man heißt sie die Gestelenalp. Zur Sommerszeit, wenn ringsum alle Alpen mit Vieh besetzt sind und das Geläute der Herden gar freundlich durch die Berge hallt, kommen hier alle Jahre einmal an einem Sonntage die Aelpler der ganzen Gegend zusammen zu einem sogenannten Dorfet. Von Mannried und Grubenwald, von Schwanden, Zwischenfluh und Diemtigen steigen sie hinauf zum fröhlichen Bergfest, und die jungen Sennerinnen dürfen auch nicht fehlen. Da gehts dann lustig und hoch her. Auf der Höhe der Alp, dem Gestelengrat, der die Wasserscheide und zugleich die Grenze zwischen den beiden Thälern bildet, wird gemeinsam getrunken, gesungen, geschossen, Kegel gespielt und auf dem grünen Rasen getanzt. In früheren Jahren wurde auch um die Wette geschwungen, und die Burschen derjenigen Thalschaft, welche unterlag, hatten nachher die Zeche zu bezahlen.

In einiger Entfernung von diesem Spielplatz befindet sich nun ein einzeln stehender Felsen von der Form eines Würfels, der nach allen Richtungen gegen zwei Meter mißt. Mitten in

seiner obersten, ebenen Fläche sind zwei Vertiefungen, die vollständig menschlichen Fußstapfen gleich sehen, gerade als wäre der Stein weich gewesen und jemand wäre nackten Fußes darauf getreten. Deutlich lassen sich selbst die Zehen unterscheiden. Dieser Stein heißt der Teufelsritt, und man erzählt sich von ihm folgende Sage.

Eines Morgens, es war eben wieder Dorfsonntag, wanderte eine schöne, reiche Sennerin mit stolzen Schritten den Berg hinan, um das Aelplerfest auf dem Gestelengrat zu besuchen. Selbstgefällig betrachtete sie einmal über das andere ihren schmucken Sonntagsstaat, die Blumen und die flatternden Bänder und dachte bei sich selbst: Heute bin ich gewiß von allen Tänzerinnen die schönste und gefeiertste. Und um dies wirklich zu sein, verschwor sie sich feierlich und gelobte, des Teufels sein zu wollen, wenn sie nicht den ersten Tanz thun und den Reigen anführe. So kam sie hinauf auf die Alp. Hier hatten sich, da es ein herrlicher, sonniger Tag war, schon eine große Zahl von Aelplern und Aelplerinnen eingefunden, und es kamen ihrer immer mehrere. Endlich stimmten die Spielleute zur Eröffnung des Tanzes einen muntern Ländler an. Alles erhob sich und jeder suchte sich seine Tänzerin. Aber wie sehnsüchtig jene Schöne auch ihre Blicke schweifen ließ, es wollte keiner kommen, sie aufzufordern. Lustig flog das junge Volk im hüpfenden Ringeltanze über die Wiese daher, sie aber mußte einsam stehen bleiben. Kaum waren jedoch die letzten Töne der Musik verklungen, als auch schon der Teufel da stand, sie unter grinsendem Hohngelächter um den Leib faßte, mit ihr forteilte, sie auf den beschriebenen Felsblock stellte und verschwand. Da stand sie nun festgebannt und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Statt, wie sie sich in ihrem hochmüthigen Sinne vorgenommen hatte, die Erste beim Tanze zu sein, kam sie nun gar nicht dazu und hatte nur aus der Ferne das Zusehen. Was weiterhin aus ihr geworden ist, weiß niemand zu sagen. Das Andenken an ihren frevelhaften Uebermuth aber bleibt verewigt im Teufelsritt.

XVIII. Hexen und Zauberer.

Dem Weibe war bei unsern heidnischen Voreltern eine priesterliche und die mit dieser bei allen Naturvölkern zusammenfallende ärztliche Thätigkeit eingeräumt. Ihr Tempeldienst erforderte das Singen und Tanzen beim religiösen Feste, das Sieden der Opferthiere und das Backen der Opferkuchen. Ihrer Heilkunde entsprach es, die Krankheit, die das Alterthum als eine vom Himmel verhängte Strafe ansah, abzuwenden durch linderndes Handauflegen, durch Gebet- und Segensprechen und durch Wasserbad und Kochen. Aus diesem Geschäfte heilkundiger Priesterinnen hat sich das trübe Bild zaubernder Hexen entwickelt, aus der Verbindung der Götter mit den begnadeten Dienerinnen ein Bündniß mit dem Teufel.

Wie die Elben sich in Kröten und Schmetterlinge wandeln und die Walküren sich in Schwäne, so verwandeln nun die Hexen sich gleichfalls in solche Kröten und Schneegänse, oder sie werden zu Katzen und Hasen. Hexen wandeln sich in Strohhalm, Aehre und Feder; denn die Feder weist auf die Gestalt der Schwanenjungfrauen und die Aehre auf die Feldgottheiten zurück, und mit letzterem hängt auch die dem Zauberweibe zur Last gelegte böse Einwirkung auf die Milchthiere, auf das Geschäft des Butterns und Brotbackens zusammen. Wie die Götter, wenn sie andere Gestalt annehmen, Augen haben, welche brennen und flammen wie Feuersglut, so verräth sich auch die Hexe noch durch entzündete, triefende Augen. Dieselben Festzeiten an Ostern, Mai, Mitsommer und Herbst, an denen die großen Opfer, Umzüge und Schmause abgehalten wurden, sind auch den Hexen zur Versammlungszeit verblieben, bei denen das Hexenmahl und der Hexentanz stattfinden. Die Plätze, wo die Hexenversammlungen stattfinden, sind fast stets altheilig:

es sind Berge, Wälder, Brunnen und Bäume, bei welchen vor Alters Gericht gehalten wurde oder heilige Opfer geschahen.

Seltener als die Hexen sind in der Sage und im Aberglauben des Volkes die Hexer, Hexenmeister und Zauberer.

Viele Hunderte von Hexen verurtheilte der schreckliche, volksthümliche Wahn zum unverdienten Tode. Die Hexenprozesse des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sind ein trauriges Blatt in der Geschichte. Der Scheiterhaufen endete meist den schauerlichen Akt.

160. Die Hexe in den Bächen.

In den Bächen am Fuße des Riffelberges hauste ehedem eine Hexe ziemlich arg. Mit einer weißen Schürze schlug sie hoch oben auf dem Riffelberg auf den Boden und setzte damit auch im Sommer verschiedene Lawinen in Bewegung, die dann donnernd von den Höhen hinabstürzten, in der Ebene alles verwüsteten und so dem Landmanne manchen Kummer verursachten und viele Thränen entlockten. Dieses unheimlichen Treibens überdrüssig, machte man Anstalt, die Hexe einzufangen. Man dachte einen Zeitpunkt aus, wo die Hexe gänzliche Sicherheit hoffen konnte. Sie muß jedoch von einer ihr drohenden Gefahr etwas gemerkt haben; allein zu spät, denn sie hatte nicht mehr Zeit, sich aus dem Hause zu flüchten. Was that selbe? Ein fein ausgedachter Betrug sollte sie noch retten. Sie zog den Rosenkranz hervor und fing hinter dem Ofen laut an zu beten. In dieser Stellung traf man sie an; sie rief den Eintretenden die Worte zu: „Ihr findet mich an einem guten Werke!“ Nichts desto weniger wurde sie ergriffen, auf einen Schlitten festgebunden und das Dorf hinabgeschleppt, um der Obrigkeit ausgeliefert zu werden. Unterwegs bat sie die Häscher, man möchte ihr erlauben, die Schuhriemen wieder festzubinden, so sich aufgelöst hatten. Zum Glück verweigerte man ihr dies, denn man hätte es theuer bezahlen müssen. Die Hexe bekannte vor dem Feuertode, wäre ihr dies erlaubt worden und hätte sie mit ihren Füßen die Erde nochmals berühren können, so hätte sie Kraft bekommen, ihren Händen zu entwischen; ja sie hätte mit ihren scharfbenagelten Schuhen ihnen nicht nur die Zähne eingeschlagen, sondern die Schädel zerschmettert.

161. Die Hexe.

Christian Roth von Riedgarten, Pfarrei Rechthalten im Kanton Freiburg, ging einst im Frühling vor Tag nach Plaffeyen und dann in die Berge, wo er in einem Vorsatz (Mai- oder Vorsäß) etwas zu thun hatte. Bei Tagesanbruch befand er sich zu Ruffenen hinter Plaffeyen, wo noch alles schlief. Er setzte den Weg still gegen den Kiesgrund des Ruffenenbaches fort, vernahm oben im Schuttbette des letztern brummende Töne, die sich näherten, und erblickte endlich eine häßliche, zerlumpte Weibsgestalt, welche in einem fort sang:

„West und Hosen,
Knöpf (Knospe) und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Ruben,
Meitschi und Buben,
Roß und Rinder,
Weib und Kinder,
Hühner und Hähndel.
Säck und Bändel,
Das gibt sich zusammen
Wie Herren und Damen."

Als Roth über den Bachsteg war, wanderte das Weib, immer im Brummbasse singend, eben unter demselben durch, nach der Sense eilend, über welche sie huschte und dann gegen die Vorsäße von Guggisberg.

In der „Kräutern" oder „Schwarzenburgera" hatte sie das Sennwesen so bezaubert, daß im Mai nicht mehr gekäset und geziegert werden konnte. Die Guggisberger ließen den Zauberbanner Brünacker kommen, welcher die Hexe herbannte und unter den Schwellen des Milchgadens etwas wegnehmen ließ, das sie dort hingelegt hatte. Sogleich konnte wieder gesennet werden.

Ein Plaffeyer hatte sie, als sie den Bann gespürt, über Ruffenen hinunter eilen und mit einem Sprunge über die Sense setzen sehen.

162. Die Butterhexe und der Schneider zu Tegerfelden.

Oft sah der Nachtwächter von Tegerfelden einem Weibe des Dorfes durchs Fenster zu, wenn sie nachts sich rüstete, mit andern Dorfhexen aufs Unterfeld beim Schlosse zum Tanze

auszufahren. Auf jenem Felde wollte kein Gras mehr wachsen, als es aber der Nachtwächter pachtete, vergrub er nur ein Stückchen Brot drein und er konnte bald wieder reichlich mähen.

Einst mußte jenes Weib Butter machen, da sie gerade einen Schneider auf der Stör hatte. Sie that nur sehr wenig Nidel (Milchrahm) in den Kübel (Butterfaß) und hatte unter seinen Boden einen Kamm gelegt; bei jedem Stoß murmelte sie: „Us jedem Hûs en Löffel!“ Bald war sie fertig, holte eine tiefe Schüssel aus der Küche und konnte sie ganz mit einer großen Butterballe füllen. Der Schneider, der sich alles wol gemerkt hatte, sagte abends beim Heimkommen gleich zu seinem Weibe: „Geh, hole mir den Kübel, wir wollen anken (buttern)!“ „Bist du ein Narr!“ antwortete die Frau, „haben wir doch erst neulich gebuttert, und heute ist ja noch gar kein Nidel da.“ Doch der Schneider bestand auf seinem Vorsatz, machte alles treulich so, wie er es bei der Alten gesehen, und hatte endlich genau so viel Butter wie sie. Voll Freude legte er sich zu Bette und dachte schon an die guten Butterschnitten, die er morgens zum Frühstück essen werde. Aber aus tiefem Schlafe ward er durch ein heftiges Pochen geweckt. Da er das Schubfenster öffnete, stand ein schön gekleideter Herr mit Stock und Hut draußen, der hartnäckig Einlaß begehrte; da half keine Weigerung. „Was habt Ihr heute gethan!“ sprach der Eintretende, „da müßt Ihr Euch jetzt entweder gleich in dieses Büchlein schreiben, oder Euch noch in dieser Stunde mit mir auf den Weg machen!“ Das letztere schien dem Schneider gar zu schrecklich, und aufs Schreiben, das er gelernt hatte, bildete er sich noch dazu nicht wenig ein; er nahm also den ihm dargebotenen schwarzen Stift und schrieb seinen Namen ins schwarze Buch. Aufmerksam sah der Herr dabei zu, als er es richtig fand, war er verschwunden. Hätte der Narr, statt seines Namens, drei Kreuze hingemacht, es hätte ihm nichts gethan. Schneider und Butterhexe sind nachmals zusammen vom Teufel geholt worden.

163. Die Hexe von Lauterbrunnen.

In Lauterbrunnen lebte vor vielen Jahren eine Frau, welche im Geruche der Hexerei stand. Besonders fiel es auf, daß sie nur eine einzige, noch dazu schlechte Kuh besaß und doch täglich eine große Menge Nidel zu Butter schlug. Anfänglich

meinte man, sie melke die Kühe ihrer Nachbaren durch einen in ihrem Stalle aufgehängten Axthalm, wie dies die Hexen gewöhnlich zu thun pflegen; aber man sah sie nur selten dort, und so mußte sie denn ein anderes Mittel haben, um zum fremden Gute zu gelangen. Da unternahm es ein alter Schuhmacher, sie auszukundschaften. Er begab sich zu ihr, da sie gerade wieder Nidel schlug und ließ sich in ein Gespräch ein. Als sie bald darauf nach Verabredung durch eine Verbündete des Schuhmachers abgerufen wurde, schaute dieser in das von der Frau sorgfältig verdeckte Faß und entdeckte darin ein wie ein Brief zusammengelegtes, ganz mit Nidel überzogenes Stück Papier. Schnell ergriff er es und steckte es wie es war, in seine Hosentasche. Als nun die Hexe zurückkehrte und sogleich wieder Nidel schlug, strömte plötzlich eine große Masse desselben aus der Tasche des erschrockenen Schuhmachers heraus, der sogleich den Brief entsetzt von sich warf. Kaum gewahrte dies die Frau, so errieth sie auch den Zusammenhang, wurde vor Zorn puterroth im Gesicht und rief drohend: „Das sollt ihr mir nicht vergebens gethan haben!" Einige Zeit darauf wurde der Schuhmacher unversehens von einer bösen Hautkrankheit befallen und zwar an einem gewissen Körpertheil, so daß er gar nicht mehr auf dem Dreibein sitzen konnte. So rächte sich die Hexe von Lauterbrunnen.

So sehr man nach dieser Geschichte das Weib auch fürchtete, so unterrichtete man doch im Stillen ihren Mann von dem Vorfall. Er wollte die Sache nicht glauben, da sein Mareili sich gut gegen ihn benahm und ihre Bosheit schön zu verstecken wußte; dennoch beschloß er, nachzuforschen. Wenn er des Abends bei ihr saß und mit ihr plauderte, sprach er fortwährend davon, daß es doch gut sei, wenn man zaubern könne, da man dann nicht Noth leiden müßte; fände er jemand, der ihn unterrichten wollte, pflegte er zu sagen, so würde er das Anerbieten gewiß nicht zurückweisen. Endlich ließ sich die Frau durch diese List fangen und erklärte nach einigem Zögern, daß sie eine Hexe sei und ihn gern unterweisen wolle. Der Mann ging sogleich auf den Vorschlag ein. In der folgenden Nacht um zwölf Uhr führte ihn die Hexe auf den Hof, stellte ihn hinter sich auf den Düngerhaufen und bedeutete ihm, daß er genau nachsagen solle, was sie vorbeten werde. Als der Mann dies versprochen, begann sie: „Hier stehn wir auf unserm Mist." Der Mann sprach laut

und vernehmlich nach und die Frau fuhr fort: „Und verleugnen unsern Herrn Jesum Christ." Da aber rief der Mann: „Ich schlage nieder, was hinter und vor mir ist!" Und bei diesen Worten traf er die Hexe mit der Faust so heftig auf den Kopf, daß sie sogleich todt niederfiel.

164. Der Jäger in Nöthen.

Ein Jäger von Klosters hatte die Gewohnheit, im Gespräche häufig den Ausspruch: „J! daß dich die Hexen ritten!" zu gebrauchen. Einmal war er auf dem Fuchsstande; da kam ein Fuchs in Schußweite, den er schoß, gleich darauf ein zweiter, den er auch schoß, und so ging es fort, bis er kein Pulver mehr hatte, aber desto mehr Füchse, so daß er kaum im Stande war, alle heimzutragen. Er band ihnen jägergemäß die Hinterfüße zusammen und hängte sie an das Gewehr. Es däuchte dem guten Jäger, daß die Füchse, die er heimzutragen bekommen, immer schwerer und schwerer würden, und doch wollte er keinen derselben zurücklassen. Als er sich dem Hause näherte, sprang einer mit den Worten: „J! daß dich die Hexen ritten!" vom Gewehre herab und lief davon. So machten es alle Füchse hintereinander, immer das Gleiche wiederholend, und so ging es fort, bis daß der letzte ihm auf den Buckel sprang und mit dem gleichen Ausrufe ihn tüchtig in die Ohren biß, dann herabsprang und auch verschwand.

165. Die Hexenfahrt.

Ein Mädchen diente als Magd bei einem Bauern zu Fanas und bemerkte, daß ihre Meisterin am Abende oft von Hause sich entfernte, und zwar, indem sie auf eine unerklärliche Weise aus der Küche verschwand. Einmal verbarg sich die Magd im Kellergange und beobachtete, wie die Hausfrau leise in die Küche schlich, aus einem Schränklein eine kleine Büchse hervorholte und diese letztere öffnete, wie sie dann eine rothe Salbe aus dem Büchslein nahm, davon an den Besenstiel strich, das Büchslein wieder schloß und schnell an Ort und Stelle legte, sich hurtig auf den Besenstiel setzte und mit den Worten: „Zum Chämi us und niene-n-a" durchs Kamin zum Dache hinausflog. Die Magd wartete und wartete, bis am Morgen vor Tag die gleiche Frau

den gleichen Weg durchs Kamin herab wohlbehalten wieder anlangte, den Besen in den Winkel stellte und in ihre Kammer ging. „Wenn do nit öppis derhinder steckt, so weiß i nüt meh, das mueß i erdüüsla," dachte die Magd und begab sich nun auch zur Ruhe.

In einer Nacht, wo die Frau unwohl war und die Magd freie Hand hatte, holte auch sie das Büchslein hervor, öffnete es, nahm von der Salbe und machte alles gerade so, wie die Meisterin es gethan, außer, daß sie rief: „Zum Chämi us und überall a," und so geschah es denn auch; sie flog zwar auch durch den Kamin, aber überall an, so daß sie die Wände desselben überall rein fegte. Der Besen führte sie auf den Hexentanz auf Sträla. Gegen Tagesanbruch stob dann alles wieder auseinander, und auch sie ritt wieder heim durchs Kamin herab, aber „überall a." Eine gute Zeit war sie dann unwohl und gestand der Meisterin ihre Neugierde. Diese befragte sie weiters, worauf die Magd erzählte, wie es sonst so schön gewesen sei auf Sträla, nur das Kaminfliegen habe ihr nicht gut gethan. Von nun an theilten sich Frau und Magd schwesterlich in den Gebrauch der Salbe im Büchslein.

166. Die Hexe in Wolfsgestalt.

In der Gegend von Luzein schreckte einmal ein Wolf Herde und Hirten und vexirte die Landleute auf mancherlei Weise. Er fürchtete nicht nur die Verfolgung der Jäger nicht, gegentheils schien er sie noch mehr dazu anzufeuern, wol wissend, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Waren die Jäger ihm nahe gekommen und im Begriffe Feuer zu geben, kehrte er sich nur um und schaute ganz ruhig zu, wie das Pulver auf der Zündpfanne verpuffte; kein Schuß, für ihn bestimmt, wollte losgehen, und lange dauerte die vergebliche Jagd auf den Wolf.

Da kam ein Tiroler; ihm zeigte ein Mann, der dem Wolfe oft vergebens nachgestellt hatte, sein Gewehr, klagte ihm das Aergerniß und war der Meinung, seine Flinte tauge nichts. Der Tiroler, ein Meister im „Verstellen", „Nestelknüpfen" und anderm mehr, besichtigte das Geschoß und sagte: „Der Flinte fehlt nix, nur der Schuß ist verstellt." Er zog den alten Schuß aus, ließ sich drei Gerstenkörner geben, lud dieselben mit dem Pulver und ermahnte den Jäger, wenn er den Wolf wieder

sehe, möglichst gut zu zielen, dann aber beim Losdrücken die Flinte nicht zu nahe an den Leib zu halten, denn der Schuß werde diesmal stark losgehen.

Richtig kam der Wolf wieder, der Jäger legte an und drückte los. Das Feuer war von so starker Wirkung, daß er dem guten Mann doch eine „grausame Täsche" gab und das Flintenschloß wegsprengte. Am Morgen darauf ging er hin, wo der Wolf gestanden hatte, und fand im Schnee einen Büschel Menschenhaare und etliche Tropfen Blut, auch die Wolfsspüren, die er denn bis nach Pany hinauf verfolgte. Dort war seit längerer Zeit ein altes Weib ansäßig, die im Ansehen einer Hexe stand; die suchte er auf und fand sie krank im Bette mit verbundenem Gesichte. Wie sie ihn kommen sah, verführte sie solchen Lärm und Gejammer, daß dem Jäger „wind und weh" wurde und er froh war, aus ihrer Nähe wieder wegzukommen; aber seit der Zeit ist auch der Wolf nicht mehr erschienen.

167. Das Fräulein im Schloßwalde bei Forsteck.

Im Schloßwalde bei Forsteck sammelte ein Weib von Sax Laub. Plötzlich kam ein schönes Fräulein zu ihm und sagte, sie sei verwünscht und das Weib könne sie um Mitternacht erlösen, dadurch, daß es ihrem Hündchen drei Streiche gebe und vor nichts Furcht empfinde. Um Mitternacht kam das Weib. Das Hündchen war schon da. Beim ersten Streiche kamen allerlei häßliche Thiere zum Vorschein, beim zweiten fielen die Berge donnernd zusammen, die Erde öffnete sich und einem bodenlosen Schlunde entquoll Feuer und Rauch. Da ließ das Weib die Ruthe fallen; das hübsche Fräulein kam, jammerte und rief: „Nun muß ich wieder zurück ins Innere der Erde und auf meine Erlösung warten, bis das Kind in der Wiege, die man aus jenen Bäumchen machen wird, erwachsen ist." Hiemit verschwand es.

168. Der Hirt auf der Sulsalp.

Auf der Sulsalp fand einst ein Hirt einen goldenen Schlüssel und zu gleicher Zeit erblickte er in einer gegenüberliegenden Felswand eine große schwarze Thüre, welche er vorher noch nie wahrgenommen hatte. Muthig ging der Bursche darauf los, denkend, daß der gefundene Schlüssel wol zu jener Thüre ge-

hören möge. Dies war auch richtig der Fall und als die Thüre geöffnet war, sah er eine große, reich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückte Halle vor sich, in der sonst noch viele Kostbarkeiten rings auf langen Tischen ausgebreitet lagen. In der Mitte der Halle stand aber eine schöne weißgekleidete Jungfrau. Diese trat auf ihn zu und bot ihm drei Gaben an, indem sie sagte: sie sei verzaubert und harre schon mehr denn hundert Jahre auf ihre Erlösung; welche Gabe er wähle, darauf käme es an, ob sie von dem Zauber befreit werde oder auf nochmals hundert Jahre verdammt sei. Die Gaben aber waren: ein Topf mit Gold, eine goldene Kuhschelle und die Jungfrau selbst. Da erinnerte sich plötzlich der Hirt an seine Geliebte daheim und wählte die Kuhschelle. Zornig fuhr die Jungfrau auf und zugleich erhob sich ein furchtbares Donnern und Krachen, und wie von unsichtbarer Hand ergriffen riß es den Hirten aus der Halle heraus, wo er betäubt auf den Rasen niedersank.

Als er wieder zu sich kam, hätte er gerne alles für einen Traum gehalten, die Kuhschelle, welche neben ihm lag, überzeugte ihn jedoch von dem Gegentheil. Da ergriff ihn bittere Reue, daß er nicht die richtige Wahl getroffen und nun schuld sei, daß die schöne Jungfrau auf noch weitere hundert Jahre in dem Zauber schmachte. Ohne Ruhe und Frieden durchirrte er von da an die Welt. Da kam er auch einstmals an eine Hütte, in der drei steinalte Männlein wohnten, und als er dem ältesten derselben, welcher der Großvater des jüngsten war, seine Geschichte erzählte, rief ihm dieser zu: „Wol dir, daß ich Gastfreundschaft halte; heute magst du noch rasten, aber morgen eile von dannen. Jene Jungfrau war meine Tochter, du konntest sie erlösen und hast sie vielleicht nun auf ewig unglücklich gemacht."

169. Die brennenden Fingerknochen.

Weit und breit der reichste Bauer im Lande Entlebuch war vor vielen hundert Jahren der Herr und Meister im Krähen-Moos nahe bei Escholzmatt. Derjenige, von dem hier die Rede ist, war gar nicht geizig und habsüchtig, sondern er hatte ein mildreiches Herz gegen Arme und Reisende. Damals zogen Land auf und ab mit schweren Kreuzen auf dem Rücken viele Männer und Frauen, die aus tiefster Reue über eigene und fremde Sünde sich blutig mit Geißeln und Ruthen kasteieten. Man hieß sie des-

halb die Geißler. Solch ein Mann mit recht schwerem Kreuze betrat eines Abends die Hausflur im Krähen-Moos und flehte um ein Nachtlager. Einen so eifrigen Büßer unter Dach und Fach zu wissen und ihm Wohlthaten spenden zu können, betrachteten die reichen Bauernleute für ein wahres Glück und Zeichen der himmlischen Gunst. Sie boten ihm daher alle guten Sachen an, die sie eben im Vorrath hatten. Doch er schlug die bessern Speisen aus und verlangte demüthig und zur großen Erbauung der Umstehenden nur die geringste Kost und nur ein schlechtes Lager. Für ihn sei alles gut genug. Das Bett bereitete man ihm im obern Stock des Hauses. Dahinauf schleppte er auch sein schweres Kreuz. Nach und nach ward im Hause alles still und sank in tiefen Schlaf. Nur einzig zwei Seelen wachten. Es wachte, obschon er ungewöhnliche Schlafsucht empfand, der treue, redliche Hausknecht, der mit eigenthümlichem, feinem Kennerblicke dem Fremden tief in Aug und Herz geschaut hatte. Gegen Mitternacht stand er auf und schlich leise an die Schlafkammer des Pilgers, um ihn zu belauschen. Durch das Schlüsselloch schimmerte von innen heraus ein matter Lichtstrahl, hell genug, um dem spähenden Knecht eine schauerliche Scene zu verrathen. Er sah, wie gerade das heilige Zeichen der Erlösung mißbraucht war, um einem verruchten Menschen als Bergemittel seiner Diebs- und Mordinstrumente zu dienen. Eben war der Schurke daran, um auf zauberischem Wege zu machen, daß alle Hausbewohner in tiefen Schlaf fielen und unerwecklich blieben. So viele Personen, so viele Fingerknochen von kleinen Kindern stellte er vor sich hin und zündete sie an. Alle brannten bis auf eines. Der Mörder errieth gleich, wer noch wachen möchte und nicht schlafen wolle, denn auch er hatte bemerkt, wie das Auge des Knechtes nicht freundlich und arglos ihm begegnet sei, sondern mit Verdacht und Abneigung. „Dem werd ich schon Meister, den will ich von allen zuerst kalt machen," sprach der Mörder und ergriff eine Waffe. Aber der Knecht draußen, dessen Aug und Ohren scharf genug waren, hatte auch flinke Arme und Beine und war im Nu die Stiege hinab und hinaus geflogen, um die Nachbarn im Schwandacher zur Hilfe zu rufen, da er wußte, daß die zum Schlafen verzauberten Hausleute einstweilen nicht zu wecken wären. In Todesangst rief er auch den Himmel um Hilfe an. Im gleichen Augenblicke gewahrte er ein kleines Männchen neben sich, das ihn an der Hand nahm. Und nun ging

es wunderbar schnell vorwärts zu den Nachbarn und unverweilt folgten diese dem Hilferuf; doch dem Knechte war alles Eilen nicht eilig genug, er fürchtete, der Schreckliche möchte in seinem blutigen Vorhaben schon vorgeschritten sein. Der Knecht flog auf dem Rückwege an der Hand des seltsamen Kleinen gedankenschnell voraus und wenn er die Begleiter, die hintendrein kamen, zum raschern Laufen aufmuntern wollte, mahnte ihn der Kleine immer nur mit einem sonderbaren Pst! davon ab. Sie gelangten so schnell ans Haus, daß der Mörder erst noch eben auf der Stiege stand, um unten in die Gemächer zu eilen und zu tödten. Wie derselbe nun die Herbeieilenden an der Treppe unten erblickte, warf er, doch ohne Erfolg, ein Geschoß auf den Knecht. Jetzt sprangen die Männer auf den Mörder los, packten und tödteten ihn. Nun wollte man den Hausbewohnern melden, welch großem Unheil sie entgangen seien, aber sie schliefen und waren nicht zu wecken. Endlich kam dem treuen Diener die Ursache in den Sinn; er ging hinauf, wo die Fingerknochen noch brannten, löschte sie und im Augenblicke war der Zauber zu Ende und wachten alle auf.

170. Der Schlangenbanner zu Dottikon.

Vom Dorfe Dottikon im Freiamte liegt rechts der Straße, die nach Othmarsingen geht, und herwärts dem Steinhofe der sogenannte Hendschiker Rebhügel, östlich von diesem ist der Schauplatz folgender Erzählung. Ein mageres Landstück von fünf Jucharten, früherhin Waldland, seit ungefähr zehn Jahren urbar gemacht, aber noch immer wie sonst in die Allmende Dottikons eingelegt, heißt der Hungerbühl. Vor mehr als zweihundert Jahren war dieses Waldstück ein Ort des Schreckens für jeden, der hier vorbei zu Feld mußte; denn alles wimmelte von Schlangen. Man konnte kein Mittel ausfindig machen, diese Landplage zu entfernen. Da kam eines Tages ein Fremder ins Dorf, den man den Schlangenbanner nannte und bot den Leuten seinen Dienst unter der Bedingung an, daß sie ihm im Kampfe mit der Schlangenkönigin aufs Wort folgen und beistehen würden. Man ging darauf ein und zog schon am nächsten Morgen, bewaffnet mit Sensen, Aexten und Schoßgabeln, nach dem Hungerbühl. Hier mußte das Volk aus Feldsteinen Wälle kreisförmig zusammen schichten und drinnen große Feuer anzünden. Sobald dies alles gemacht war, begann der Fremde auf einer Pfeife zu pfeifen,

und augenblicklich kamen die Schlangen in Menge aus dem Wäldchen herausgekrochen, wälzten sich über die Steinwälle empor und fanden in den Flammen ihren Tod. Von Wall zu Wall hatte sie der Mann mit dem Ton der Pfeife gelockt. Aengstlich hatte das Volk diesem Beginnen zugeschaut. Der Schlangenbanner bedeutete sie, daß heute noch kein Grund zur Furcht vorhanden sei; kommt aber morgen die Königin, sagte er, dann wehe mir, wenn ihr nicht Wort haltet und muthig bei der Hand seid.

Am zweiten Tage loderten die Feuer abermals, eine Menge des Gewürms hatte wiederum seinen Tod gefunden, aber die Königin erschien nicht.

Kaum war man am dritten Tage zur Stelle, so wurde das Pfeifen des Banners durch ein schreckliches Gezische erwidert. „Das ist die Königin, helft!“ so rief der Banner und kletterte auf den nächsten Baum. In diesem Augenblicke wälzte sich eine gewaltige Schlange zum Feuerplatze; sie war grau am Leibe und ihr Kopf mit einer Krone geschmückt. Sie richtete ihre funkelnden Augen erst auf die Bauern, dann nach dem Banner und stürzte sich nun wie ein Blitz auf den Baum, um den Mann droben zu erdrücken. Laut schrie er um Hilfe herunter, schon wollten die Leute entweichen, da faßte doch einer ein Herz, sprang hinzu und durchstach das Thier noch am Stamme mit seiner Schoßgabel; dann kamen auch die übrigen und schlugen es mit Keulen vollends todt.

„Schonet der Krone!“ rief der Fremde im Herunterklettern den Leuten zu. Dann brach er diese sorgfältig vom Haupte, steckte sie zu seiner Pfeife und sprach im Fortgehen unter den Segnungen der Bauern: „Liebe Leute, nun bin ich reich genug und ihr habt fortan Frieden.“ So wars; die Schlangen sind aus dem Hungerbühl verschwunden.

171. Der Schlangenbanner in der Saaser Alpe.

Auf der Südseite des Madriser Hornes dehnt die Saaser Alpe mit ihren schönen Triften sich aus. Sie ist wol des Prätigaus beste Alpe und sucht ihresgleichen im Bündnerlande, ausgenommen Camana in Savien. Vor vielen Jahren aber war sie noch nicht so ergiebig und so gut bestellt wie in unsern Tagen, und es war durchaus nichts angenehmes, dort zu hüten und zu weiden; denn unzählige Schlangen hausten auf den sonnigen Halden. In

unheimlichen Ringen, giftgeschwollen sich blähend, bedeckten sie große Strecken der besten Weideflächen.

Eines Abends kam ein kleines, fremdes Männchen nach Saas. Es war ein fahrender Schüler. Seine grauen Augen schon, die unter buschigen Brauen hervorblinzelten, verriethen, daß er weiter als fünfe zählen könne. Eben war von der Alpe herab der Bericht gekommen, daß die Heerkuh (beste Kuh in der Alpe) vom giftigen Gewürme getödtet worden sei. Das Männlein ließ Näheres über die Schlangen sich mittheilen und erbot sich dann, dieselben zu bannen, nachdem man ihm die Versicherung gegeben, dort oben nie weiße Schlangen gesehen zu haben; denn solche schien selbst das Männchen zu fürchten.

Man führte ihn in die Alpe. Dort machte er mittelst Reisig und Heidekraut drei große Haufen, legte dann einige Handvoll gewisser Kräuter und Wurzeln dazu und zündete hierauf diese Haufen an. Dann zog er sein Käpplein ab, nahm ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und fing an zu pfeifen, indeß er unter seltsamen Geberden um die drei Haufen herumging. Es dauerte gar nicht lange, so krochen von allen Seiten, vielfach zu Knäueln vereint, unheimlich zischend die Schlangen herbei und stürzten sich allesammt ins Feuer, wo sie unter erschrecklichem Gewinsel und grausenerregendem Ringeln und Wiederemporschnellen verkohlten. Schon freute das Männlein sich des Gelingens, aber o Schrecken, unter schauerlichem Gezische, Feuer aus den Augen sprühend und Gift speiend, rollten drei mächtige weiße Schlangen mit goldglänzenden Kronen herbei. Bei ihrem Anblicke stieß das Männlein einen entsetzlichen Angstschrei aus und lief, so schnell als seine Beine ihn trugen, gegen Osten hin. Aber die weißen Ungeheuer folgten ihm in rasender Eile, indem sie in gräßlichen Windungen der sichern Spur folgten, um wegen des Todes ihrer Schwestern Rache zu üben an dem Männlein. Eben wollte dieses letztere einen kleinen Bach überspringen, als er von den giftigen Schlangen erreicht wurde. Es half ihm nichts, daß er unter furchtbaren Schreckensrüfen suchte, davon loszuwerden. In blitzschnellen Windungen hatten sie seinen Leib umfaßt und das Herz ihm herausgerissen.

Der entsetzlichen Schreie wegen, die das unglückliche Männchen dort ausgestoßen, heißt jener Bach bis auf den heutigen Tag der Schreier Bach. Die Schlangen aber sind von dieser Zeit an auf der Saaser Alp diesseits des Schreier Baches ganz verschwunden.

172. Abt Hugo bannet Schlangen.

Im südlichen Theile des Kantons Freiburg ist das vom Jaunbach bewässerte Bellegardethal. Hier liegen die Trümmer des Schlosses Bellegarde und der Schwarzsee. In diesem durften bis 1798 die Mönche von Altenryf frei fischen. Diese Gerechtigkeit hat folgende Veranlassung.

Vor alten Zeiten bewohnte ein wahres Schlangenheer die Alp les grosses Combes, die in dem Gerichtsbanne des Klosters Altenryf liegt. Das Ungeziefer biß Menschen und Vieh und stiftete viel Schaden. Bei jedem Schritte, den man that, wurde man von Schlangen angezischt. Sie drangen in den Staffel, soffen Rahm und Milch, stahlen Brot, Käse, Zieger, und wanden sich um die Hälse der heulenden Kühe, welche dann blutigrothe Milch gaben. Kaum wagten sich noch die Kühe dorthin. Betrübt gingen nun die Aelpler nach Altenryf zu dem ehrwürdigen Abt Hugo, der im Rufe der Heiligkeit stund, und erzählten ihm ihr Herzeleid. Den folgenden Sommer kam der Mönch, wie ers versprochen, nach les grosses Combes. Unerschrocken trat er mitten in das Schlangenheer, das ihn nicht berühren durfte, aber hoch sich bäumend ihn umzingelte und geifernd anzischte. Der Himmel verfinsterte sich und ein fürchterliches Gewitter nahete heran. Es donnerte und blitzte ohne Unterlaß, die Erde dröhnte, es fielen nußgroße Schlossen mit Menschenhaar vermengt.

Die Sennen sahen von ferne mit Grausen und Entsetzen zu. Ruhig und ernst verrichtete der Mann Gottes seine Gebete, besprengte die giftigen Schlangen mit Weihwasser, beschwor sie, streckte gebietend seine Hand aus und verbannte sie sammt und sonders in den tiefen Grund des nahen Sees. Vor Grimm spieen die Schlangen Gift und Feuer aus. Kaum hatte Hugo die letzten entscheidenden Beschwörungsworte gesprochen, so klumpten sich die Schlangen kugelrund zusammen, und rollten mit fürchterlichem Getöse die steilen Berghalden über Stock und Stein hinunter in die Tiefen des nahen Sees, dessen Grund von da an ganz rabenschwarz aussieht, weswegen man ihn auch den Schwarz- oder Möndssee nennt.

Der Abt winkte die erstaunten, frohen Aelpler zu sich. Mit dem Ungeziefer war auch das Gewitter verschwunden. Freudig bezeigten die Sennen dem Mann Gottes ihren Dank, und aus Erkenntlichkeit für den geleisteten Dienst gelobten sie jährlich von

ihrer Alp einen schweren fetten Käs im Kloster Altenryf auf dem Altare des heil. Bernhard zu opfern.

Zum Zeichen, daß beides, Wunder und Gelübde wahr sei, drückte der Abt seinen rechten Fuß auf einen nahen Block von Kalkstein, wo heut zu Tage noch der Mönchstritt zu sehen ist.

173. Jeger-Dovi.

Kaspar Zellweger nennt unter den im Jahrhundert vor der Reformation im Lande Appenzell einheimischen Geschlechtern die Jeger. Diesem gehörte ein Mann an, den die Volkssage als Zauberer erster Klasse kennt, David Jeger, in der Landessprache Jeger-Dovi. Sie weiß weder seine genaue Zeit, noch seine Heimatgemeinde zu nennen und sagt bloß, er habe in einer Epoche gelebt, wo die Schweizer bereits in fremde Kriegsdienste zogen. Er war seines Berufes ein Schreiner, sonst aber Zauberer und Geisterbanner. David hatte für seine zwölf Töchter ein kreisrundes Bett verfertigt, worin das ganze Dutzend schlief.

Damals hatte die Tochter eines Königs in Spanien ein sonderbares Uebel befallen, welches an das Besessensein erinnert. Sie war so lahm, daß sie sich gar nicht regen konnte, und die bösen Geister umflogen sie in Gestalt großer, schwarzer Vögel, wobei sie oft ohrenzerreißend kreischten. Alle Aerzte des Landes wurden nacheinander zu der Kranken gerufen, aber keiner wußte das Uebel zu heilen oder nur zu mildern. Da ließ ein unter den Schweizersöldnern dienender Appenzeller verlauten, in seiner Heimat sei einer, welcher der Prinzessin helfen könnte. Die Sache kam vor den König, der den Soldaten kommen ließ und den David zu sich lud und zwar viermal; denn der Wundermann beliebte nicht vorher zu kommen, indem er dachte, die Patientin werde ihm nicht fortlaufen. Endlich machte er sich auf, und zwar in seiner Innerrödlertracht, was durch Frankreich allen Gaffern genug zu schauen gab. „Luagid ehr no, dachte David, ehr werid scho wider ufhöre."

Er kam nachts auf spanischem Boden an und in einen Wald, wo sich ihm ein einsames Wirthshaus von äußerst verdächtigem Anblicke zeigte. Durch seine Wissenschaft aber durchschaute er es sogleich und trat herzhaft ein, von einer Alten, die mit einem Mädchen allein in der Stube saß, Nachtessen, Wein und ein Bett verlangend. Es war ein Mörderhaus, die Mörder

aber noch abwesend. Die Vettel brachte das Verlangte, worin aber Dovi Blut und Menschenfleisch erkannte. Er faßte die Alte so scharf ins Auge und befahl ihr, indem er sie alte Hexe nannte, so drohend, rechte Sachen zu bringen, daß sie es zitternd that. Während sie draußen war, eröffnete ihm das Mädchen, da sein Leben jedenfalls verloren sei, möge er gegen die Alte ja rücksichtsvoll sein, indem in diesem Falle ihm freigestellt bleiben werde, sich seine Todesart selbst zu wählen, welche sonst eine schreckliche sein würde.

Sowie David gegessen und getrunken, verlangte er sein Nachtlager. Die Alte wies ihm eines ohne Licht. Er aber machte sogleich hell, wo er dann ein völliges Mordgemach mit Fallthüren erblickte. Er zog das Bett vor die verschlossene Thüre, die er außerdem mit allem Vorhandenen verrammelte, und blieb angekleidet und wach. Nicht lange, so hörte er die Mörder heimkommen, die bald die Treppe heraufpolterten, und als sie die Schlafzimmerthüre verschlossen fanden, drohend Oeffnung forderten. David hieß sie kaltblütig Geduld haben und sprach, als sie sich zum Erbrechen anschickten, eine Bannformel aus, wodurch sie augenblicklich, jeder in seiner Stellung, erstarrt dastanden.

Jetzt begab er sich hinab in die Wirthsstube, wo er die Alte, die sich zuerst hartnäckig weigerte, unter Androhung gleichen Schicksals nöthigte, ihn, mit Licht vorausgehend, in alle Gemächer und Schlupfwinkel des Hauses zu führen, wo er in einem die reichsten Schätze an Gold, Silber, Kostbarkeiten und Geld, in einem andern die schönsten und kostbarsten Waffen und Geräthe, in einem dritten Gewänder und Tücher, in andern eingesalzene Leichen, im Keller Wein und Speisen jeder Art, in einem andern frisch herabgestürzte Todte und endlich in einem Verließe, welches ihm die Führerin sorgfältig verbergen wollte, einen Jüngling und ein Mädchen, beide von wunderbarer Schönheit, entdeckte, welche, im Walde aufgefangen, von den Mördern freiwilligen Hungertod gewählt hatten, um doch miteinander zu sterben und bereits so entkräftet waren, daß sie ihm nicht ohne Mühe eröffnen konnten, wer sie seien. Sogleich zwang David die Alte, den beiden eine Erquickung zu bringen, bannte die Hexe darauf und begab sich eilig in den nächsten Waffenplatz, wo er, so sehr man es weigerte, befahl und endlich nöthigte, den Befehlshaber, den alles zu fürchten schien, aus dem Schlafe zu wecken, und diesen, der ihn zuerst niederstechen wolle, ihm unverweilt mit einer Truppenschar

ins Mörderhaus zu folgen, da der Bann mit Tagesanbruch aufhören würde, wo dann die Mörder und die Alte, die man in ihrer Erstarrung antraf, gefesselt und in die nächsten Kerker abgeführt wurden.

Nun reiste der Appenzeller in die Hauptstadt, wo er vor den König geführt zu werden verlangte, und als die Wachen ihn abwiesen, sich sogleich auf den Heimweg machen wollte, indem er ausrief: „Wenn der Chünig mi nöd brucht, i bruch ihn nöd!" als der König den Mann erblickte und als er hörte, er habe zu ihm verlangt, ihn kommen ließ. Hier sah er lächelnd eine Schar der berühmtesten Aerzte, als er seinen Namen genannt und ins Krankenzimmer geführt worden, und erklärte, die studierten Herren mögen entfernt werden, damit er seinen Besuch beginnen könne. Die Prinzessin lag todtblaß und bewegungslos auf ihrem Schmerzenlager und die schwarzen Vögel erhoben, als der Mann eingetreten war, einen noch viel ärgern Höllenlärm und schlugen auf die Gequälte mit ihren Flügeln los. Sobald diese den Schweizer erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme, dieser Mann werde sie heilen. Als David sie angeschaut, erklärte er, zur Heilung nichts zu bedürfen als zwei kohlschwarze Pferde mit weißen Ohren. Der König erschrak, denn gerade zwei solche besaß er, die ihm jedoch lieber waren, als fast alles, was er hatte. Er ließ zuerst im ganzen Reiche solche ausschreiben, gab aber, als diese nirgends aufzutreiben waren und er die Tochter äußerst liebte, die zwei Thiere her. David zapfte ihnen eine Portion Blut ab, ließ die Königstochter in kaltes Wasser legen, dann abtrocknen und mit dem Blute waschen. Sogleich befand sich die Kranke bedeutend besser. David nahm die Kur den andern Morgen wieder vor, da die schwarzen Unholde gegen sie noch viel häßlicher und wilder thaten und ihr Befinden besserte sich noch mehr. Als sie nach der dritten Kur aufsitzen konnte, war es, als wenn die Vögel sich verzweifelnd gegen eine Wiederholung wehren wollten, aber der Zauberer blieb beharrlich, nahm die vierte vor, und die Königstochter stand auf von ihrem Lager und war gesund. Die schönen Pferde, sobald der Appenzeller sie besprach, hatten ihre frühere Kraft wieder. Der König wußte sich vor Freuden nicht zu fassen und hätte der Tochter Wunsch, ihren Erretter, dem kein Mensch sein Alter ansah, zu heiraten entsprochen, hätte dieser nicht zu aller Staunen erwidert, solche Ehre könne ihm freilich nicht zu theil werden, da er daheim

bereits ein „Froweli“ und zwölf große Töchter habe. Ihr Vater erklärte ihn als seinen größten Wohlthäter, sich aber trotzdem für einen unglücklichen Vater, da vor wenig Tagen sein einziger Sohn auf räthselhafte Weise verschwunden sei. Der Zauberer meinte, auch da könne vielleicht Rath werden, wenn Seine Majestät ihn in einen gewissen Wald begleiten wolle. Sie brachen sogleich auf, nahmen auf dem Wege den Truppenbefehlshaber mit, und im Mörderhause stellte David den zwei erstaunten Männern dem einen seinen Sohn, dem andern seine ihm ebenso abhanden gekommene Tochter vor, worauf ihn beide mit Dank und Anerbietungen überhäuften. Das Volk der Umgegend wurde drei Tage lang bewirthet und dann die unermeßlichen Reichthümer des Mörderhauses in die Residenz gebracht, wohin man auch das Mädchen desselben mitnahm. Die Alte und die Banditen entgingen der verdienten Strafe nicht. Der schlichte Mann lächelte, als er Vicekönig einer schönen Provinz werden sollte und meinte, er wolle bleiben, was er bisher gewesen und lieber „dahäm wieder schrinera.“ Bloß ein Goldstück nahm er als Andenken an diese Begebenheit mit und begab sich, nachdem er seinen Landsmann, der ihn dem König empfohlen, und den dieser reich beschenkte, begrüßt, fröhlich zurück in seine Bergheimat.

XIX. Büßende, Spukgeister und Gespenster.

Der Glaube, daß die Seelen abgeschiedener Menschen, von der Erinnerung an begangene Verbrechen gepeinigt, in den Elementen sich umtreiben, bis sie ihre Strafzeit erfüllt oder durch die erlösende That eines mitleidigen Menschen Ruhe gefunden haben, ist weit verbreitet. Daß die Seelen grausamer und gewaltthätiger Burgherren und Vögte zur Strafe für ihre Unthaten in die Wüsten des Hochgebirges gebannt seien, ist allgemein schweizerischer Glaube; aber im Wallis erscheint insbesondere der Aletschgletscher als Aufenthaltsort aller Seelen; der Gletscher nimmt hier geradezu die Stelle des Fegefeuers ein.

Die Spukgeister und Gespenster haben Menschengestalt, sind bald baumhoch, bald zwergig, nur im Rücken ausgehöhlt wie eine Mulde und tragen oft eine Fackel in der Hand. Sie zeigen sich bald einzeln, bald mehrere zusammen, laufen häufig hin und wieder, mit und gegen einander, wobei, namentlich wenn sie sich schütteln, Feuerfunken wegfahren. Reichen sie die Hand, so raucht und brandet der Händedruck. Die Spukgeister lassen sich vorzüglich in heiligen Zeiten, im Spätherbste und Winter sehen, abends und nachts, ausnahmsweise am Tage. Jedoch ins Dorf gehen sie nie, immer drum herum, und gelten beim Volke überall als Abbüßer früherer Verbrechen, meist Diebstahls, Markenverrückens und Betruges. Sie thun niemanden etwas, wenn man sie nicht beleidigt, und ruft man sie, so leuchten sie einem nachts heim oder zur Arbeit, wofür sie Lohn erwarten, Brosamen, Mehl, schwarze Pfennige, am liebsten ein schwarzes Huhn. Täuscht man sie oder beleidigt sie, so führen sie irre oder hucken auf und man muß sie schwer tragen, bis sie abspringen. Sie setzen sich auf Wagen und fahren mit. Im Zorne zünden sie bisweilen Häuser an.

174. Die edle Mailänderin.

Auf der Törbjeralpe, nahe der Grimsel, begegnete ein Hirt, welcher ein verlorenes Rind aufsuchte, in der wildesten Gegend, wo nur Gletscher und kahle Felsen zu sehen, bei finsterem Regenwetter zu seinem großen Erstaunen einer vornehmen Dame, die gegen den Gletscher wanderte. Er verdoppelte seine Schritte, um derselben seine Dienste anzubieten, falls sie sich verirrt hätte. Bei seiner Annäherung bemerkte er, daß sie keine Kopfbedeckung hatte und barfuß einherging. Aus ihren prächtigen Haaren, welche in reichen Locken auf ihre Schultern herabfielen, tröpfelte der Regen, an ihrem Lilienhalse hing eine Goldkette; ihre schlanken Lenden umgab ein kostbarer Gürtel und ihre Arme waren gleichfalls mit goldenen Reifen geschmückt. An den Fingern ihrer kleinen schneeweißen Hände glänzten Ringe, mit Diamanten besetzt. Ihre bloßen Füße, welche von der Kälte und Nässe geröthet waren, schienen so zart zu sein, daß jedes Steinchen dieselben hätte verwunden müssen. Mit einer Hand hielt sie züchtig die seidene Schürze empor, um sich den Gang durch die rauhe Gegend zu erleichtern, in der andern führte sie einen langen Reisestock. Sie trat mit ihren zarten Füßen auf die harten, kalten und nassen Steine so behutsam, daß man sah, jeder Tritt mache ihr Mühe und verursache ihr Schmerzen. Ihr holdseliges Angesicht trug die Spuren von vielem Weinen; in ihren großen und sanften Augen schimmerten noch frische Thränen und ihre feinen Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern und Gebeten. Voll Verwunderung über diese seltsame Erscheinung und von tiefem Mitleiden gerührt, fragte der Hirt: „Aber um Gotteswillen, meine schöne gute Frau, wo wollt ihr hin bei so harter Witterung und in einer so wilden Gegend? Ihr müßt euch ganz verirrt haben? Ach daß Gott erbarm! ihr geht ja barfuß, ohne Hut und Regenschirm, gewiß seid ihr verunglückt! Oder wo sind denn eure Bedienten? Habt ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht zu Fuß bis hier gekommen? Ohne Zweifel seid ihr nicht ferne von hier vom Pferde gestiegen und habt allein euch zu weit von eurer Begleitschaft entfernt und verirrt?" — „Nein, mein guter Junge," erwiderte die Dame mit einer lieblichen Stimme, „ich habe mich nicht verirrt; ich komme wirklich hieher ohne Begleitschaft, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, Schuh und Regenschirm. Soeben verließ ich eine große Stadt und einen

glänzenden Palast. Noch warm auf dem Todtenbette in Mailand liegt mein Leib, um welchen meine Eltern, als um ihre einzige Tochter, bitterlich weinen und ihn mit ihren Thränen benetzen. Ich bin von Gott verurtheilt worden, in diesem Gletscher abzubüßen; weil ich bei Lebzeiten fast auf keine Erde getreten, indem ich immer in der Kutsche fuhr, niemals in eine Traufe kam, nie ohne stattliche Begleitung mich vom Hause entfernte, nie einem kalten Lüftchen mich aussetzte, keine anständige Freude mir versagen wollte, mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete: darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtlichung verurtheilt, in dieser rauhen Wildniß barfuß, in Regen, Kälte und Ungewitter zu wandeln und in diesem Gletscher abzubüßen. Dies ist mein Fegefeuer — denn außer dieser Verzärtlichung habe ich keine Sünden begangen." Bei diesen letzten Worten kam plötzlich ein dichter finsterer Nebel und kalter Regenschauer daher, welche ihm die liebliche Gestalt aus den Augen nahmen. Als nach wenigen Augenblicken das Unwetter vorüber war und die Gegend sich wieder etwas aufheiterte, da war keine Spur von der schönen Frau mehr zu erblicken. Augenblicklich, aber leider zu spät, fiel ihm ein, Gott habe es nicht umsonst zugelassen, daß sie ihm in so schöner Gestalt erscheinen durfte. Gewiß habe ihr zur völligen Erlösung nur wenig gefehlt; ach, statt der unnützen Fragen, hätte er ihr seine Hilfe anbieten sollen, womit er sie erlösen könnte. So laut er vermochte, rief der Hirt jetzt in die Gegend, wo sie verschwunden: „Schöne Frau, o sagt mir doch, womit kann ich euch erlösen?" Aber statt einer Antwort kam ihm jedesmal nur ein schwacher Widerhall von seinen letzten Worten zurück; melancholisch rauschte der Bach; dumpf donnerte der Gletscher; bleiche Nebelgestalten stiegen aus den Gletschergestalten auf und nieder; aber von ihr sah und hörte er nichts mehr. — Und so oft ihn später eine wunderbare Sehnsucht bei Nebel und Regen in diese wilde Gegend herführte und er sich auf die nämliche Stelle setzte, wo die zarten Füße der herrlichen Frau gestanden, so oft er sein Angesicht nach der Gegend wandte, wo sie verschwunden, und so oft er die ehemalige liebliche Erscheinung sich zurückträumte und mit lauter Stimme rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas thun, um euch zu erlösen?" so kam immer der gleiche schwache Widerhall von den Felsen zurück, wie ehemals. Dann kamen auch die dichten finstern Nebel mit kaltem Regenschauer an ihm vorüber wie damals; der Thalbach rauschte ebenso melancholisch

und der Gletscher ließ sein dumpfes Donnern hören, wie damals; die ganze Gegend war ebenso wüst und aus den Gletscherspalten tauchten bleiche und seltsame Nebelgestalten auf und nieder, wie damals. Aber die holde Frau sah und hörte er zu seinem größten Leidwesen niemals wieder.

175. Schoch, d' Altschmidja spinnt noch.

Im Aletschthale, nahe bei dem Gletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Wittwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Aletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten bei einem Nachtlämpchen am Rocken saß und emsig spann, so betete sie fast beständig für die Verstorbenen; auch ließ sie die Hauspforte ungeschlossen, damit die armen Seelen in ihre geheizte Stube hineinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften diese ihrer Erlaubniß, welche sie ihnen erst ertheilte, wenn sie zu Bette ging. Dann öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt — aber mir unschädlich!" ließ noch ein Stümpfchen Licht brennen und ging zu Bette. Bald erschloß sich sachte die Haus-, dann die Stubenthür, wie von einem kühlen Windzuge. Unzählige kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen drängte. Gegen Betenläuten hörte sie das gleiche Geräusch wieder zur Thür hinaus.

Einst ereignete es sich, daß diese Wittwe länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann; dabei war es draußen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch (das will sagen, es macht kalt oder uns frierts), d' Altschmidja (so hieß das Weib) spinnt noch!" „Ich weiß wol," erwiderte sie, „ich will nur dies Löckchen Werg noch abspinnen." Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d' Altschmidja spinnt noch!" Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihrs nicht erleiden könnt, bis ich fertig bin, so kommt herein!" Sie vergaß aber beizusetzen: „Ohne mich zu belästigen." Da ging die Haus- und Stubenthüre wie von einem starken Windstoß auf und die Tritte der unsichtbaren Abendsitzer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, daß es kein Ende nehmen wollte. Aber ihr wurde so angstvoll, daß sie vor Hitze zu ersticken vermeinte, und konnte sich nicht vom Rocken entfernen, so gedrängt

voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte warten ließ. Künftig wurde sie barmherziger und vorsichtiger.

Als die mitleidige alte Schmidja eben in den letzten Zügen war und die Krankenwärter zu einander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin todt ist?" da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d' Altschmidja lebt noch!" Die Sterbende machte noch Zeichen, daß sie sich freue über diese Stimmen und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblicke sahen die Wächter vor den Fenstern eine starke Helle, und wie sie hinausschauten, erblickten sie eine große Prozession brennender Lichter, die von ihrem Haus bis zum Gletscher sich fortbewegten, und, auf selbigem angekommen, eins nach dem andern erloschen. „Das sind die armen Seelen," sagten die Wächter zu einander, „mit den Nachtlichtern, welche die Alte für jene brennen ließ; sie begleiten ihre Freundin! Ja, d' Altschmidja lebt noch!"

176. Das nächtliche Kegelspiel in der Kirche.

Vor weiß Gott wie vielen Jahren ging ein Sigrist bei einer großen Kirche im Oberwallis um Mitternacht über den Kirchhof; da hörte er in der Kirche ein Poltern, als wenn gekegelt würde, und sah eine schwache Beleuchtung. Er machte dem Pfarrer die Anzeige davon. Dieser aber lachte ihn aus. In der folgenden Nacht hörte der Sigrist dasselbe und zeigte es wieder dem Pfarrer an. Dieser wurde jetzt bedenklich, ging mit ihm zur Kirchenpforte und schaute durch das Schlüsselloch. Da sah er mehrere schwarzgekleidete Männer, die mit zwei Kugeln in ein im Kreuzgang aufgestelltes Kegelspiel warfen. Da schlug es ein Uhr — und alles war verschwunden. In der folgenden Nacht gingen sie vor zwölf Uhr auf die Wacht. Da sahen sie auf den Schlag zwölf der Uhr, wie die Chorpforte aufging und herein trugen diese schwarzen Männer einen Sarg, nahmen aus demselben zwei Todtenschädel und Todtengebeine, welche sie als Kegel wie gestern aufstellten. Diese Todtengebeine und Schädel fingen alle zu glühen an, bei welchem Lichte bis ein Uhr das Kegelspiel fortgesetzt wurde, und dann wieder verschwand. Jetzt entschloß sich der Pfarrer, mit Exorcismen diesem Unwesen in der Kirche abzuhelfen. Beherzt und mit

allem Heiligen und drei geweihten Kerzen ausgerüstet, ging er bei Zeiten mit dem Sigrist zur nächsten Nacht in die Kirche, zog einen Ring dort, wo die Kegel gestellt wurden, setzte die angezündeten Kerzen auf diesen Ring und trat mit dem Sigrist mitten in denselben. Als es zwölf Uhr schlug und die Geister wie gestern erschienen, fing er seine Beschwörung an. „Ich beschwöre euch im Namen Gottes, wer seid und was treibt ihr in diesem Gotteshaus?" Die schwarzen Männer antworteten: „Wir sind Richter und müssen hier spielen, weil wir mit dem Leben der Menschen ein ungerechtes Spiel getrieben haben. Diesen Sarg müssen wir vom Richtplatze in den Tempertagen hierherholen, und in diesem sind die Todtengebeine zweier unschuldig zum Tode verdammter Personen, die wir als Hexen haben verbrennen und auf ungeweihtem Erdreiche von Henkershand haben beerdigen lassen; darum glühen sie so fürchterlich und wir müssen so viel, so viel von ihnen leiden, wenn wir mit denselben Kegel zu schieben gezwungen werden!" „Kann euch aber geholfen werden?" fragte der Exorcist. „Ja," antworteten sie, „wenn ihr die Bedingungen erfüllen wollt, ohne die wir keine Erlösung hoffen dürfen." „Und welche sind die?" „Zuerst," erwiderten die Geister, „muß die Unschuld jener Personen öffentlich in der Kirche bekannt gemacht werden; dann sollen die Gebeine auf dem Gerichtsplatze ausgegraben und auf geweihter Erde nach christlichem Gebrauche beerdigt und endlich den Befreundeten das unrecht entrissene Gut wieder erstattet werden." Darauf erhuben die Richter alle ihre bittenden Hände mit weinender Stimme gegen ihn: „Wollt ihr das thun?" „Ja! Gott sei mein Zeuge, ich will es thun," erwiderte der Pfarrer. Da schlug es ein Uhr — und Richter, Kegelspiel und Sarg — alles war verschwunden — und kehrten nicht mehr zurück; denn der Herr Pfarrer suchte auf das schnellste und gewissenhafteste die versprochenen Bedingnisse zu erfüllen.

177. Die todte Hand.

Vor vielen Jahren ereignete sich in Visp, daß einer Familie ein liebes, liebes, nur etwa zweijähriges Kind starb. Einige Tage, nachdem es unter großem Leidwesen der Mutter auf dem Kirchhofe von Visp war begraben worden, sah man ein Händchen des verstorbenen Kindes aus dem Grabe emporragen. So oft man dasselbe in die Erde des Grabhügels zurückschob, so oft

streckte es bald darauf sein Händchen wieder hervor. Die Mutter, als sie solches vernommen, wurde sehr ängstig und traurig und zeigte, weil sie sich nicht zu rathen wußte, diesen seltsamen Fall dem Herrn Pfarrer an. Dieser fragte sie: „Hat das Kind sich nie etwa gegen euch versündigt, und ihr habt es dafür nicht bestraft!“ „Ich wüßte mich an gar nichts zu erinnern,“ gab die Mutter zur Antwort, „außer, daß es mich einmal mit der Hand ins Gesicht schlug, was ich in Rücksicht auf seine Kindheit ungeahndet ließ.“ „O, so!“ sagte der Pfarrer zur Mutter, „so geht hin, nehmt eine Ruthe und gebt der emporgestreckten Hand einige Streiche damit; ich hoffe, wenn das Kind die verdiente Strafe erhalten, wird es im Grabe Ruhe finden.“ Die Mutter that, obwol mit schwerem Herzen, wie es der Pfarrer ihr angerathen, und von der Zeit erschien die Hand ihres Kindes nicht mehr über dem Grabe.

178. Der Zusenn auf der Taminser Alp.

Vor Jahren hielten sich, erzählt man in Tamins, auf der Großalp droben ein Senn, ein Zusenn und ein Schreiber auf. Sie hatten eine große Herde. Unter den Kühen war eine, die kehrte nie mit den übrigen heim und jeden Abend mußte der Zusenn ihr nach und sie, oft bei Sturm und Wetter, in der ganzen Alp suchen. Dieser immer wiederkehrenden Mühe endlich überdrüssig, folgte der Zusenn einmal dem Thiere nach, als es sich wieder von der Herde entfernte. Der Weg führte an einem Abgrunde vorbei; hier legte er nasse Baumrinde über den Pfad, und als die zurückkehrende Kuh darauf trat, glitschte sie aus und stürzte in den Abgrund. Der Erboste blickte lachend hinunter, wo die Kuh zerschmettert lag und rief: „Nun darf ich dich nicht mehr suchen!“ Die böse That blieb geheim. Nach dem Tode aber des Thäters fand dieser keine Ruhe. Nachts, wenn die Kühe sich gelagert und alles sich zur Ruhe gelegt, hörte man wild heulen und wimmern und sah den Zusenn sich aufmachen, die Kuh unten im Abgrund aufheben und sie keuchend hinauf wälzen, wo angelangt, sie ihm sogleich wieder entfiel, hinunter stürzte und er hohnlachend hinab schaute. Endlich bezahlte sein Vater die Kuh und der Unselige ward erlöst.

179. Der Schmied mit dem feurigen Eisen.

Unweit Surawa in Graubünden stand in uralter Zeit eine Schmiede, deren Besitzer als der einzige Schmied der Umgegend bei seinem Berufe sich sehr wohl befand. Da kam eines Tages aus der Fremde ein junger, frischer Gesell von Tiefenkasten, welches unweit Surawa liegt. Der Weg führte ihn an der Schmiede vorbei und angezogen von den Funken, die lustig emporsprüheten, trat er bei dem Meister ein. Sie kamen ins Gespräch und der Geselle erzählte dem Alten, wie er nun im Sinne habe, in Tiefenkasten ebenfalls eine Schmiede zu errichten und wie es ihm weder an Geld noch Geschick fehle, sich eine gute Kundsame zu erwerben. Da erwachte im Herzen des Alten grollender Neid, und der Böse, der überall bei der Hand ist, wo der Mensch eine Blöße zeigt, gab ihm einen verruchten Mordplan ein. Der Meister bot dem Jungen freundlich ein Nachtlager an, und da es schon spät und finster war, nahm dieser es mit argloser Freude an.

Aber als ein tiefer Schlaf des Jünglings Sinne gefangen hielt, stieg der alte finstere Schmied hinunter in die Werkstatt, nahm eine spitzige Eisenstange: „der Blasbalg gahrt, die Funken sprühn" und bald ist das Eisen glühend. Und als es glühend war, schlich er hinauf in die Kammer, wo der Jüngling schlief, und stieß ihm den knisternden Stab durch die Brust.

Den Leichnam begrub er. Kein Zeuge war gegenwärtig und die That blieb verschwiegen. Aber die Reue und in ihrem Gefolge die Verzweifelung verfolgten den Mörder von nun an auf allen Stegen und Wegen. Endlich ging er hin zu dem Priester des Ortes und beichtete die entsetzliche That. Dieser rieth ihm, sich selbst den Gerichten zu verzeigen und durch den Tod auf dem Rabenstein den zürnenden Schatten zu versöhnen. Aber der Schmied scheute sich zu sterben durch Henkershand, ging in sein Haus und schnitt sich die Kehle ab. Die Schauer der Hölle lagerten sich seither über der Wohnung und ringsherum wurde das Land öde. Um Mitternacht steigt der alte Schmied aus den Trümmern; man hört da, wo die Schmiede war, das Gahren des Blasebalges und sieht die wilden Funken sprühn. Alsdann tritt er kohlschwarz mit dem knisternden Eisen in der Faust aus der Thüre, wankt ächzend nach der Stelle, wo, wie man sagt,

die Gebeine des Gemordeten liegen, und steckt den knisternden Stab in die Erde hinein, aus welcher alsbald wilde Flammen schlagen, in denen der Geist des Mörders heulend verschwindet.

180. Der Thennibock im Dorf.

Im obern Dorf von Ulrichen lebte vor Jahr und Tag ein alter Junggeselle, der seine eigene Freude hatte, die harmlosen Kinder zu plagen. Wo er kleine Kinder antraf, schreckte er sie, oder fügte ihnen sonst eine Bosheit zu, so daß sie laut aufweinten. Der Junggeselle starb. Um seine vielen Quälereien zu büßen, ward er in einen großen, grauen Bock verwandelt. Seine gebogenen Hörner reichten bis auf den halben Rücken; sein Bart hing tief herunter; sein Haar war lang und zottig — kurz der Bock war schauerlich anzusehen. Seinen Aufenthalt hatte er beim obern Dorfbrunnen, wo sich unter einem kleinen Speicher ein Stall befand. Der Bock ward oft gesehen und hieß im ganzen Dorfe der „Thennibock". Aber so majestätisch er einherschritt, war er doch der Spott der Kinder. Oft versammelten sich Knaben und Mädchen beim Brunnen und schrieen, so laut sie konnten: „Thennibock! Thennibock!" und liefen eilig davon. Allerdings kam der Bock aus seinem Stall heraus, um die spottenden Kinder mit seinen Hörnern zu stoßen; aber sobald sie über den „Kennel" (Wasserleitung) hinüber waren, hatte der Bock seine Kraft verloren und mußte beschämt zu seinem finstern Stall zurückkehren.

181. Der Geist auf Rafgarten.

Ein Hirt von Ulrichen trat bei einigen Bauern von Obergesteln in Dienst, um im Sommer auf der Hochalpe das Vieh zu hüten. Als sich das Senten im „Staffel" vom „Rafgarten" befand, war der Hirt eines Tages fahrlässig und trieb eine Kuh, die am Rand eines Abgrundes weidete, nicht zurück. Die Kuh stürzte in die Tiefe. Darüber grämte sich der Hirt, ward krank und starb, ohne seine Schuld bekannt zu haben. Da wurde sein Geist in den Rafgarten gebannt, um seine Fahrlässigkeit abzubüßen. Denn seit jener Zeit bemerkten die Alpknechte in der Hütte das „Umghyer" (den Poltergeist). Tief in der Nacht kam es, klopfte an die Thüre, und rasselte mit den Ringen des Hirtenstabes. Bald kam die Kunde davon auch zu den Ohren

der Mutter, die gleich alles aufbieten wollte, um den Geist ihres Sohnes zu lösen. Da die verunglückte Kuh einer Wittwe von Obergesteln angehörte, begab sie sich zu dieser, um sie demüthigst um Erlaß des zugefügten Schadens zu bitten. Aber die Wittwe war hart und roh und forderte den vollen Preis der todtgefallenen Kuh. Die bedrängte Mutter brachte das schwere Opfer und zahlte die hohe Forderung. Allein was geschah? Weil sich die Wittwe so hart und unbarmherzig zeigte, wurde sie doppelt gestraft; denn bald darauf verlor sie an Einem Tage zwei Kühe. Der Rafgarten aber ward vom Geiste befreit.

182. Der Lampihut.

Das Städtchen Erlach liegt am Fuße des überaus reizenden Jolimonts, der von demselben ziemlich steil aufsteigt und sich im höchsten Punkte 232 m. über dem Meer erhebt. Auf dem diesseitigen Abhange befinden sich fast bis ganz oben herrliche Weingärten, dann folgen Gebüsch und Wald. Eine wohlangelegte, sanft ansteigende neue Fahrstraße führt auf die Höhe zu einem Landgute, welches mit Alleen, Schattengängen, Ruheplätzchen, Gärten und Gehölz angenehm abwechselt. In der Mitte des Abhanges zieht sich von der neuen Straße ein mit Recht so geheißener „hohler Weg" gegen die Kirche hinunter.

Durch diesen Hohlweg sah man von Zeit zu Zeit, besonders bei bevorstehender Veränderung der Witterung einen Jäger mit einer Flinte auf dem Rücken und einem großen, breitkrämpigen Hut, wovon er den Namen Lampihut hat, herabsteigen. Er kam gewöhnlich bis zum Kirchhofe, dann stand er stöhnend still und erhob ein Geheul, daß es ein Graus war. Zuweilen verfolgten ihn Füchse und andere Thiere. Dies alles geschah zur gerechten Strafe und Vergeltung des Jagdunfuges und der Grausamkeiten, die sich der Jäger in grauer Vorzeit hier hat zu Schulden kommen lassen. War es doch seine größte Lust, nicht nur auf gewöhnliche Weise das Wild zu verfolgen, sondern es noch aufs unbarmherzigste zu quälen und zu martern, wie er denn manchen Hasen, den er in Schlingen gefangen, mit teufelischer Freude lebendig geschunden hat.

183. Das Juckertuni auf dem Flöschboden.

Ein Hirt, „Tuni" (Anton) mit Namen, hatte sich in der Alpe verfehlt. Was er eigentlich gethan, weiß man nicht; doch

hat es den Anschein, daß er in der Hütte, beim „Turner“ (d. h. auf der Stange, woran der große Milchkessel hängt), mit den Alpknechten lieblose und unehrbare Reden geführt hat. Der Hirt starb. Nun muß der „Tuni“, den es im Leben immer „gejuckt“ hat, zur Strafe seiner sündhaften Reden auf dem „Turner“ hocken und sich hin- und herdrehen lassen. Aber der unheimliche Geist hat seine Unart noch nicht verlernt; er stiftet mancherlei Possen an. So quält er mitten in der Nacht die Kühe, daß sie ihre Schellen und „Trichle“ (die Schellen bestehen aus gegossenem Metall, die „Trichle“ sind von Eisenblech zusammengelöthet) schütteln, laut aufmuhen und brüllen und voll Angst aufspringen und davon rennen. Das Aergste dabei ist, daß man nach all diesen Umtrieben das Juckertuni nicht einmal schelten darf; denn wer es wagen würde, seiner zu spotten, würde sogleich krank werden. Schon manche, die am Turner lieblos von ihm redeten, mußten ihre Verwegenheit büßen, indem sie einen aufgeschwollenen Mund bekamen und mehrere Tage lang nicht mehr sprechen konnten.

184. Der Jurer.

Stille Nacht bedeckt die Alp und Senn und Knechte sitzen froh am abendlichen Herd. Da hören sie ein Jauchzen und ein Juhen, das tönt von der Kuhfälle her und wandelt über Böden und Grät der Alpen hin. Unheimlich ist der Ruf. Es kündet sich ein Geist in Menschen- oder Thiergestalt. Die Auskunft gibt der alte wohlerfahrene Senn: „Es ist ein längst verblichener Küher, der zur Strafe dafür, daß er einst eine Kuh verwahrlost hat, hier wandeln, rufen, warnen muß. Nun läßt sich mit der Abfahrt nicht mehr säumen; vor übermorgen wird hoher Schnee die Alp bedecken. Damit kein Stück im Rückhalt bleibe und freventlich der Noth preisgegeben werde, sammelt früh das Vieh zur Abfahrt aus allen Gegenden zusammen, sorgsam und des Beispiels eingedenk.“

185. Das Feuermännchen.

Vor dem Städtchen Erlach, rechts am Wege nach Vinelz, befindet sich ein großer, schöner Baumgarten, die Scheuermatte genannt. Da sah man ehedem nicht selten, besonders zur Frühlings- und Herbstzeit, das „Brennemannli“ (Feuermännchen)

der Umzäunung entlang herumwandeln in Gestalt eines hellen Flämmchens, das sich bald vergrößerte und bald verkleinerte, bald hoch in die Luft stieg, bald dicht an der Erde schwebte, bald hüpfte und bald stille stand. Gewöhnlich blieb es zuletzt bei der Scheuer stehen und verschwand dann plötzlich. Man hat es oft kläglich seufzen und stöhnen hören. Es ist der Geist eines frühern Besitzers des Gutes, der sich durch Versetzung von Marksteinen da Ungerechtigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen und zur verdienten Strafe dafür spuken muß.

186. Der schwarze Mann.

Ein Gambser, Christelis Franz, verließ spät abends das Wirthshaus im Dorfe, um sich in sein Wohnhaus im nächsten Weiler zu begeben. Es war tief Nacht und statt die etwas weitere Landstraße wählte er den nächsten Fußweg über die Hub, obschon er oft gehört, es sei dort nicht geheuer und wenige es um diese Zeit gewagt hätten. Er gewahrte indessen nichts, bis nahe seinem Hause er durchs Dunkel den unheimlichen Ruf hörte: „Wo soll ich ihn hinthun? Wo soll ich ihn hinthun?" Franz, einen Spaßmacher hinterm Rücken vermuthend, antwortete: „Du Narr, wo du ihn genommen hast." Plötzlich schoß es dem Blitze gleich heran und vor ihm stand ein schwarzer Mann mit weißer Zipfelkappe, neben ihm ein Markstein. Jetzt wußte der allmälig nüchtern Gewordene schon, wen er vor sich habe, und um auf alle Fälle sicher zu sein, rief er den bekannten Spruch: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, und das erste und das letzte Wort sollen mein sein." Dann fragte er den Unbekannten, woher er so spät komme und wollte ihm die Hand reichen. Dreimal versuchte er es und dreimal griff er wie in den Wind. Dann erwiderte jener seufzend, er habe einst zu dieser Stunde diesen Markstein verrückt und müsse seither wandern, bis jemand mitleidig den Stein an seine Stelle setze. Geschehe das nicht, so verzögere sich seine Erlösung, bis aus einem diese Mitternacht hervorkeimenden Tannenschößlein eine Wiege werde; das Kind darin, sobald es erwachsen sei, werde es zu Stande bringen. Auf seine dringende Bitte versprach der Gambser, getröstet durch die weiße Mütze und ein zum größern Theile weißes Hemd, was der Geist als erlösbar darstellte, Hilfe, holte daheim Pickel und Schaufel und folgte dem Geiste bis zu einer bezeichne-

ten Stelle, wo er den Markstein eingrub. Sogleich verschwand der Geist vor seinen Augen; es erscholl ein Freudengeschrei durch die Lüfte und zeigte ihm in der Nacht eine Erscheinung, er habe Ruhe gefunden und wolle für seinen Retter flehen, daß er bald zu ihm gelange.

Wirklich erkrankte der Mann bald, und an seinem Todbette erschien der Erlöste, welcher ihm die Hand reichte, um ihn ins Land des ewigen Friedens zu geleiten. Seine Nachkommen wurden reich.

187. Der brennende Bräutigam.

Ein Mädchen kehrte vom Jahrmarkte nach Hause und erwartete, von ihrem Bräutigam auf dem Heimwege eingeholt zu werden. Als sie in solchen Gedanken gegen diejenige Rüti kam, die ihrem Liebsten gehörte, sah sie im Felde drinnen einen Mann stehen, dessen ganzer Körper ein bloßes Knochengerippe war, aber von einem grellen Feuer in allen Lücken fürchterlich durchschlagen. Nur der Kopf der Gestalt war noch ganz, und mit Entsetzen erkannte sie darin die leibhaftigen Gesichtszüge ihres Geliebten. Sie entsprang und war an ihr Haus gekommen, ehe sie es recht wußte. Da aber lag ihr Schatz schon drinnen auf der Ofenbank und wartete getrost auf ihre Ankunft. „Jesus Maria!“ rief sie, „bist du da?“ „Schon lange,“ antwortete er. „Und doch habe ich dich erst draußen auf deiner Rüti gesehen!“ „Da mußt du,“ versetzte der Bursche, „vierfache Augen vom Markte heimgebracht haben, denn seit einer Stunde schon habe ich hier lange Weile nach dir auszustehen.“ „Ach, Schatz,“ rief das Mädchen, „ich lasse mirs nicht nehmen, ich habe es mit meinen gesunden Augen gesehen; was hast du angestellt?“ Der Bursche leugnete fort, und das Mädchen nahm sich vor, ihn von nun an zu meiden. Sie beichtete es dem Pfarrer, und dieser erklärte ihr, sie dürfe Gott auf den Knieen danken, daß er ihr ein solches Geheimniß noch in diesem Leben geoffenbart. Nun ließ er den Burschen kommen und setzte ihm auseinander, was das heißen wolle, Marchsteine versetzen, und welch schreckliche Strafe auf ein Verbrechen folgen müsse, das der allwissende Gott sogar noch in diesem Leben aufzudecken suche. Solche Vorstellungen erschütterten den jungen Mann im Innersten, und schluchzend bekannte er, wie er dem Nachbar die Hälfte seiner Rüti durch Verrücken der

Marchen weggenommen habe. Dankend ging er vom Pfarrer und bestellte alles, wie er es gelobt hatte, in der rechten Ordnung. Ob er aber dann seine Braut wieder besucht und ihre Liebe wieder gewonnen habe, davon wußte das Mädchen nichts zu sagen, das diese Geschichte in unserm Hause erzählt hat, als sie ihre Lebkuchen zum Verkaufe herumtrug.

188. Der Feuermann in der Machnau bei Klingnau.

Unterhalb Klingnau muß man gleich am Bildstöckli den Fußweg einschlagen, wenn man in die Machnau und dort über die Aare will. Jetzt freilich ist die Fähre weiter unten, in der Au. Vor hundert Jahren aber war die große Kiesbank noch nicht aufgeworfen, die den Strom nun in zwei Arme theilt, und man fuhr damals gleich von der Machnau aus über ins Kirchspieler Feld. Deswegen hatten sich hier die zwei Fehren von Klingnau ein Häuschen hergebaut, um gegen Wetter und Nachtfrost geschützt zu sein. Und so saßen und plauderten sie einmal am Weihnachtsabend, als es zwischen sieben und acht Uhr dringlich ans Haus klopfte. Da sie öffneten, erschraken sie nicht wenig über einen ganz feurigen Mann, der augenblicklich über die Aare gesetzt zu werden verlangte. Doch sie wußten, daß man auch den bösen Geistern nichts abschlagen dürfe, weil es gerade Weihnachten sei, wo jene dem Orte ihrer früheren Verbrechen wieder zulaufen; beide traten also in den Weidling und ruderten hinüber. Es ging auch so schnell, daß sie kaum nachdenken konnten, ob der Gast ihnen nicht Löcher ins Schiff brenne, und schon stand er jenseits draußen. Alle drei sind wir verloren, sagte er ihnen vom Ufer aus, wenn ihr nicht Schlag acht Uhr hier seid, um mich wieder hinüber zu nehmen. Dann verschwand er im Leuggener Hardwalde. Den Fehren ward schlimm zu Muthe; doch was wollten sie machen? Punkt acht Uhr hielten sie also am jenseitigen Bord, und sogleich war er wieder in den Weidling hinein gekommen, sie wußten nicht wie. Auf der Machnauer Seite dankte er und bot ihnen die Hand zum Abschied. Der nächststehende Fehre durfte sie ihm vor Angst nicht geben, sein Kamerad aber war gefaßter und reichte ihm statt der Hand die Schwibele (zweigriffigen Stiel) seiner Schalte hin. Der Feurige berührte sie und im Augenblicke war sie bis zu unterst glühend.

Schnell steckte man sie ins Wasser und löschte; indessen war der brennende Mann ausgestiegen und flackerte schon dem öden Giriz zu.

Die beiden Fehren von Klingnau haben zum Andenken an jene Weihnachten die Schalte aufbewahrt und ihren Kindern vererbt; und die ältesten Bürger des Städtchens behaupten heute noch, daß sie dieselbe gesehen und genau die Finger des Brünnlig in der Schwibele gezählt haben.

189. Der brennende Räuber in der Reuß.

Am hohen Reußufer Mühlerain steht noch bei der Linnmühle an einem verfallenen Hag eine alte Buche. Wer dort in der Nacht vorüber wandelt, wird von einem feurigen Manne verfolgt und läuft Gefahr, in die Reuß hinab gestürzt zu werden. Gleichwol hat noch jeder, anstatt in raschem Strome zu ertrinken, immer glücklich das Gestade wieder erreicht. Hier wollte einst ein Mann ein wenig ausruhen, der von Birmensdorf nach Muntwyl ein Fäßchen Branntwein auf seiner Hutte zu tragen hatte. Plötzlich lief vom Muntwyler Felde ein anderer gegen ihn her, roth wie eine Glut, nahm ihm die Hutte sammt Fäßchen von der Buche weg und schleuderte zugleich den Mann weithin ins Gesträuche. Dieser verlor, sowie er sich wieder aufgerafft hatte, den Muth nicht, sondern lauschte sogleich, nach welcher Richtung der Dieb entweichen werde. Im Augenblicke hörte er unter sich mitten in der Reuß einen Strudel entstehen und sah, wie der Brennende durch den Fluß ans jenseitige Ufer watete, ohne im Wasser zu erlöschen und ohne daß zugleich das Fäßchen Schnaps auf seinem feurigen Rücken sich entzündete. Aehnliches hat sich auch schon auf dem Ackerlande begeben, das des Müllers Reben heißt und oberhalb jener Linnmühle an der Straße liegt.

190. Der Zwingherr von Brandis.

Auf Schloß Brandis unterhalb Lützelflüh lebte in alter Zeit ein reicher, aber geiziger und wegen seiner Härte gefürchteter Zwingherr. Als einst der warme Föhn von den Bergen kam und der Schnee schmolz und die Emme hoch anschwoll, fragte der zum Jagdtreiben aufgebotene Müller um Erlaubniß, heute

daheim bleiben zu dürfen, da er nothwendig schwellen müsse, wenn ihm das Wasser nicht die Mühle wegnehmen solle. Der Zwingherr aber befahl ihm, beim Treiben nicht zu fehlen, da man eine Bärenspur entdeckt habe. Der arme Müller, welcher im Thale unten das Wasser seine Mühle wegreißen sah, rannte angstvoll hin, nach den Seinen zu sehen. Da fehlte der Säugling. Als er das bejammerte, erschien der Herr zu Pferde und schalt ihn, daß er sein Geschäft verlassen. Der Mann erhob seine geballte Faust gegen ihn und nannte ihn Mörder und des Teufels Sohn. Da schlug ihn des Ritters Streitaxt todt zu Boden. Die Müllerin aber fluchte diesem, daß er keine Ruhe finden solle. Seitdem, so oft der Föhn kommt und die Emme überfließt, stöhnt es in des Ritters Grabe auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh; er muß auf, die schwere Streitaxt fassen, wo er lockere Pfähle findet, hämmern, wo keine sind, neue einschlagen und erst wenn der Hahn kräht, darf er sich wieder zur Ruhe legen.

XX. Holda-Berchta.

Von den Göttinnen Holda (Hulda, Holla) und Berchta (Perchta) haben in der Schweiz noch einige Spuren sich erhalten. Holda ist die Gütige, Berchta bedeutet die Glänzende, Lichtvolle. Unter beiden verstehen wir die weißen Frauen, die zu Zeiten erscheinen. Beide halten, außer ihrer Theilnahme am wüthenden Heere und Nachtvolke ihren abgesonderten, jährlichen Umzug, der dem Lande Fruchtbarkeit bringt. Mit Vorliebe besuchen sie und ihr Gefolge die Spinnstuben und freuen sich, wenn sie Flachs auf dem Rocken angelegt finden bei fleißigen Spinnerinnen, dagegen den faulen Dirnen zünden sie den Rocken an. Zur Fastnachtszeit, wenn Holda und Berchta wiederkehren, muß alles gesponnen und die Kunkeln leer sein. Treffen sie dann alles in Ordnung, so sprechen sie ihren Segen aus: „So manches Haar, so manches gute Jahr.“ Gefällt das Gespinst ihnen nicht, ist nicht abgesponnen, liegen Rocken und Spindeln wie im Kriege umher, zürnen sie: „So manches Haar, so manches böse Jahr!“

Die schweizerische Sträggele hat mehrere Züge mit der Göttin Holda gemein, und tritt auch als Anführerin des wüthenden Heeres auf. Oft erscheint sie als Unholdin und nimmt die unfolgsamen Kinder in einem Sacke fort.

In der Frau Ude, der Ehestifterin unserer Sage, ist die Freyja nicht zu verkennen.

191. Die Jungfrau mit dem Golde.

Auf der hohen Alp Russein hantirte wacker ein Senn mit seinen Gehilfen. An einem schönen Sommermorgen öffnete sich plötzlich die Thüre und herein trat eine fremdartige und doch Vertrauen erweckende Gestalt. In reichen Wellen fielen ihre goldenen Flechten über die blendenden Schultern herab; in ihren zarten

Händen trug sie ein Gefäß, und in demselben funkelte flüssiges Gold. „Jeder Hirte soll davon erhalten so viel ihm beliebe, hüte sich aber, auch nur einen Tropfen zu verschütten," mahnte die Jungfrau. Zwei der Sennen waren genügsam, als sie ihr Gefäß einmal gefüllt hatten; der dritte aber, ein geiziger, habsüchtiger Mann, wollte immer mehr, strauchelte und verschüttete ein wenig vom Golde, und Gold und die segenspendende Erscheinung entschwanden den Blicken der Hirten.

192. Die weiße Frau auf Obersaxen.

Einem armen Manne, der in später Stunde am Weihnachtsabende vom Maienhofe nach St. Martin heimwärts gehen wollte, begegnete im Tobel eine weiße Frau, die auf einem goldenen Wagen daher fuhr. Plötzlich hielt der Wagen still, die weiße Frau stieg aus und winkte dem Manne. Er ging hin und da bedeutete sie ihm, daß sie einen Nagel am Wagen verloren habe, er solle ihr einen schnitzen. Er that das, so gut es ging; die Frau dankte ihm und wies beim Abschiede ihn an, er solle die Späne vom Holze, das er zum Nagel gebraucht, sammeln und heimnehmen. Das that er, und nahm die Späne nur zur Erinnerung an die seltsame Erscheinung, die er gehabt, mit.

Zu Hause fand er, daß die Späne sich in lauteres Gold verwandelt hatten. Das Geschenk der guten Frau kam ihm recht gut, und von da an litten seine sieben Kleinen daheim auch nicht mehr Noth.

193. Die Sträggele.

Im Kanton Zug nennt man eine häßliche, zerzauste Weibsperson eine Sträggele. Im sogenannten Bauernlande, in Cham, Hünenberg 2c., geht die Sage unter den Spinnerinnen: Wer im Spätjahr bis zu Weihnachts-Fronfasten nicht zehn Haspelten Garn gesponnen hat, den holt die Sträggele.

Eine Bäuerin hatte ein hübsches Töchterchen, das immer lieber durch die Fenster und in den Spiegel guckte oder im Hause herumtrippelte, als am Spinnrade saß. Um es zu besserem Fleiße anzuspornen, drohte ihm die Mutter öfters mit der Sträggele, wofern bis zur nächsten Fronfasten die zehn Haspelten nicht fertig gesponnen wären. Eines Tages, als das Mädchen wieder sehr nachlässig im Spinnen war, wollte die Mutter ihrer Drohung noch mehr Nachdruck geben, indem sie sagte: „Heute

Abends muß dich die Sträggele holen!" Die Kleine lächelte ungläubig. Inzwischen ward mit einem Knechte verabredet, daß er nach Einbruch der Nacht auf ein gewisses Zeichen vor das Haus hinausgehen und am Fenster pochend mit veränderter Stimme das Kind verlangen solle. Abends darauf, als dieser bereits hinausgegangen war, um sich zur Ausführung des verabredeten Spieles zu bereiten, kam jemand an das Fenster und forderte die Herausgabe des versprochenen Kindes. Dieses geräth in Schrecken und verspricht unter Weinen und Händeringen, sich zu bessern. Allein die Stimme am Fenster forderte dringender, und so ward das jammernde Kind durchs Fenster dem vermeintlichen Knecht in die Arme geschoben.

Kaum war das Fenster geschlossen, so pochte es wieder am Fenster, und nun war es wirklich der Knecht, der mit verstellter Stimme die unfleißige Spinnerin abforderte. Die Mutter erschrickt nun selbst, öffnet das Fenster, fragt den Harrenden, ob er das Mädchen nicht gesehen habe; aber der weiß nichts von dem Vorgefallenen. Wie sie nun stille horchen, vernehmen sie von fern her aus den Lüften das Jammergeschrei des ausgelieferten Mädchens. Es war zu spät. Die Sträggele hatte es wirklich geholt. Des andern Tages fand man in der Nähe noch die abgerissenen Haarzöpfe der verlornen Kleinen.

Wenn man heute noch um die Fronfastenzeit von einer Waldschlucht her ein seltsames Rauschen vernimmt, so heißt es: „die Sträggele ist wieder im Lande."

194. Das Fetzfräuli.

Nesa von Brunberg, zwischen Littenhard und Rikenbach, ließ sich von einem reichen Ritter von Rätenberg verlocken, ihrem Elternhause den Rücken zu kehren und ihm auf sein Schloß zu folgen, obwol der Ritter schon verehelicht war. Die rechtmäßige Gattin hatte er vertrieben. Sie lebten in Saus und Braus auf Rätenberg und jagten auf schönen Rossen und im prunkenden Kleide in der um Brunberg liegenden Fetzwaldung, wobei sie an den Fenstern ihrer elterlichen Wohnung unter Hörnerklang vorbei brausten. Das brach ihrer Mutter das Herz. Vom Sterbebette ließ sie Nesen durch einen Diener zu sich entbieten. Kaum aus dem Hause getreten, vernahm dieser den Lärm der Jagd im Fetzwalde und stieß im Waldesdunkel auf einen verfolgten Hirsch, hinter ihm ein Rudel Hunde und hinter

diesen den Ritter von Rätenberg und Nesa zu Pferde. Der Diener rief seine Botschaft. Nesa hielt ihr Thier an und schaute unschlüssig auf ihren Gefährten. Der aber spottet: „Bah, alte Weiber wollen alle Tage sterben und sterben doch nie. Stirbt sie, so wird sie den Himmel wol finden; wir aber verlieren den Hirsch. Vorwärts!" Damit spornte er sein Roß, gab demjenigen, welche Nesa ritt, einen Hieb und vorwärts brauste die Jagd.

Daheim starb die Mutter unter Beten für ihr Kind, als sie die Kunde vernahm. Der Rätenberger setzte sein Sündenleben mit der Leichtsinnigen noch einige Jahre fort, bis er verarmte, seine Burg verkaufen mußte und im heiligen Lande verscholl. Nesa aber sang in armer Kleidung von Halle zu Halle, bis sie erkrankte vor Noth. Da ergriff sie eine mächtige Sehnsucht, das Haus ihrer Väter noch einmal zu sehen, und den Tod im Herzen, schleppte sie sich hin bis wo am Eingange in die Fetzwaldung der Weg von Rikenbach nach Kirchbach in zwei sich theilt, aber nicht weiter. Hier hatte einst der Diener sie an der Mutter Sterbebette gerufen, und hier gab sie unter einer Tanne den Geist auf.

Und unter dieser Tanne sah nachher mancher nachts ein weibliches Wesen sitzen mit allen Zeichen der Verzweifelung. Fragte ein in der Waldung verirrter Wanderer die Gestalt um den Weg nach Wolfikon und Kirchberg, so schoß ein blitzartiges Leuchten aus ihren Augen und sie wies ihn irre, daß er stundenlang in dem Forste herumlief und sich zuweilen Krankheit und Tod holte. Deshalb warnte man Kinder, das „Fetzfräuli" ja um nichts zu fragen und nicht auf sie zu horchen. Eine fromme Seele aber errichtete an der Tanne ein Bild der Mutter Gottes, wie um den der Mutter angethanen Hohn zu sühnen.

Eines stürmischen Winterabends eilte ein achtzehnjähriges Mädchen den Fußweg von Rikenbach her. Man sah seinem ganzen Wesen Angst und Eile an. Am Eingange der Fetzwaldung hielt es stille, ungewiß welchen von den zwei Wegen weiter. Plötzlich gewahrte es unter der Tanne ein altes Weibchen, das ihm guten Abend zunickte. „Um Gotteswillen," begann das Mädchen, „wo geht man nach Wolfikon?" Das Weibchen blickte die Fragende etwas Zeit an; gerade in diesem Alter war sie gewesen, als ihr Unglück begonnen; schon wollte sie den falschen Weg weisen, als das Mädchen, ihr Hohnlächeln und das Augen-

feuer wahrnehmend, beifügte: „Meine Mutter liegt im Sterben und will mir noch ihren letzten Segen geben. Weiset mich recht und wäret ihr selbst das Fetzfräuli, Gott wird es euch vergelten!" Da kam ein milderes Licht aus Nesas Augen, sie wies dem Mädchen den Weg und war erlöst.

195. Frau Ude die Gute.

In jener uralten Zeit, in der noch in den Thälern des Berner Oberlandes die Sitte herrschte, daß sich die Jungfrauen von allen Jünglingen streng zurückzogen, kam zu jedem sich folgenden Menschengeschlechte aus dem wildesten Hochgebirge eine steinalte, graue, von den Jahren gebeugte Frau, die Frau Ude die Gute hieß, und von dem Augenblick an, daß Menschen jenes Gelände bewohnten, daselbst gehaust hatte, wenn auch niemand das Obdach kannte, wo sich die Alte während der Zeit ihres Fernseins aufhielt. Frau Ude die Gute sah scharf und war an seltenen Künsten reich, ob sie schon lebenssatt, kraftlos und mehr todt als lebendig zu sein das Aussehen hatte. Geschäftig trippelte sie von Hütte zu Hütte, lud alles Hausvolk an die Thür, griff den Mädchen ans Kinn, sah sie mit blinzelnden Luchsaugen an, und endigte jedesmal mit den Reimen:

Du, du, du, ja du!
Diesmal wieder Ruh!
Hätt ich keine funden mehr,
Litt ich siebenmal so schwer.

Dann nahm sie lächelnd das Mädchen bei der Hand, zu dem sie den Spruch gesagt, und trippelte weiter, und allemal ohne zu fragen, ohne miß zu gehen, ohne zu zaudern, geradehin nach dem Hause des Reichsten und Besten und Schönsten der Junggesellen im Thale, und dem legte sie die Hand des Mädchens in die Rechte, sah ihn nickend an, und hinterließ im Herzen des Junggesellen eine Liebe voll Inbrunst zu dem Mädchen, das sie dergestalt ihm vorgeführt hatte. Und allemal war eine glückliche Ehe zwischen den beiden. Das gesammte Thalvolk jubelte, jedermann lud sich zur Hochzeit ein, und niemals hat irgend ein Vater, irgend eine Mutter die Wahl der Frau Ude für Sohn oder Tochter abgelehnt; denn jedesmal war das Mädchen als die Reinste unter den Reinen im ganzen Thalgelände erfunden, der Jüngling als der Beste von den Besten.

XXI. Das Todtenvolk.

Verwandt mit dem Nachtvolk ist das Todtenvolk. Bald zieht dasselbe in Leichenprozession dahin, bald hält es in nächtlich erleuchteter Kirche Messe oder Predigt, oder in Schloßruinen ein Geistergericht, bald jagt es dahin wie das wüthende Heer oder benützt die Geisterkutsche, den Wuotanswagen, an dessen Stelle auch ein Schiff oder wie beim Posterli ein Schlitten tritt, bald endlich tanzt es auf den Gräbern. Bei der Leichenprozession taucht manchmal das gräßliche Doppelgesicht auf, indem der Neugierige im Zuge sich selbst erkennt, was seinen baldigen Tod zur Folge hat.

196. Die Todtenprozession.

An einer Temperzeit hörte ein Mann aus Emd vor Mitternacht dreimal seinen Namen rufen mit dem Befehl, er solle schnell aufstehen und hinaufgehen in den Schleif, um das Holz, welches er da gefällt habe, aus dem Weg zu räumen; denn die Todtenprozession müsse diese Nacht dort ihren Durchzug halten. Deutlich erkannte er in dem Rufe die Stimme seines unlängst verstorbenen guten Freundes. Beim dritten Rufe öffnete er das Fenster und sprach, er habe es verstanden und werde sogleich hinaufgehen. Wie er eben die Arbeit zum Theil schon vollbracht hatte, vernahm er wieder die gleiche Stimme: „Eile, eile und stelle dich schnell ob den Weg!“ Er strengte alle Kräfte an, damit schnell aufzuräumen. Da hörte er von der Kirche herauf zwölf Uhr schlagen und bei dem letzten Glockenschlage ein starkes hohles Brummeln wie von zahlreichen Betenden einer Prozession. Wie

er auffah, erblickte er einen ungeheuer langen schwarzen Zug daherkommen. Als die letzten Holzstücke entfernt waren, blieb ihm kaum Zeit ob den Weg zu springen, so nahe war der Vortrab. Bis die Todten vorüber waren, dauerte es drei lange Glockenstunden.

197. Ein Volkgang.

An den Eggen, in Grächen, war ein Haus, vor dessen Fenstern der Volkgang besonders an den Tempertagen (Quatember) statt hatte. Es war eben ein großer Tod im Vispertthal und auch in Grächen starben viele. Da hörte der Bewohner dieses Hauses, als er eben ins Bett gehen wollte und schon einen Strumpf abgezogen hatte, den er noch in der Hand hielt, plötzlich ein dumpfes Getöse; es rauschte der Volkgang vorüber. Schnell ging er leise ans Fenster und sah eine große Prozession von Todten vorübergehen, unter denen sich auch viele ihm Bekannte und unlängst Verstorbene befanden. Zuletzt kam einer, der an einem Bein keinen Strumpf an hatte, wol aber denselben in der Hand trug. Er verstund, was dies zu bedeuten habe, daß er nämlich sich selbst unter den Todten gesehen und der letzte sein werde. Er bereitete sich zum Sterben und war auch wirklich der letzte, welcher in dieser tödtlichen Krankheit in Grächen zum Grabe getragen wurde.

198. Hundert Jahre nur eine Nacht.

Im Riederberg in der Gemeinde St. Niklaus lebte einst ein Mann, welcher hundert Jahre alt wurde und immer im nämlichen Hause wohnte. Nach seinem Tode zog die Todtenprozession allemal an diesem Hause vorbei. Ein größeres Kind sah eben zum Fenster hinaus, als die Todten vorbeikamen. Da rief es erstaunt: „Ei, da kommt meiner Treu unser Großvater!" Gleich liefen die andern Leute in der Stube an die Fenster und auch sie erkannten deutlich den hundertjährigen Großvater. Wie er an den Fenstern vorüberging, hob er das Haupt auf, deutete gegen das Haus und sagte mit lauter Stimme: „Da bin ich auch schon einmal über Nacht gewesen!" Er wollte damit ohne Zweifel zu verstehen geben, daß hundert Jahre oder eine Nacht gleich sei gegen die Ewigkeit.

199. Die ewige Predigt.

Zu Gsteig im Berner Oberlande hält ein verstorbener Pfarrer den Todten seiner Gemeinde eine ewige Predigt. Sowie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, schwinden die gespenstigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Todtenbein auf die Achsel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann diese wahrnehmen.

200. Der Leichenzug in Flums.

Im ganzen Sarganser Lande ist die schauerliche Sage des Nachtvolkes, eines die Dörfer durchwandernden Zuges aller Gestorbenen und bald Sterbenden der Kirchgemeinde sehr verbreitet. Ein Schullehrer in Flums hörte einst, ehe er einschlief, gegen Mitternacht den Zug und vernahm deutlich aus dem sogenannten schmerzhaften Rosenkranze, d. h. dem von Jesu Leiden, die Stellen: „Der du für uns Blut geschwitzt hast — der du gegeißelt — der du bist mit Dornen gekrönt worden u. s. w." Staunend und neugierig stürzte er aus dem Bett und ans Fenster, wo ihn der Anblick beinahe versteinte. Es war ein unübersehbarer Leichenzug, dabei waren viele seiner verstorbenen Bekannten, und je weiter hinten, desto fremder; aber auch welche, die noch lebten. Vorne die bekannte schwarze Flumserfahne, das Kreuz, der Geistliche, der Meßner, und bei diesem er selbst, den einen Fensterflügel am Halse. Die Menge betete, ohne umzublicken, ernst fort und verschwand seinem Auge. Nach einer andern Erzählung hatte er vom Gebete nichts verstehen können, als nach Zwischenräumen die Worte: „Erlös uns von dem Uebel. Amen." Er erzählte das Gesehene, erkrankte bald und starb, wie alle, die er erblickt hatte.

201. Der Gesang des Todtenvolkes.

Müde von der Jagd und von der Nacht überfallen, suchte ein Jäger mit einer erlegten Gemse in der Hütte der Alp Ober-Novai Schutz vor dem herannahenden grausen Unwetter. Es war Spätherbst und die Hirten längst schon von der Alp gezogen. In der Hütte machte er Feuer an und nahm von dem mitgenommenen Vorrathe Speise und Trank zu sich, legte sich dann auf die Pritsche und seinen Stutzer neben sich. Er mochte

eine gute Weile geschlafen haben, so hörte er die Kellerthüre aufgehen und gewahrte nun drei große Männer in Alpkleidern und Holzschuhen aus dem Keller herauskommen.

Die drei setzten sich auf Melkstühle um das Feuer herum, stopften die Tabakspfeifen und zündeten sie an. „Wenn es allen brennt, so gehen wir," sagte der eine; „wenn die Pfeifen leer sind, so singen wir," erwiderte der zweite; „wenn wir singen, so kommen sie," fügte der dritte hinzu.

Nun brannte bei allen der Tabak. Sie nahmen den Melkeimer, und gingen vor die Hüttenthüre hinaus. Nach einer Weile waren ihre Pfeifen leer geworden, und sie sangen dreistimmig mit wehmüthiger, kläglicher Stimme einen wohlbekannten Psalm.

Wie sie eine zeitlang gesungen hatten, hörte der Jäger auch von weiter her singen, und aber denselben Psalm. Das Singen kam immer näher, bis den Jäger däuchte, es sei eine große Gesellschaft vor der Hütte versammelt, immer und immer den gleichen Psalm singend.

Wieder nach einer Weile, so um Mitternacht, zog das Volk langsam weiter, immer singend, bis der letzte Ton in der Ferne verhallte. Am Morgen fand der Jäger alles genau so, wie er am Abende zuvor es angetroffen hatte, und alle Holzgeschirre sauber und blank, an Ort und Stelle. Er hatte den Gesang des Todtenvolkes gehört.

202. Das Geisterschiff.

Von dem Rheinfall bei Schaffhausen erzählt man von einem Geisterschiff, das blitzschnell wie ein Pfeil den Sturz herabschießt und dann in dem Strudel verschwindet. In diesem Schiff sitzt ein Fischer, der einst in seinem Kahn eingeschlafen, unbewußt in die Nähe des Falles gerathen und von Gotteshand beschützt die grausenhafte Fahrt glücklich überstand. Statt Gott für seine Rettung zu danken, wurde aber der Bursche durch das Abenteuer übermüthig und wettete, dasselbe noch einmal zu bestehen. Er meinte, das Schiff, das den Schläfer da glücklich durchgebracht, werde den Schiffer wachend und am Steuer, noch weit sicherer jede Gefahr vermeiden lassen. In der That wagte der Fischer die Fahrt noch einmal; allein er wurde ein Opfer seines Frevelmuthes, zu dessen Strafe er nun zu jener Geisterfahrt verdammt ist.

203. Das geisterhafte Schifflein.

Auf einsamer Matte am Abhange des Bürgenberges am Vierwaldstättersee wohnten in stiller Hütte zwei Seelen, Vater und Tochter. Weder Sturm noch Wogen vermochten das edle Mädchen abzuschrecken, für den todtkranken Vater nach Luzern zu dem Arzt zu gehen. Das konnte aber nur zu Schiffe geschehen. Schon oft hatte sie der Gefahr getrotzt, sie wagte diesmal wieder muthig die Fahrt, leider um nicht wiederzukehren. Sie erlag einem Sturme. Seitdem will man auf dem See bisweilen ein geisterhaftes Schifflein, in welchem ein Mädchen im weißen Gewande die Ruder führte, gesehen haben. Wenn aber das Geisterschifflein einem Fahrzeuge nahe kam, da erfaßte die Menschen furchtbare Angst, denn es war ihnen eine Vorbedeutung des Unglückes. Seit die Franzosen im Lande waren, ist das warnende Zeichen verschwunden.

XXII. Die Pest.

Die Sage vom Pestmännchen ist durch ganz Deutschland verbreitet. Die Pest, bisweilen auch durch das Todtenvolk angezeigt, wurde verkeilt oder vergraben; die gebannte Pest kam als blaue Wolke daher und verschwand in der Grube. Gegen die Pest halfen Strenzen (Astrantia) und Bibernellen; der Rath, diese zwei Alpenwurzeln zu essen, erscheint häufig.

204. Die Pest in Zermatt.

Als die Pest in Zermatt wüthete, wohnte eine Familie etwas abseits vom Dorfe; sie schlossen sich ein, vermieden jede Zusammenkunft mit andern und blieben dadurch von der Seuche verschont. Nur von Zeit zu Zeit kam einer von ihnen auf einen Hügel heraus, um zu erfahren, ob der Tod aufgehört habe. Endlich vernahm er die gute Botschaft und freudig kamen die Verschonten hervor, um zahlreiche Erbschaften in Empfang zu nehmen. Nur um einen Sack Wolle gab es zuletzt noch Streit, bis endlich die von der Seuche verschonte Familie ihm davontrug. Mit dieser Wolle brachten sie die Krankheit in ihr Haus und in kurzer Zeit starben alle.

205. Die Pestleutchen.

Zur Zeit der Pest in Bünden schlichen zwei alte kleine gespenstige Wesen, ein Männlein und ein Weibchen durch den Felsenbach (Clus) hinein ins Prätigau. Das Männlein trug eine Schaufel, das Weiblein einen Besen.

Wie sie so ins Thal hineinschauten, sagte das Männlein: „Ich gehe hinauf in die Berge und schaufle herab, du fegst im Thale!"

In Pradisla kehrten sie im Wirthshause ein, um zu übernachten. Es war dies ein sonderbares Pärchen; er trug in der einen Hand einen gewaltigen Bergstock, auf der Achsel ruhte die Schaufel. Das Weibchen trug einen Besen; unter ihrer zerknitterten Florkappe hervor ließen die tiefgefurchte Stirne und schneeweiße Locken sich sehen. Sie baten den Wirth um Imbiß und bescheidenes Lager.

Am Morgen nahm der Wirth den guten Alten nichts ab, sondern betrachtete es als Christenpflicht, dem Alter Wohlthat zu erweisen. Wie aber das seltsame Paar vor seinem Weggehen für den folgenden Mittag ein Festessen für mindestens dreißig Personen bestellte, kam das Erstaunen ihn an.

Die beiden Alten gingen ihren Weg, das Männlein nach Valseina hinauf, das Weiblein nach der „Schloßbruck" (Felsenbach, Clus), kam aber bald wieder mit ihrem Besen zurück.

Ohne zu säumen, schlachtete der Wirth ein fettes Kalb; und nun ging es an ein Sieden und Braten, daß es eine Art hatte. Schlag zwölf kam auch das Männchen mit der Schaufel herangehumpelt und meinte, heute habe er schon tüchtig geschafft. Der Wirth schien das Männlein zu fragen, wann denn die Gäste kämen, indem er über deren Ausbleiben ganz verwundert war. Das Männlein aber gab, eigenthümlich lächelnd, Weisung zum Auftragen.

Das wunderliche Pärchen setzte sich hin und verschlang mit unnatürlichem Heißhunger ein Gericht nach dem andern, bis das ganze Gastmahl aufgezehrt war. Dabei schienen die zwei unheimlichen Gäste immer blasser und abgezehrter zu werden. Den Wirth und seine Frau überlief es eiskalt. Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen.

Nach der Mahlzeit fragte das Männlein, mit einem Seitenblick auf das Weiblein, den Wirth nach der Schuldigkeit. Der aber erkannte nun, daß er es hier nicht mit Menschen, sondern mit Geistern zu thun habe, und schlug jede Bezahlung ab.

„Wir werden deine Freigebigkeit lohnen," sagten die Alten. Das Männlein fügte hinzu: „Ich schufla aba, du fägst zämma." Damit verschwand das unheimliche Paar.

Kaum aber waren sie fort, kam Kunde ins Haus, wie in Valseina die Pest ausgebrochen und schon viele daran gestorben seien. Bald darauf kam von Seewis herab gleicher Hiobsbericht.

Und es vergingen nicht zwei Tage, so wüthete die Pest im Prätigau zu Berg und Thal. Ueberall klopfte der Würgengel an; wenige Häuser blieben verschont; ganze Familien, ja ganze Dörfer starben aus. Statt des frohen, regen Lebens herrschte allerorts Todesstille; überall war Trauer. Einzig der Wirth in Pradisla und all die Seinen blieben von der Pest verschont. Und jetzt wußte derselbe, wen er vor einigen Tagen beherbergt hatte: es waren die Pest-Leutchen gewesen.

206. Die Pestleutchen.

Im vierzehnten Jahrhundert war im Bernerlande ein großer „Sterbet". Damals, erzählt man, ging ein sonderbar „Mannli" und seine Frau mit einem Besen und einer Sense durch das Diemtiger Thal hinein und auf die Frage, wohin und was sie wollten, antworteten sie: „Sie wollen hinten anfangen und herauswischen." Auf dieses fing plötzlich der Sterbend an. Die Menschen niesten und sanken hin. Man wußte in dieser Noth nichts, als so oft jemand nieste, zu sagen: „Helf dir Gott!" daher kommt die noch jetzt vielorts übliche Sitte dieses Spruches. Die Seuche war so groß, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben fiel; ein Mann führte die Leichen von hinten bis in die Mitte und ein anderer dann bis auf den Kirchhof. Auf dem Wege nach der Kirche steht der große ebene „Brotstein", wo die Männer Brot und Wein zu sich nahmen. In den inneren „Bäuerten" des Diemtiger Thales blieb eine einzige Weibsperson übrig, zu welcher später ein Bettler kam, und von diesen Zweien wurde die Gegend wieder bevölkert.

207. Die gefangene Pest.

Die Pest im Jahre 1629 brach in Toggenburg zuerst zu Gupfen aus, damals einem einzigen Hause der Gemeinde Henau. Dort erschien nachts ein weißes Fräuli, mit einem weißen Besen emsig die Thürschwelle kehrend, worauf ein weißlicher Rauch aufstieg. Sogleich brach die Seuche aus; ein Glied der Familie

nach dem andern starb hin, der Rauch blieb immer sichtbar. Da bohrte der einzig noch übrig gebliebene Sohn ein Loch in die Wand, der Rauch fuhr hinein und die Pest verließ das Haus. In der übrigen Gemeinde aber wüthete sie fort, in jeglichem Hause durch das Fräulein angemeldet und sein Wischen, und erst mit der Seuche verschwand es. Ein Henauer vernahm den Ruf vom Himmel:

„Esset ihr die Pimpernelle,
So sterbet ihr nicht so schnelle."

Man folgte der Mahnung, und wer es that, blieb verschont.

XXIII. Flur- und Ortsnamen.

Ueber die Entstehung von Flur- und Ortsnamen weiß die Volkssage manches zu berichten, worüber die Urkunden schweigen; ebenso erklärt sie das Herkommen gewisser Geschlechtsnamen. Der Volkswitz spielt nicht selten in diesen Sagen eine Rolle, und hilft sich über Schwierigkeiten auf die trolligste Weise hinweg und sucht sich die Deutung fein mundgerecht zu machen.

208. Leidenberg.

Wo die Pfaffneren, ein kleines Nebenflüßchen der Aare, den Boowald verläßt und in den Gemeindsbann von Vordemwald tritt, erhebt sich ein ziemlich großer Hügel, welcher den Namen Leidenberg trägt. Er ist von drei Seiten vom Boowald umgeben, an seinem Fuße fließt die Pfaffneren hin, in deren Thälchen die Straße von Zofingen nach Langenthal führt. Auf der Höhe des Hügels genießt man eine sehr schöne Aussicht auf einen großen Theil des Juragebirges, die schönste in jener ganzen Gegend. Darum und seiner Fruchtbarkeit wegen hieß dieser Hügel früher der „Freudenberg"; sein jetziger Name Leidberg ist ihm aber aus folgendem Grunde beigelegt worden.

Vor sehr langer Zeit, als noch diese ganze Gegend mit so ungeheuren Waldungen bewachsen war, daß sich der Boowald von Zofingen bis nach Langenthal und von der Aare bis über die Luzerner Grenze erstreckte, wo nur hie und da auf einem Hügel ein Jägerhaus oder im Thale an einem Weiher eine Fischerhütte stand, da brach im Lande eine große Theurung aus und

drang auch in diese Wildniß. Ein armer Fischer mit seiner Familie litt große Noth. Er hatte drei kleine Kinder, die den ganzen Tag nach Brot schrieen; sein Gewerbe, das ihn schon in guten Zeiten nur kümmerlich nährte, trug ihm jetzt gar nichts ein, in der Stadt Zofingen wollte niemand seine Fische kaufen. Darum schickte er seine Kinder Tag für Tag in den Wald, um Beeren zu sammeln. So waren sie auch einmal an einem Sonntage nahe vor der Erntezeit ausgegangen, um Erdbeeren zu pflücken. Da sie aber nicht den gewohnten Weg einschlugen, verirrten sie sich und kamen an einen ihnen nicht bekannten Bach, und da sie diesem folgten, gelangten sie an den Fuß eines Hügels, an dessen Abhang sich ein großes, beinahe zur Ernte reifes Kornfeld ausbreitete. Es war der Freudenberg, das einzige bebaute und fruchtbare Stück Land im Umkreis von mehreren Stunden. Die Kinder waren sehr hungrig und fingen an, Aehren auszuraufen und zu essen. Allmälig vertieften sie sich mehr und mehr in das Kornfeld, so daß sie endlich ganz verirrten und trotz aller Bemühungen keinen Ausgang mehr finden konnten. Sie waren sehr müde, legten sich zusammen auf den Boden und schliefen bald ein. Der Vater verwunderte sich über ihr langes Ausbleiben, ward besorgt und suchte sie mit noch ein paar Fischern im ganzen Boowalde herum, aber vergebens. Er glaubte endlich, sie seien von wilden Thieren gefressen worden. Als aber nach etlichen Wochen jenes Kornfeld geschnitten wurde, fand man die Leichen der drei Kinder bei einander liegend und schon der Verwesung nahe. Deswegen erhielt der Freudenberg den Namen „Leidenberg".

209. Strithölzli.

„Strithölzli" ist ein kleines Gehölz in der Gemeinde Bibern an der Landstraße zwischen Thayngen und Herblingen. Einst machten die Herblinger den Thayngern ein Stück Wald streitig und lagen lange Jahre mit den Thayngern darüber im Prozesse. Endlich wurde von beiden Parteien ein Ausschuß erwählt, der das streitige Gehölz in Augenschein nehmen und das Recht finden sollte. Nun trug es sich zu, daß mit den Herblingern auch viele Weiber sammt ihren Männern aus Neugierde hinzugekommen waren. Als aber die Herblinger Weiber merkten, daß

die Ihrigen es verlieren würden, fielen sie über den Augenschein her, jagten ihn in die Flucht und behaupteten das Gehölz für sich und die Ihrigen.

210. Buochs in Unterwalden.

Die Leute dort herum hatten eine Kirche nöthig, konnten sich aber über den Standort derselben nicht vereinbaren. Sie kamen nun auf den Gedanken, man wolle einen Ochsen mit einem Bauholze belasten, ihn antreiben und gehen lassen wohin er wolle. Wo er stille stehe, da soll das Gotteshaus erbaut werden. Es geschah und der „Buw-Ochs“ (Bau-Ochse) blieb da stehen, wo sich die Kirche jetzt befindet und nach und nach ein Dorf entstund, das eben darum den Namen Bau-Ochs, mundartlich Bu-Ochs erhielt.

XXIV. Rechtssagen.

Die Rechtssagen umfassen diejenigen Volkssagen, welche sich über Verletzung von Freiheiten, den Streit um Gebiet, Verengerung der Grenze, sowie über begangene Frevel verbreiten. Ueber die Sage vom Bannräuber Stifeli handelt weitläufig Rochholz, Sagen II. XI—LVI. Der Schimmelreiter sieht Wuotan und Donar ähnlich.

211. Die Allmend von Aegeri.

Die Gemeinde Aegeri im Kanton Zug besitzt seit uralter Zeit eine große, aber etwas abgelegene Weide, welche die Allmend genannt wird, weil alle Hausväter des Ortes das Recht haben, während des ganzen Sommers ihr Vieh dorthin zu treiben. Auffallender Weise erstreckt sich dieselbe indeß bis weit in den Bezirk Wollerau, einen Theil des Kantons Schwyz, und die Wollerauer behaupten, wenn es nach dem Recht ginge, so müßte die Gemeindeweide in ihrem Besitze sein, da nur Meineid und Betrug sie an Aegeri gebracht hätte. Sie erzählen den bezüglichen Vorgang in folgender Weise:

In alten Zeiten herrschte noch Treu und Glauben im Lande und niemand dachte daran, den Nachbar widerrechtlich um sein Eigenthum zu bringen. Es gab daher weder Grenzhügel noch Grenzsteine und noch weniger dachte man an Marchbeschreibungen und urkundliche Aufzeichnungen durch Gerichtspersonen. Da brach eine fürchterliche Pest, der schwarze Tod genannt, ins Land. Tausende fielen ihr zum Opfer und ganze Familien und Gemeinden gingen zu Grunde, so daß oft ein und dasselbe Grundstück

in einer Woche an den siebenten Erben kam. Da niemand seines Lebens auch nur eine Stunde sicher war, so ergab sich alles der Genußsucht, und wilde Gelage, unschickliche Tänze und Spiele folgten ununterbrochen aufeinander. Als die Krankheit nach Monaten endlich zu Ende ging, begann ein fast noch wüsteres und wilderes Treiben; jeder suchte sich so schnell als möglich zu bereichern, um das Eigenthum des andern durch Gewalt oder List an sich zu reißen. Die Wittwen wurden geplündert, die Waisen beraubt und die Schwachen unterdrückt. Auch zwischen den Gemeinden brachen jetzt Streitigkeiten über die Grenzen aus und die Bauern von Aegeri trieben ihr Vieh auf mehrere Wiesen, welche stets zu Wollerau gehört hatten. Endlich kam es deshalb zum Prozeß. Als aber die Wollerauer beschwören sollten, daß die streitigen Weiden ihr Eigenthum seien, fand es sich, daß die Pest alle ältern Männer dahin gerafft hatte und daß niemand mehr vorhanden war, der aus eigener Wissenschaft über die Lage und Grenzen, wie sie vor mehr als dreißig Jahren bestanden hatten, sichere Auskunft geben konnte. Da rieth der Richter beider Parteien, die Sache durch einen Vergleich auszumachen und die Grenze in gleicher Entfernung von beiden Ortschaften durchzulegen. Sogleich ging Wollerau darauf ein und auch Aegeri mußte sich zur Annahme bequemen, wollte es den Verdacht unredlicher und gewinnsüchtiger Absichten vermeiden. Nach langen Berathungen beschloß man, die Stelle für den Marchstein durch einen sogenannten Grenzlauf zu ermitteln. Genau um dieselbe Zeit sollte eines Tages von jedem Orte aus ein Mann nach der andern Gemeinde gehen, da, wo beide Wanderer zusammentreffen würden, sollte die Grenze sein.

Am bestimmten Tage mit Sonnenaufgang eilte der Läufer von Wollerau auf Aegeri zu; oben aber hatte er erst den Anfang der Allmend erreicht, als schon sein Gegner vor ihm stand. Gewiß mußte es allen Leuten auffallen, daß dieser in derselben Zeit mindestens die dreifache Strecke zurückgelegt hatte, und die Wollerauer behaupteten deshalb auch, es sei Unredlichkeit mit im Spiele. Da erbot sich der Läufer von Aegeri zum Schwur. Als ihm dieser gestattet worden war, trat er auf die Allmend ganz nahe an den Ort, wo das Zusammentreffen stattgefunden hatte, streckte die Hand gen Himmel und rief laut: „So wahr mein Schöpfer und mein Richter über mir ist, so wahr stehe ich auf Grund und Boden, der Aegeri angehört!“ Darauf ward die Allmend

Aegeri zugesprochen und der Grenzstein kam auf die Stelle, wo sich die beiden Läufer die Hand gereicht hatten. Noch heute befindet er sich dort.

Die Wollerauer waren besiegt, aber sie konnten nicht zweifeln, daß sie betrogen worden waren. Das Wie! erfuhren sie erst später. Ehe noch das Jahr seinen Lauf vollendet hatte, starb der Läufer von Aegeri plötzlich und bald darauf sah man auch seinen Geist auf der Allmend erscheinen. Er ritt auf einem schönen, schnellen Schimmel und schrie und jammerte gräßlich, sobald er sich der Grenze näherte. Kreuzte jemand seinen Weg, so flehte er den Wanderer um seine Erlösung an, sagte aber niemals, was man thun müsse, um ihn von seiner Qual zu befreien. Den Leuten von Aegeri gegenüber benahm er sich stets besonders unbändig und oft verfolgte er sie, so daß sie zitternd und todtenbleich nach Hause kamen und ihn und die unselige Allmend verfluchten. Endlich beschlossen sie, den Geist um jeden Preis fortzuschaffen. Sie wandten sich an einen Geisterbanner und boten ihm eine große Summe, wenn er den Schimmelreiter zu beseitigen vermöge. Der Mann versprach es und nahm gleich in der nächsten Nacht seine Künste vor. Als der Geist erschien, befragte er ihn, weßhalb er verdammt worden. Da erzählte der Läufer, daß er bei dem Grenzlauf zwar von Aegeri zu Fuß fortgegangen sei, um die Zeugen zu täuschen, unterwegs habe er sich aber seines Schimmels bedient und erst nahe der Grenze sei er wieder abgestiegen. So konnte er freilich seinem Gegner leicht zuvorkommen. Bei dem Schwur aber sei Erde aus der Dorfstraße von Aegeri in seinen Schuhen verborgen gewesen und unter dem Schöpfer und dem Richter, welche er angerufen, habe er seinen Milchschöpfer und seinen Kamm — im Kanton Zug Richter genannt — verstanden. Beide seien nämlich von ihm in seiner Kappe versteckt worden. Der Geisterbanner befahl darauf dem Schimmelreiter, sich in einen einsamen abgelegenen Ort zu begeben und fortan nicht mehr auf der Weide zu erscheinen, und der Geist versprach seufzend, dem strengen Befehl zu gehorchen, sofern das durch ihn verübte Unrecht wieder gut gemacht werde. Als aber der Geisterbanner den Einwohnern von Aegeri das Begehren ihres verstorbenen Bürgers mittheilte, erklärten sie, die Allmend sei ihnen durch den Richter zugesprochen worden und sie würden sie in keinem Falle zurückgeben; sie hätten keinen Theil am Meineid und wollten sich den Wollerauern

gegenüber durch die Erstattung nicht als Mitschuldige bekennen. Der Schimmelreiter wurde daher nicht vollständig verbannt, aber er erscheint doch viel seltener als vorher und gewöhnlich nur an den Frohnfastentagen (Quatembern), wenn jeder Bann gebrochen ist, welcher die Geister bindet. Aber auch dann können ihn nur diejenigen erblicken, welche an einem Frohnfastentage oder am Sonntage geboren worden sind, weil ihnen sich alle Gespenster offenbaren müssen. Ob Versuche gemacht worden sind, den Geist zu erlösen, erzählt die Sage nicht; jedenfalls waren sie fruchtlos und müssen es wol auch sein, so lange nicht der Marchstein auf die richtige Stelle gesetzt worden ist.

212. Stifelireiter im Maiengrün.

Das Maiengrün ist die südliche Seite eines langen Bergzuges, der an seinem südwestlichen Abhange die großen Steinbrüche von Othmarsingen und Mägenwyl hat, und nach Nordwest längs dem linken Reußufer durchs ganze Freienamt sich hinzieht. Der Stifelireiter, welcher in dieser Landschaft mehrfache Aufenthaltsorte hat, haust auf dem Maiengrün. Man weiß, daß er seinen Weg aus dem Kanton Luzern hernimmt, längs des Lindenberges hinreitet, denselben bei Villmergen verläßt und ins Bünzthal herabkommt, um auf jene Felder zwischen Dietikon und Dottikon, welche die Platte heißen, hinunter zu gelangen. Hier bei der sogenannten Kronenstûd, einer Staude entweder, oder einem Hochgerichte, von deren keinem heute etwas mehr übrig ist, soll es gewesen sein, wo er als Klostervogt des Stiftes Muri den Meineid beim höchsten Schöpfer und Richter geschworen haben soll, während er dabei den großen Rundkamm (Richter) im langen Hauptthaare und den Suppenlöffel (Schöpfer) im Stulphute stecken hatte. Von hier weg reitet er dann beim Dorfe Hägglingen steil bergan zum Maiengrün. Hier trägt eine Fläche Holzland von mehreren Jucharten den Namen Klosterholz. Dies hütet er als eines der Güter, die er seinem Stifte mit erschworen hat. Alte Leute, die ihn hier gesehen haben, beschreiben sein Aussehen übereinstimmend also: Er ist ein kleines mageres Männchen, trägt blaue Hosen, hellgrünen Frack, grauen Filzhut und sehr weite große Reiterstiefel. Seine Stimme ist sehr widerlich und gleicht dem Kreischen der Vögel und dem Wimmern einer Nachteule. Knaben erzählen, wenn sie sich anschickten, hier

ihre Bürde Leseholz zum Heimtragen aufzunehmen, so habe sie sich oft wie von selbst auf ihren Rücken gehoben; beim Umsehen aber nach der Ursache einer so unvermutheten Hilfe hätten sie immer noch etwas von dem wieder verschwindenden Stiefeli bemerkt, Pferdewiehern, Hufschläge, oder ein helles Gelächter vernommen. Einer alten Frau hat er ihre Welle Holz sogar auf den Kopf gehoben, und um sein Roß am Brunnen zu tränken, scheut er sich nicht bis zu den Leuten hinab zu reiten, die am Waldsaume herum ihre Wohnhäuser haben. Allein nicht immer zeigt er sich so gefällig; ja Fremden, Betrunkenen und rohen Burschen wird er geradezu gefährlich, wenn sie sich bei Nacht auf jener Höhe finden lassen. Er tritt ihnen in den Weg, versperrt ihnen den Durchpaß und treibt sie bis zum Morgen im Holze herum. Ein Metzgerknecht aus Mägenwyl war bis abends im Wirthshause sitzen geblieben und wollte erst mit Anbruch der Nacht seinen Weg über das Maiengrün nach Hägglingen hinunter nehmen. Auf der Höhe angekommen traf er einen Reiter quer im Pfade, dem er in keiner Weise auszuweichen wußte. Endlich griff er nach seinem Stocke, um sich damit Durchpaß zu verschaffen. Da wuchs Roß und Mann zusehends empor und die Augen des letzteren fingen an wie glühende Kohlen zu leuchten. Der Metzgerknecht ergriff die Flucht, an Kleid und Haut zerfetzt und ganz verspätet kam er wieder bei Mägenwyl aus der Waldung, um am andern Tage denselben Weg nach Hägglingen abermals, aber diesmal auf der ebenen Landstraße zu machen.

Im Bärenmoos, einem Walde bei Wohlen, traf der Stifelireiter eine Bettelfrau und hat derselben in einem langen Gespräche von seinem Schimmel herab ganz vertraulich auseinandergesetzt, wie er zu Muri im Kloster das Leibgeding habe, alle sieben Jahre ein frisches Roß aus dem Stalle abholen und alles andere, was ihm da in den Weg komme, schänden und verderben zu dürfen. Man hat im Klostergebäude ein Zimmer, das ihm gehört. Vor Poltern und Lärmen kann es niemand, der es bewohnen will, darin aushalten. Der Subprior hatte es einmal mit Bannsprüchen zu säubern versucht, ist aber schlimm dabei weggekommen. Im vorigen Jahrhundert wurde das ganze Kloster zum Theil umgebaut, zum Theil neu hergerichtet; die Stube allein, in welcher man den Friedli (Fridolin) Geld zählen hört, ist unverändert geblieben.

213. Die drei Blutstropfen.

In Rüdlingen im Schaffhauser Gebiet waren einst zwei Männer ihrem gemeinschaftlichen Freunde grollend aus Neid über das Gedeihen seines Haushaltes. Nun trug es sich zu, daß eines Abends spät alle drei sich über den Rhein setzen ließen, und als sie in die Mitte des Stromes gekommen waren, ergriffen die beiden treulosen Meuchler ihren Freund und warfen ihn in die Wellen, also daß er ertrank. Aber des andern Tages wurde sein Leichnam am Ufer gefunden, wo ihn seine Schwester erkannte; alsbald erhob sie bittere Klagen, und als sie in ihrem Gram wie von ungefähr den Todten frug: „Ach, Bruder, wie ist es dir ergangen?" fielen demselben drei Blutstropfen zur Erde. Von Stund an erkannte sie, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben sein müsse, und der Verdacht fiel auf die treulosen Freunde.

Aehnliches wird in Schleitheim von den Wildschützen Stauhannes erzählt. Derselbe achtete es wenig, daß der Forst auf dem Randen denen von Fürstenberg zuständig war und schoß Wild darin, so oft er mochte, bis sie ihm auf die Spur kamen und ihn in eine Falle zu locken gedachten. Sie luden ihn deswegen gen Donauöschingen auf ein Freischießen ein, allwo sie ihn greifen und auf einen Hirzen schmieden wollten. Aber des Morgens früh, als er den Weg antrat, schwitzte er drei Blutstropfen, die ihn vor seinem Gange warnten.

214. Der blutende Knochen bei Baden.

Nicht weit von Baden liegt an der Mellinger Straße eine Sägemühle. Zwischen ihr und dem nächsten Berghange ist die Wiese mit den zwei sonderbaren Grasringen, die ineinander liegen und zwischen denen das Gras immer größer und grüner steht, als innerhalb und außerhalb. Ein mürrischer Knecht pflügte hier einst und warf nach dem heimatlosen Knaben mit einer Erdscholle, der ihm vorn die Stiere nicht genug lenken konnte. Gegen Vermuthen sank der Knabe augenblicklich auf den Wurf zusammen und blieb todt. Der Knecht vergrub ihn da und konnte daheim das Ausbleiben des Jungen glaubhaft genug darstellen. Letzterer galt als entlaufen und wurde vergessen. Manches Jahr hernach schnitt der Knecht auf demselben Felde Getreide.

Die Rede der Arbeiter war auf das Sprichwort gerathen, nichts sei so fein gesponnen, was nicht endlich an die Sonne komme. Der Knecht wollte von dessen Zutreffen nichts glauben und meinte, es möge wol auch auf dieser Wiese schon manches geschehen sein, was die Sonne noch nicht an den Tag gebracht habe. In solchen Reden schnitt er mit der Sichel tiefer in den Boden und traf einen daliegenden mürben Knochen. Augenblicklich fing dieser zu bluten an. Vergebens wischte er die Sichel ab, deckte den Knochen mit Erde und gab vor, sich selbst geschnitten zu haben. Aus dem morschen Knöchlein hervor brach vor aller Augen so vieles Blut, daß der Bursche endlich selbst seine Mordthat bekannte, die er hier vor langem verübt hatte, und dem Richter übergeben wurde. Man ließ ihn enthaupten und auf diesem Ackerfelde verscharren.

215. Das Butterbrot der Wittwe.

Unterhalb Sins stand vor Zeiten an der Reuß das Schloß Rüßegg. Jetzt ist es bis auf den Grund zerstört. Der letzte Besitzer des Schlosses war im Jahr 1480 der Junker Albin von Silinen, ein tapferer und menschenfreundlicher Herr.

Nun mußten viele Höfe der Umgegend alljährlich Bodenzinse und andere Abgaben in das Schloß bezahlen. Und auch der Hof im Wiesthal war dem Schloßherrn solche Abgaben schuldig. Auf diesem Hofe aber lebte damals eine Wittwe mit sieben Kindern. Dieselbe war eine sehr thätige und rechtschaffene Frau. Eines Sommers aber wurde die Gegend von einem Hagelwetter betroffen und die ganze Ernte der redlichen Wittwe war vernichtet. Da nahm die Frau zwei von ihren Kindern und ging mit ihnen traurig nach Rüßegg. Daselbst klagte sie weinend dem Junker ihr Unglück und bat ihn, daß er ihr für dieses Jahr die schuldigen Abgaben schenken möchte. Der tröstete sie und ließ ihr und den Kindern Milch und Brot vorsetzen, damit sie sich erfrischen könnten. Darnach ging er in seine Nebenstube und als er wieder kam, legte er der Frau etwas Geschriebenes auf ihr Stück Brot und sprach: „Braven Leuten, wie ihr seid, gibt man zur Milch auch Anken (Butter) aufs Brot.“ Diese Schrift aber besagte, daß der Hof im Wiesthale fortan der Herrschaft keine Abgaben mehr schuldig sei.

Mit Thränen der Freude dankte die Wittwe dem menschenfreundlichen Herrn, und das Volk behielt den Namen Albins von Silinen in dankbarem Andenken.

216. Der todte Mann im Fußweg.

Es war die Nachmittagsstunde in der Erntezeit, und die Großmutter hatte gerade den Schnittern das Brot zum Abendtrunke in den Handkorb gepackt, als ein hausirendes Lebkuchenmädchen bei ihr eintrat, und da man ihr nichts abkaufte, um ein Nachtlager bat. Die Hausfrau schlug es ihr nicht ab, hieß sie aber mit heraus aufs Feld kommen zum Garbenlegen. So erreichten sie beide, das Mädchen und die Großmutter, den schmalen, ersten Fußsteig, achtsam, kein Gräschen zu beiden Seiten niederzutreten. Die Großmutter, welche hie und da eine Frage an das Mädchen richtete, schritt bedächtig voran, das Mädchen folgte ihr und antwortete ihr höflich und trug dienstfertig den Handkorb auf dem Kopfe. „Nun, wohin denn? dahin geht ja der Weg," sagte die Frau, als sie einmal nach dem Krämermädchen umblickte und gewahrte, wie dieses den Fußweg verlassen hatte und weitaus über einen Acker wollte. „Ach!" schrie das Mädchen, „habt Ihr den Mann nicht gesehen? Wie habt Ihr doch über ihn hinschreiten können? Mich hat es vor Grausen auf die Seite gedrückt; dort hinter Euch im Fußwege liegt er wie todt!" Die Frau sah zurück und rief: „Herr Jesus Gott!" und besegnete sich, denn sie sah nun wirklich einen Mann im Steige liegen, über den sie eben wie blind hinweggeschritten war. „Den Mann da muß ich wol kennen," sprach sie dann gefaßter, „den hat mir mein Großvater oft beschrieben, und gerade so sieht der aus. Wie liegst du jetzt noch hier, du schlechter Mann! Wie er heißt, darf man nicht aussprechen; aber dort auf dem Acker hat er seinen Nachbar mit der Spatenschaufel erschlagen und ihm das Gut gestohlen, und niemand hat nur einen Mucks thun dürfen, denn er war Meister im Dorfe. Bewahre uns der Herr vor solchem Greuel! Laß uns gehen, denn es hilft nichts, Erde auf ihn zu werfen."

So erzählte dasselbe Lebkuchenmädchen nachher in der Nachbarschaft die Begebenheit weiter.

XXV. Legenden.

Neben der Sage steht die Legende. Unter diesem Namen begreift man im engern Sinne alle Erzählungen und Geschichten von Christus und den Heiligen oder die auf kirchlich-christlichem Grunde ruhen, welche uns nicht durch die heiligen Schriften oder durch andere zuverlässige Quellen als glaubwürdig verbürgt sind. Im Märchen und der Sage finden wir direkt überlieferte Mythen und einzelne Aberglauben, die hauptsächlich nur die Personen wechseln. Dies sind auch jene Legenden, nur ist das Heidnische in ihnen mit kirchlichen Motiven vermischt und schwieriger zu trennen, weil sich also oft Wunderbares zu Wunderbarem fand und in einander überschlug. Wir haben zweierlei Arten der Legenden zu unterscheiden, die an bestimmte heilige Personen geknüpfte und die auf allgemeinem Boden sich bewegende, in alle Verhältnisse und Zustände eingreifende. Die erstern lehnen sich mehr an die Götter an, die letztern bewahren mehr die Ansichten des Heidenthums über die Schöpfung, die Seele, den Tod und einzelne Erscheinungen in der Natur. Die Legende will mit ganzer und tiefer Pietät, wie alles, was mit dem Christenthum zusammenhängt, behandelt sein.

217. St. Petrus.

Einmal reisten Jesus und Petrus mitsammen, es war im heißen Sommer. Auf dem Wege fanden sie ein Hufeisen. Der Jünger, vom Meister eingeladen, es zum Verkaufe mitzunehmen, wollte nicht. Da hob Jesus selbst es auf, veräußerte es in der nächsten Hufschmiede und kaufte um den Erlös Kirschen ein. Bald klagte Petrus auf dem Wege über Durst und schlich trübselig dem Heilande nach. Jesus ließ endlich eine Kirsche auf die

Straße fallen. Petrus bemerkte sie, bückte sich und aß. Dann fiel eine zweite, dritte und so weiter, bis Jesus die Reisetasche ganz der Kirschen entleert hatte. Petrus hatte sie alle aufgehoben und gegessen. „Wegen der Kirschen hast du dich nun so manchmal gebückt, und wegen dem Hufeisen wolltest du es nicht thun!" rief ihm jetzt der Heiland belehrend zu.

218. Der heilige Florinus.

Der heilige Florinus, welcher von 820 bis 833 Priester zu Remüs im Engadin gewesen, ward einst von seinem Lehrer beauftragt, zu dessen Stärkung einen Krug Wein aus dem benachbarten Schlosse zu holen. Florin ging hin, erhielt das Verlangte, und war auf dem Rückwege zum Priester Alexander begriffen. Unterwegs traf er eine arme Frau an, die ihn um eine Gabe für ihren kranken Mann daheim bat. Florin schüttete ihr den Wein in ein Gefäß, das sie bei sich hatte und kehrte ins Schloß zurück, um den Krug wieder füllen zu lassen. Da der Vorgang vom Schlosse aus bemerkt worden war, jagten die Knechte unter Schimpfen und Schlägen ihn hinweg. Betrübt kehrte er um, seinem Lehrer das Geschehene zu berichten. Unterwegs füllte er an einer Quelle den Krug mit Wasser und eilte zu seinem Lehrer zurück. Aber bereits war die Anklage ihm zuvorgeeilt, nicht minder die Kunde, daß er zuletzt den Krug mit Wasser angefüllt. Hier ereignete sich nun durch den Willen Gottes das Wunder, daß das Wasser in besten Wein sich umgewandelt hatte.

219. Der heilige Lucius und die arme Wittwe.

Im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte in England ein mächtiger und reicher König, Lucius war sein Name. Als er den Thorn bestieg, beugte er seine Kniee noch vor den stummen und blinden Götzen der Heiden. Zu Christus bekehrt, legte er Krone und Scepter nieder und ergriff den geistlichen Hirtenstab. Die Vorsehung führte ihn nach Rätien, dessen Bewohner noch im Schatten des Todes saßen.

Eines Tages ruhte der Glaubensbote am Fuße des steilen Falknis von seiner mühsamen Wanderung aus. Hier gewahrte er eine arme Wittwe, welche keuchend und schweißtriefend auf

einem Wägelchen Holz zur Anhöhe empor zog. Von Mitleid ergriffen, ging der Mann Gottes behende in den nahen Wald und kehrte nach wenig Minuten mit einem Bären zurück, den er vor das Wägelchen spannte. Unterwegs machte er dann die arme Frau mit dem treuen Vater im Himmel bekannt, welcher sich der Wittwen und Waisen erbarmt.

Auf der Höhe angelangt, die von ihm den Namen Luzisteig erhalten hat, ließ Lucius seine Stimme weit in den Schoß der rätischen Alpen hinein erschallen, und gewann dem Herrn viele Seelen. Der fromme Mann mußte jedoch seine Liebe zu den Brüdern und seine Treue zum Heiland mit seinem Blute bezahlen. Der römische Statthalter ließ ihn zu Chur enthaupten.

220. Die Rettung des heiligen Kreuzes.

Als im Jahre 1642 am heiligen Ostertage der Flecken Schwyz in hellen Flammen stand und jedes Gebäude von dem fürchterlichen Elemente verzehrt wurde, war oberhalb der Pfarrkirche von Schwyz eine Kapelle, genannt das heilige Kreuz, ebenfalls der Gefahr ausgesetzt. Unter der Menge Menschen, die zum Retten bereit waren, befand sich ein frommer und gottergebener Mann, Namens Büeler. In allem Eifer, so viel als möglich retten zu können, erinnerte er sich dieser Kapelle. Schnell eilte er dahin, um das Bild des Heilandes am Kreuze zu retten. Schon hatte er den ersten Schlag mit dem Hammer auf die Nägel gethan, um dieselben heraus zu nehmen, da erhob sich das mit Dornen gekrönte Haupt und sprach: „Was begehrt mein Knecht? Eile zu andern, um ihnen zu helfen; denn für mich und für diese Gnadenstätte will ich schon sorgen.“ Jetzt neigte sich das Haupt und die Augen waren wieder geschlossen, der Edle aber ging getrost von dannen, um andern hilfreiche Hand zu bieten. Wirklich geschah es so, wie das Bild gesagt hatte; denn alle Gebäude wurden vom Feuer vernichtet, und nur die leicht gebaute hölzerne Kapelle blieb unversehrt.

221. Wie die Reinacher Kirche vors Dorf hinaus kam.

Zur Reformationszeit kamen die Ortschaften Reinach und Beinwyl überein, sich zusammen eine Kirche zu bauen. Reinach war damals schon bei Geld und bestritt sämmtliche Taglöhne

für den Bau, das kleinere Beinwyl sollte Holz und Stein dazu liefern aus jener Waldnutznießung, welche bisdahin ihm freiwillig am Gemeindebann zugestanden worden war. So weit ging alles recht und das Material war bald gerüstet; nur über die Wahl des Bauplatzes konnten beide Dörfer sich nicht einigen. Die Reinacher wollten die Kirche mitten in ihrem Orte haben neben der alten Linde am Schlößchen, das man den Schneckenthurm heißt; Beinwyl dagegen blieb darauf, daß man sie auf den Berg stelle, der zwischen beiden Ortschaften liegt, damit man nicht zu jeder Kindstaufe und Hochzeit vom Hallwyler Seeufer herüber und bis in die Mitte des Nachbardorfes hinein laufen müsse. Diesem Streite suchten die Reinacher dadurch ein Ende zu machen, daß Jung und Alt sich zusammenthat und alle Quadern und Balken mit einander ins Dorf hinauftrug bis gegen den Schneckenthurm auf die Stelle, wo nun das Pfarrhaus steht. Umsonst; die Steine und Tannen waren in der nächsten Nacht wieder genau auf jenen Platz zurückgekommen, den die Beinwyler ursprünglich dem Bau gewünscht hatten. So sah man in dieser Steinwanderung einen Wink des Himmels und führte also die Kirche mitten zwischen den zwei Gemeinden auf, damit keine im Vortheil oder Nachtheil sei.

222. Der Todsengel.

Bei Escholzmatt wohnte ein reiches Ehepaar, welches nur ein Kind hatte. Dasselbe war aber den Eltern so lieb, daß sie buchstäblich nichts Lieberes besaßen als ihr Büblein. Kein Vater unser konnten sie mehr recht beten, weder in der Kirche noch zu Hause, ihr Herz war immer bei ihrem Kind, nicht bei Gott im Himmel.

Da wanderte einst in selber Gegend ein armer Glasträger, zu dem sich auf dem Wege ein Pilger gesellte. Dieser, ein frommer und vielgereister Mann, wie es schien, wußte jenem allerlei Schönes und Merkwürdiges zu erzählen und der Glasträger beachtete es nicht, daß sie auf einen Seitenweg gelenkt hatten, statt auf der Hauptstraße sich zu halten. Sie kamen unter dem fesselnden Gespräche zum Hause der reichen Leute mit dem allzu geliebten Kinde und da schon die Nacht hereinbrechen wollte, baten sie um Herberge. Mit großer Ehrfurcht ward der Pilger empfangen und seinetwegen war auch der Glasträger eine ange-

nehmere Person als sonst. Man richtete ihnen eine Mahlzeit her, so gut sies konnten und bereitete für die beiden eine Schlafstätte in der Stube, da gerade wegen anderem Besuche keine Kammer mehr zu vergeben war. Als alle in der tiefsten Ruhe lagen, weckte der Pilger seinen Gespanen auf und zeigte ihm das Kind des Hauses, indem er sprach, er wolle es tödten. Voll Entrüstung über einen so schlechten grausamen Dank für die freundliche Bewirthung strengte sich der Glasträger eiligst an, die Leute aus dem Schlafe zu schreien, damit doch der böse Mann, für den er den Pilger hielt, den rechten Lohn bekäme. Allein die Stimme versagte ihm und schon war die That geschehen; der Unbekannte ging und legte das todte Kindlein wieder hin, wo er es genommen. Dann ergriff er eben so schnell den erstaunten und empörten Glasträger und trug ihn, wie durch ein Wunder, zum Haus hinaus unter freien Himmel. Da zeigte er ihm, wie eben eine weiße Taube zum Himmel flog. Das sei, bedeutete der Pilger, des Kindleins reine Seele, nun sei es für ewig gerettet und selig, während es sonst aus Schuld der allzugroßen Elternliebe verloren gegangen wäre sammt Vater und Mutter, die jetzt auch in sich gehen und um ihrer guten Eigenschaften willen durch dieses zeitliche Unglück zum Heile geführt würden. Nun verschwand der Pilger: es war des Knaben Engel gewesen.

223. Der ewige Jude.

Der ewige Jude, welcher, als der leidende Erlöser unterm Kreuze müde an seinem Hause in Jerusalem ausruhen wollte, diesen hart wegtrieb und dafür von ihm die Strafe erhielt, ewig zu wandern, ohne je ausruhen zu dürfen, den man deshalb zu allen Zeiten und überall gesehen haben will, Tag und Nacht, auch beim Essen ewig wandernd, ist auch in der Schweiz gut bekannt, auch in der sonst sagenärmern Ebene. In den Gemeinden Gaiserwald und Andwyl erschien er einst als ein steinalt und zerrissen aussehendes Männchen, welches Almosen sammelte und durch sonderbares Benehmen, besonders die beständige Unruhe und daß er sogar das Essen gehend einnahm, sich verrieth, was er auf Anfrage auch gestand. In Niederbüren, wo er ebenfalls erschien, weiß man hingegen von seiner Riesengröße und sagt, sein Schatten habe eine halbe Stunde weit

gereicht. Von Hochaufgeschossenen heißt es in jener Gegend: „Er ist fast so groß als der ewige Jude." Er besitze immer dasselbe Geldstück in der Tasche, das sich nach jedem Ausgeben wieder drin finde.

224. Der ewige Jude.

Ein unruhiges Wesen, halb Mensch, halb Gespenst, kam eines Tages, als es schrecklich regnete, an den Platz in Savien und wurde dort gastfreundlich in ein Haus eingeladen.

Die Frau des Hauses stellte einen Sitz vor das Herdfeuer, damit er seine Kleider und sich selber an der Wärme trocknen könne. Da sie aber am Käsen war, bot sie ihm Molken an, die war aber siedend heiß.

Der Ruhelose schüttete oder warf vielmehr das heiße Getränk von einer Gebse in die andere, fieberhaft rasch und zitternd, aber so kräftig, daß der Molkenstrahl hoch auf bis ans Dach des Hauses flog, von wo er wieder in die Gebse zurückfiel, ohne daß dabei ein Tropfen verschüttet wurde. Darauf trank er die Milch und stürzte gleich hernach wieder zum Hause hinaus.

Den Leuten grauete es; sie schauten ihm nach und sahen, wie er so schnell, als würde er vom Sturmwinde getragen, durchs Thal hinein jagte und drinnen die hohe Bergwand hinanklomm, bis sie ihn nicht mehr sehen konnten.

225. Das Zittern der Espe.

Als ich einst bei einigen schlanken und hochgewachsenen Espen vorüberging und dem seltsamen Zittern ihres Laubes, das bei dem geringsten Luftzug immer in eine rauschende Bewegang geräth, zusah, sagte ich zu einem alten Manne, der mein Begleiter war: „Das ist doch ein seltsamer Baum, während die übrigen Bäume in der Nähe ganz ruhig stehen und kein Blatt sich daran bewegt, zittert dieser immer." „Dies kommt," erwiderte mein Begleiter, „vom Fluche Gottes her; denn aus dem Holze der Espe soll das Kreuz, an welchem unser lieber Heiland gestorben, gezimmert worden sein. Alle Geschöpfe haben mit seinem bittern Tode Mitleiden gehabt; die Sonne bedeckte ihr Angesicht, die Felsen zerspalteten, die Erde erbebte, die Todten kamen hervor, ein Heide rief aus, wahrhaftig, der ist Gottes Sohn. Aber die Espe hatte kein Mitleiden, da er an ihrem Holze seufzte, litt,

zitterte und starb. Darum hat der göttliche Heiland sie verflucht: „So wie ich an deinem Holze in der dreistündigen Todesangst zitterte, so sollst du, so lange ein Baum von deiner Art irgendwo auf der Welt ist, auch immer zittern, zum schrecklichen Gedenkzeichen." Darum zittert die Espe immer so sehr.

226. Das Vergißmeinnicht.

Als Gott der Herr den Blumen auf dem ganzen Erdenrunde die Namen gegeben hatte, behielten ihn alle sehr wol im Gedächtnisse. Nur ein Blümlein, ein ganz kleines, bescheidenes von himmelblauer Farbe, hatte seinen Namen vergessen, und konnte ihn auch bei keiner andern Blume mehr erfragen. Endlich mußte es, obwol es sich scheute, wieder zurück zu seinem Schöpfer, um zu fragen, wie es heiße. Und als es kam, hob der Herr den Finger und sagte zum verschämten Blümlein nur die Worte: „Vergiß mein nicht!" Darauf ist das Blümlein fröhlich wieder weggegangen, nachdem es dem Allgütigen für den schönen Namen gedankt hatte, und trägt noch heute den Namen „Vergißmeinnicht".

XXVI. Schwänke.

An den Falten des Mantels der deutschen Sage hält sich, hart hinter ihr schreitend, ihre reizende jüngere Schwester, das Märchen; aber ein gut Stück Weges hinter den schönen Schwestern trollt einher ihr drolliger kleiner Vetter, der Schwank. Er geht gar zu gern hinter die Schule, schlägt über jeden Heuhaufen seinen Purzelbaum und trägt das stumpfe Näschen stets gerumpft.

Hier und dort bleiben die Schwestern beisammen, unbekümmert um den Kleinen, der kommt von selber überall durch; nur manchmal wirft ihm das Märchen einen freundlichen Blick zu.

227. Die Gersauer wollen einen Dieb hängen und hängen einen Ziegenbock.

Die Gersauer wollten einmal einen Dieb hängen, und da der Weg zum Galgen an dem Bergabhange sehr beschwerlich ist, oder vielmehr kein Landweg dahin führte, wollte man nach früherer Gewohnheit die Gelegenheit des Wassers benutzen, und ein großer Nauen war zugerichtet, um Menschen und Werkzeug bis an den Fuß des Galgens zu fahren. Als nun auch die Hauptperson, der arme Sünder, einsteigen sollte, erklärte er, eine unüberwindliche Abneigung gegen das Wasser zu haben, ja geradezu wasserscheu zu sein, man möge ihn doch den Landweg gehen lassen, der zwar schwierig sei, aber der Weg zum Himmel sei es ja auch. Die gutmüthigen Gersauer wollten den armen Menschen nicht einen doppelten Tod erleiden lassen; daher beschloß man, für das übrige Personal sich zwar des Nauens zu bedienen, den

Verbrecher aber den Landweg gehen zu lassen, jedoch ihm eine Glocke anzuhängen, damit man vom Schiffe aus hören könne, ob er sich auch auf dem rechten Wege zu seinem Ziele befinde. Deutlich hörte man nun fortwährend die Glocke; als aber der Nauen bei dem Galgen ankam, sah man einen großen schwarzen Ziegenbock mit der Glocke behangen herankommen. Das konnte nur Teufelswerk sein und der Ziegenbock wurde am Galgen aufgeknüpft. Die spöttischen Nachbarn meinten aber, der Verurtheilte habe in dem Gebüsche des Bergabhanges einen wirklichen Ziegenbock angetroffen, diesem die Glocke umgehängt und sei selbst bergauf geeilt.

228. Wie sich die Hornusser schönes Wetter verschafften.

Den Bauern zu Hornussen im Frickthale regnete es einmal zu lange, und wie sehr sie auch den lieben Gott mit Kreuz und Fahne um Sonnenschein baten, der Himmel fuhr fort, wie mit Mulden zu gießen. Da fand sich ein Spaßvogel, der ihnen den Rath gab, sich aus der Apotheke gutes Wetter holen zu lassen. In einer so reichen Stadt, wie Basel, sei alles zu haben. Die Gemeinde dankte für diese Belehrung, und schickte einen Abgeordneten in die Stadt, um für einen Batzen von dem gewünschten Wetter zu holen. Der Apotheker verbiß sich das Lachen, bot dem Mann einen Stuhl an und ging hinaus, angeblich, um das schöne Wetter zurecht zu machen, in Wahrheit aber, um sich zu überlegen, wie er den Narrenstreich glücklich zu Ende bringen könne. Zurückgekehrt übergab er dem Boten eine Pillenschachtel mit dem Bedeuten, sie ja nicht unvorsichtig zu öffnen. Vergnügt verließ der Bauer die Apotheke, und machte sich auf den Heimweg. Aber je weiter er kam, desto größer wurde seine Neugier, wie das schöne Wetter aussehe, das sich in einem so kleinen Schächtelchen in den Sack stecken lasse, und als es nun gar in der Schachtel zu schnurren und zu brummen anfing, konnte ers kaum aushalten. Ein mal ist kein mal, dachte er endlich, vor dem Dorfe angelangt, setzte sich nieder, rückte am Deckel, hob ihn und — hast du nicht gesehen? flog eine Hornisse heraus und auf das Dorf zu. Gelassen ging der Mann dem Vögelein nach ins Dorf, und als man ihn hier fragte, wo er denn das schöne Wetter habe, antwortete er: „Ei, es ist ja gerade zu euch hineingeflogen!“

229. Die große Glocke zu Sarn.

Die große Glocke im Kirchenthurm zu Sarn gehörte ehemals der Gemeinde Tschappina, und diese Gemeinde verkaufte sie den Bürgern von Purtein. Sarn machte dann auch Ansprüche auf die Glocke und so geriethen Purtein und Sarn in Zwistigkeit von dieser Glocke wegen. Von beiden Seiten wurde Rath gepflogen, wie man wol in den Besitz der Glocke kommen oder bleiben könne. Die Bürger von Sarn wurden nun einig, mehrere Männer um Mitternacht nach Purtein zu schicken; die sollten die Glocke vom Thurme daselbst herunter nehmen und sie nach Sarn bringen. Die dazu bestimmten Männer gingen nach Purtein, und es gelang ihnen wirklich, die Glocke, ohne von jemandem gehört zu werden, unbeschädigt vom Thurme herunter zu lassen. Sie legten die Glocke auf eine Schleife und zogen sie Sarn zu.

Mit der Glocke am Purteiner Tobel angelangt, erschien ihnen eine riesige, feuerrothe Katze, die suchte ihnen immer vorzukommen. Sie ahnten Gefahr, weil sie in dieser Katze eine Hexe vermutheten. Einer von ihnen suchte sogleich einen tüchtigen Prügel, um die Katze hinter sich zu halten. Wenn sie darnach trachtete, ihnen zuvorzukommen, so drohte er, mit seiner Waffe sie zu tödten; ihr einen Streich zu versetzen, wagte er doch nicht. So kamen sie glücklich mit der Glocke in Sarn an.

Noch in derselben Nacht wurde sie in den Glockenthurm hinaufgezogen und für den andern Tag zum Läuten vorbereitet. Während der ganzen Arbeit war die Katze immer bei ihnen, verschwand aber, sobald sie fortgingen. Kaum hatten sich jene Männer zur Ruhe gelegt, als diese Glocke gewaltig geläutet wurde. Einige Burschen liefen mit den Männern, die die Glocke geraubt, herbei, um den Ruhestörer zu fangen. Im Thurme fanden sie aber niemand mehr. Sogleich eilten sie durch das Feld gegen Purtein hin. Da erblickten sie ein altes Weib, das im vollen Laufe vor ihnen floh. Sie kehrten darauf zurück.

Am Morgen wurden dann weitere Untersuchungen angestellt, und es fand sich, daß die Glocke mit einem Faden umwunden war, an dem sie geläutet wurde. Die Glocke wurde von ihnen wiederholt geläutet, aber sie hatte ihren schönen Klang verloren. Sogleich ließ die Gemeinde die Glocke in gleich große Form und Verzierungen umgießen. Seither soll sie aber nicht einen so schönen hellen und weithin vernehmbaren Klang haben.

230. Aus der Geschichte eines Palmesels.

In alten Zeiten war es in vielen Städten Brauch, daß am Sonntage vor Ostern, der der Palmsonntag heißt, ein hölzerner Palmesel in feierlicher Prozession durch die Stadt geführt wurde.

So war es auch in dem schweizerischen Städtchen Bremgarten. Der dortige Palmesel war schon alt und hätte sicher bald einer großen Reparatur bedurft; da nahmen die Bremgartner die Reformation an und nun war es mit dem Ansehen des Palmesels vorbei. So wenig ward er nun mehr geachtet, daß ihn die guten Bremgartner in die vor ihrem Städtchen vorbeifließende Reuß warfen und ihm höhnisch glückliche Reise wünschten, als sie ihn mit den Wellen davon schwimmen sahen.

So schwamm der Palmesel bis zu dem Städtchen Mellingen, das ebenfalls an der Reuß liegt. Hier fischten ihn die Katholiken auf und in feierlicher Prozession sollte er nach der Kirche gebracht werden.

Die Protestanten aber widersetzten sich dem; ja ein starker Fleischermeister unter ihnen schlug mit einem Beile dem armen Esel den Kopf ab und warf den Kopflosen wieder ins Wasser, wo die Wellen ihn weiter trugen.

Von der Zeit an blieb den Mellingern der Beiname „Esel“ bis auf den heutigen Tag. Die Mellinger selbst nannten sich freilich nicht so, aber in einem bestimmten Falle machten sie wenigstens durch ein Zeichen von diesem Namen Gebrauch.

Auf der Brücke, die bei ihrer Stadt über die Reuß führt, hatte nämlich jeder Fremde einen Brückenzoll zu entrichten, die Bürger Mellingens aber waren von dieser Abgabe frei.

Wenn nun der Brückenzolleinnehmer jemand über die Brücke daher schreiten sah und sich schon bereit machte, den Brückenzoll in Empfang zu nehmen, so geschah es oft, daß der herannahende die Zipfel seines Rockes in Form langer Eselsohren zusammengefaßt an den Kopf hielt. Dann zog sich der Einnehmer in sein Häuschen zurück. Er wußte nun, der Herannahende war ein Mellinger.

Endlich dachten die Mellinger kaum selbst noch daran, was die zusammengefaßten Rockzipfel zu bedeuten hatten; am allerwenigsten dachten sie, daß diese Sitte für sie einmal recht bedenkliche Folgen haben würde.

Das war aber der Fall, als einst ein französischer Gesandter über die Brücke fuhr. Der ward wegen des Brückenzolles angefallen, wollte aber nicht zahlen, weil er die Mellinger frei hin und her passiren sah.

Die guten Bürger verstanden nicht Französisch genug, um dem Gesandten begreiflich zu machen, wie das zugehe. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zur Zeichensprache, ergriffen ihre Rockzipfel und hielten sie in der ihnen so geläufigen Weise an die Ohren.

Ihnen kam das sehr deutlich vor, dem Franzosen aber sehr ungezogen. Der Gesandte schlug nach den ihm zunächst Stehenden, die ihm die langen Ohren gezeigt hatten; diese wollten sich das nicht gefallen lassen und endlich entstand daraus eine recht hitzige Prügelei.

Der Gesandte fuhr ergrimmt hinweg und beklagte sich bei der schweizerischen Tagsatzung bitter über die Mellinger Bürger.

Das Ende vom Liede aber war, daß die Rathsherren von Mellingen, als der Gesandte das nächste mal die Brücke passirte, knieend und mit einem Stricke um den Hals Abbitte thun mußten.

Der Palmesel, der an allen diesen Verdrießlichkeiten Schuld war, war unterdessen aber zu Ehren gekommen. Mit den Wellen war er aus der Reuß in die Aare geschwommen und in dieser bis zu dem Städtchen Klingnau gelangt, wo er wieder aufgefischt und reparirt wurde.

Dort soll er sich befinden; der Erzähler aber hat ihn nicht gesehen und kann daher auch nicht sagen, wie er sich befindet.

231. Die Aare laufen lassen.

Bei einem hohen Steigen der Aare mußte das Städtcher Brugg für die Sicherheit seiner schöngesprengten Aarbrücke fürchten. Man belastete sie mit Baumstämmen und Gebälke, legte nebenan in die Zollstube eine Bürgerwache, und einer um den andern der Mannschaft mußte stündlich heraus, Runde machen und Schildwacht stehen. Doch als eines Abends das Wasser wieder im Sinken war, nahm man es mit dem Dienst nicht mehr genau, sondern blieb hübsch beisammen im warmen Quartier. Nur einen Schneidermeister ließ es in seinem eigenen Hause nicht ruhen; um Mitternacht verläßt er sein Nest, marschirt forschend zur Zollstube an die Brücke hinab und schaut zum Fenster hinein.

Welcher Anblick! Das brennende Oellicht steht auf dem Tische, und ringsum neben den leeren Schnapsgläsern liegt die Mannschaft im tiefsten Schlafe. Der Schneider fühlt, was die Pflicht des Patrioten ist bei Calamitäten; er springt an des Stadtschultheißen Haus, sucht im Finstern den eisernen Thürklopfer und hämmert damit blindlings herum. Und da von oben her endlich die Stimme der Magd laut wird und diesem Mordslärm nachfragt, erfolgt die gewissenhafte Antwort: „Do schnarchlet sie d'unte voll g'soffe-n-im Zollerstübli und lönd d'Aare lo laufe!"

232. Der Schneider befreit Rheinfelden.

Die Schweden mochten Rheinfelden noch so lange und hart belagert halten, niemals ging in der Stadt die Munition aus und täglich schoß man aus allen Kanonen und Büchsen. Aber ein anderes fehlte zuletzt gänzlich, der Proviant, und schon war die Bürgerschaft daran, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Allein wo die Noth am größten ist, ist auch ein Schneider gewöhnlich am nächsten, und so wars denn diesmal wieder ein solcher, der für den ganzen Stadtrath Rath wußte. Das Fell von seinem abgestochenen und schon längst verdauten Ziegenbock hing noch immer zwecklos an der Ofenstange; in dieses nähte er sich jetzt hinein und humpelte damit meckernd und grasend droben auf dem Wall umher. Dem schwedischen Vorposten wässerte das Maul, als er das stattliche Thier erblickte, denn auch bei ihm im Lager gabs nichts mehr zu nagen und zu beißen. Also Grund genug für den Soldaten, von dem Gesehenen Meldung zu machen und den Oberst herbei zu rufen. Der Schneider sah sich beobachtet, sein Plan schien geglückt, jetzt wars Zeit sich wieder zu entfernen. Mit einem höchst gelungenen Meckern kroch er gegen den innern Wallrand und ließ sich über den Stadtgraben wieder hinabkollern.

Die werden wir nicht aushungern, sprach der zuschauende Oberst, die haben Munition und Proviant; blaset zum Aufbruch! Wenn die noch nicht einmal ihren Geißbock geschlachtet haben, wie viele Kühe müssen dann erst in diesem Neste stecken! Die Schweden zogen ab. Zum ewigen Andenken nennt Rheinfelden eine seiner Stadtstraßen die Geißgasse und in ganz Europa ist der Schneiderzunft der Geißbock ins Wappen gesetzt.

233. Der Wolf auf der Lenzerheide.

Ein Mann zog Abends die Straße von Lenz über die Heide und führte an einem Seile eine Geiß mit sich. Als er bei der St. Cassians Kapelle angekommen war, befiel ihn ein Bedürfniß, welches ihn veranlaßte, von der Straße sich zu entfernen; er band derweilen die Geiß an die damals offen stehende Thüre der Kapelle an.

Wenige Augenblicke darauf kam ein Wolf aus dem Walde und auf die Geiß zugelaufen. Diese flüchtete in ihrem Schrecken in das Innere der Kapelle, sprang dann aber, als sie auch dorthin verfolgt sich sah, in hohem Satze über den Rücken ihres Widersachers wieder heraus, um ins Freie sich zu retten. Hier hielt nun zwar das Seil, an das sie gebunden war, die Flüchtige zurück, aber auch der Wolf konnte seine Verfolgung nicht weiter fortsetzen, weil durch das Anziehen des Seiles die nach Innen aufgehende Thüre zugezogen und der Verfolger auf diese Weise eingeschlossen ward.

Der Bauer kam bald zurück. In der zugeschlagenen Thüre, in dem ängstlichen Trappeln seines Schmalviehes, mehr aber in dem Erscheinen eines unheimlich glänzenden Augenpaares durch das Gitter erkannte er bald, daß hier ein ernsthafter Angriff auf seine Begleiterin stattgefunden hatte; er sah sich den Gefangenen an, doch nicht lange.

Er säumte nicht, die Thüre zu verschließen, ließ die angebundene Geiß sein und eilte nach Lenz zurück, von wo er bald mit hinlänglicher Hilfe zurückkehrte, um des Gefangenen sich zu bemächtigen. Ueberall gab er nun die vermeinte List seines Thieres zum besten, und verkaufte sie nicht mehr, wie er damals eben beabsichtigt hatte.

234. Selbst dem Kukuk ist nicht mehr zu trauen.

Vor vielen Jahren lebte in Puschlav ein Bauer, des Vornamens Antonio, welcher vor allem dafür sorgte, daß sein Vieh niemals am Futter auskam. Wenn nun heubedürftige Nachbarn zu ihm kamen, ihn baten, er möchte ihnen aushelfen, um so mehr der Frühling nahe sei, und die Anzeichen auf ein gutes Heujahr alle vorhanden seien, war immer sein letztes: „Ich

traue niemandem mehr, als dem Kukuk, bevor ich seinen Ruf nicht höre, verkaufe ich kein Heu."

„Ei, so schön wie der Kukuk kann ich auch rufen und singen," dachte einmal ein Schalk, der in Heuverlegenheit war, und ging in ein nahes Wäldchen, wo er den Ruf des prophetischen Vogels bestmöglichst nachahmte. Dann kehrte er zurück. Antonio, unter der Stallthüre stehend, winkte ihm heran: „Jetzt kannst du kommen, Gevatter, wenn du Heu willst; ich habe den Kukuk gehört und dem allein traue ich." Der Gevatter, nicht faul, holte Heutuch und Waage und kam zu Futter für sein Vieh.

Am folgenden Morgen aber kratzte Antonio in den Haaren, als frisch gefallener Schnee weit und breit die Bergwiesen bedeckte. „Selbst dem Kukuk ist nicht mehr zu trauen," war von da seine Redensart.

235. Wild-Mannli's Rath.

Zur Zeit, als noch die liebe Einfalt in unserm Lande gäng und gäb war, geschah es einmal, daß der Geschworne Valentin Suter in Tenna in seinem Garten ein ganz merkwürdiges Thier fing. Er trug das sonderbare Geschöpf schnell heim, steckte es in seiner Frau Haubenschachtel, damit es ja nicht hart liegen müsse und lief damit zum Pfarrer nach Versam.

Sowol er als der Herr Pfarrer, der sonst ein gar gelehrter Mann war, hatten ihr Lebtag kein so eigenthümlich gestaltetes Thier gesehen. Da gab der Herr Pfarrer dem Geschwornen den Rath, so schnell als möglich den Gemeinderath zusammen zu berufen, und durch denselben untersuchen, was das für ein Thier sei und entscheiden zu lassen, was man damit zu thun habe; denn daß das etwas Absonderliches sei, sehe man an der schwarzen Haut, an den fürchterlich breiten Tatzen und an der spitzen Schnauze und an den kleinen, listig zugekniffenen Aeuglein; es sei dieses ein Thier, das viel schlimmer sei, als ein Basilisk. Wenn das einmal losbreche, gebe es gewiß großes Unglück.

Voll Angst, daß er nun der unglückliche Besitzer eines so landesgefährlichen Ungethüms sein müsse und im Wahne, das sei gerechte Strafe für seine Sünden, lief er mit dem Thiere in der Haubenschachtel heim und beorderte noch auf den Nachmittag den Gemeinderath zur außerordentlichen Sitzung.

Der Gemeinderath versammelte sich, besah und berieth die verhängnißvolle Sache, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen, und sprach schließlich dahin sich aus, es sei rein unmöglich, darüber abzusprechen, das müsse vor die ganze Gemeinde kommen. Und der Gemeindeweibel erhielt die Weisung, alle stimmfähigen Gemeindegenossen von Tenna, Versam und den Höfen auf den nächsten Vormittag auf das Rathhaus in Tenna zu berufen, damit jeder seine Stimme abgebe, was mit dem schrecklichen, unheilvollen Thiere anzufangen sei.

Es wurde nun auf der versammelten Gemeinde der böse Fall vorgebracht, und hin und her berathen, was das wol für eine neue Landplage sein möge.

Von allen aber konnte keiner sich erinnern, von einem solchen Thiere je gehört oder gelesen, geschweige denn mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Man kam überein, das Ungeheuer zu beseitigen, und der Gemeinderath stimmte in seiner hohen Weisheit über diesen Fall ab, das Thier feierlich vom Leben zum Tode zu bringen. Aber nun entstand eine weitere, sehr gewichtige Frage: Auf welche Art sollte das Ungeheuer enden. Durch Henkershand, Kopfabscheiden, Verbrennen oder Ersäufen? Keiner wußte Rath.

Da trat ein Wild-Mannli, das in den Bergen das Vieh hütete, in die Rathsversammlung, und das wurde auch um seine Meinung gefragt.

Wild-Mannli lächelte schelmisch, und gab den Rath, das Unthier lebendig zu vergraben. Das war ein Spruch nach aller Wille und kostete nicht viel. Und ungesäumt wurde ein Loch in dem Garten des Geschwornen gemacht, das Thier lebend hineingethan und schnell zugemacht.

So kam es, daß man denen auf Tenna nachsagt, sie hätten ihre Scheermaus (Maulwurf) lebendig vergraben.

236. Das Kräutlein der Weisheit.

Nachdem sonst allen Gemeinden landauf und ab die Weisheit nicht mehr mangelte, waren es einzig noch die Sinser im Unter-Engadin, welchen dieselbe noch fehlte.

Um nun nicht allein ohne diese edle Gabe sein zu müssen und von ihren Nachbarn besonders wegen dieses großen Mangels nicht immer gefoppt zu werden, beschlossen sie in der Gemeindsversamm-

lung, den Gemeinderath selber, damit man sicher sei, nach Venedig zu schicken, um das Kräutlein der Weisheit zu kaufen, und nach Sins zu bringen. Um schwere Summe wurde dann in Venedig das Kräutlein erworben, und die löblichen Gemeinderathsmitglieder, seelenfroh darüber, daß nun auch sie und ihre Gemeindsgenossen die Weisheit hätten, gaben ihrer Eile, mit dem erkauften Kleinode heimzukehren, bedeutenden Nachdruck.

Schon überschritten sie mit ihrem Schatze die Landesgrenze, schon befanden sie beide sich auf heimatlichem Boden, schon wurden die lange Ersehnten von alt und jung freudig begrüßt und festlich empfangen, und schließlich lud auf freiem Platze vor dem Dorfe die wohlbesetzte Tafel sie ein, nach so langer Reise der Mühe und Entbehrung gütlich sich zu thun. Ohne lange sich bitten zu lassen, setzten sich nun auch die Mitglieder des löblichen Gemeinderathes zum Imbiß, nachdem das Kräutlein der Weisheit sorgsam auf ein besonderes Tischlein nebenan gelegt worden.

Wie nun alles fröhlich und guter Dinge war, und der Weisheit Lob gepriesen ward, kam ein Esel daher und fraß das Kräutlein der Weisheit.

237. Man muß sich zu helfen wissen.

Daß es eine schöne Sache um den lieben Sonnenschein ist, wissen die Filisurer sehr wol, seitdem sie fanden, daß sie bei der Theilung der Herrlichkeiten des Erdbodens um diese herrliche Gabe, das Sonnenlicht, ziemlich zu kurz gekommen. Ihnen steht ein hoher Berg vor der Nase und der nimmt die Sonne hübsch für sich in Anspruch. Aber nicht faul, machten sie auf der Spitze des Berges einen großen Trichter, um den Sonnenschein aufzufangen und leiteten dann denselben durch Holzteuchel ins Dorf hinunter, wie andere Leute das Wasser. Dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, am Brunnen Sonnenschein, den Quadratfuß zu sechs Gulden achtundvierzig Kreuzer alte Bündner Währung verkaufen zu können.

238. Der Weinverkauf.

In Zizers lebte ein friedliches Ehepaar; er hieß Hans, sie Uschi (Ursule). Dasselbe hatte einst den in der Bütte (Weinkufe) noch befindlichen Wein schon verkauft. Der Trester (die Hülsen und Gerippe der Trauben) war gefroren, als der Küfer den Wein, den er auf sechs Züber rechnete, abziehen wollte.

Aber als der Zapfen gezogen war, kamen — glugg — glugg — glugg so an zehn Maß zum Vorschein. Die guten Eheleute hatten ihn eben öfters probiert, ob er bald helle sei, und einige Nachbarn und Weinkenner, die zuweilen auch gekommen waren, bald zum Hans, bald zur Uschi, meinten auch, er sei bald helle und man könne nun ans Abziehen denken.

239. Weiberlist.

Der Barthli (Bartholomäus) Flütsch in St. Antönien wollte einmal am Morgen recht früh auf seine Bergwiese, um zu heuen, und beorderte seine Frau, um vier Uhr ihn zu wecken und bis dahin das Morgenessen für ihn bereit zu halten. Nun war guter Rath theuer, denn schon lange Zeit wollte die Uhr nicht mehr gehen und doch wollte er am Morgen früh fort. Aber die gute Frau, die zwar nicht Schuld war, daß die Frösche keine Schwänze haben, war listiger, als Barthli sie dafür hielt. „Geh nur, ich wecke dich sicher," sagte sie und schob ihn in das Schlafgemach. Uschi (Ursule), die besorgte Alte, drehte Dochte, rüstete Unschlitt zum Lichte, setzte sich auf die Ofenbank und trieb den Perpendikel der Uhr die ganze Nacht hindurch. Barthli wurde zur rechten Zeit geweckt, nahm es ihr aber arg übel, daß sie nicht auch das Morgenessen bereitet habe. „Wer hätti denn triibe sölla," antwortete denn Uschi ganz richtig.

240. Die süße Tünche.

Die Leute von Lauenen im Ober-Simmenthal beschlossen einst, ihre schwarz gewordene Kirche mit Rahm zu weißen, wozu jeder Thalgenosse einen Kübel voll liefern mußte. Diese süße Tünche zog aber die Bremsen und Fliegen an; sie stellten daher zu deren Vertreibung an allen vier Ecken Wächter mit Flinten auf. Als es nun allenthalben zu schwärmen begann, gaben diese alle mit einander Feuer und zwar so, daß jeder den Wächter an der nächsten Ecke traf und alle vier todt auf dem Platze blieben.

241. Der Brückenbau.

Die Fettaner nahmen einmal sich vor, unterhalb ihres Gebietes eine Brücke über den Inn zu legen. Die Brücke wurde

im Dorfe selber gezimmert, und dann fix und fertig durch Stiere an den Fluß hinab gezogen. Da zeigte sichs, daß die Brücke zu kurz war. Nach rascher Berathung kamen die Fettaner auf den glücklichen Einfall, die Brücke dadurch zu verlängern, daß sie die Balken mit Fett rieben, an jedes der beiden Enden zwei Stiere spannten, und diese dann nach den entgegengesetzten Enden ziehen ließen. Auf diese Weise ließen auch alle Balken ganz schön sich ziehen, wie ein Lederstrick, und die Brücke konnte gesetzt werden.

242. Merligen am Thunersee.

Es gibt kaum ein Dorf, das mit solchem Unrechte in den Ruf der Thorheit kam, als Merligen am Thunersee; aber das geistig geweckte Völkchen trägt den Spott mit siegreicher Gutmüthigkeit. Als einst Fremde von Thun aus im Marktschiffe von Merligen gegen die Beatushöhle fuhren und sie die Schiffsleute scherzweise neckten, meinte ein Mädchen: „Eh, das Beste wißt Ihr doch nicht, das behalten wir für uns."

Ein ehrsamer Bürger von Merligen ging einst in den Wald, um Tannenäste, die für einen Gartenzaun hergerichtet und aufgeschichtet worden waren, heim zu tragen. Er lud einen Ast um den andern mit der philosophischen Betrachtung auf die Achsel: „Kann ich einen tragen, so kann ich diesen auch noch nehmen," und fuhr fort, die Aeste aufzuladen, bis er gegen hundert zu tragen hatte; aber gerade der hundertste fiel ihm zu schwer. Er lud ihn ab. „Ja, wenn ein Ast zu schwer, dann ist der auch zu schwer. Damit lud er den neun und neunzigsten ab und fuhr so fort, bis er den letzten bei Seite gelegt hatte. Jetzt ging er mit leeren Händen nach Hause.

Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Franzosen ins Land kamen, die Freiheit und Gleichheit brachten und dafür den Staatsschatz der Stadt und Republik Bern in Empfang nahmen, mit dessen Hilfe der General Bonaparte seinen Feldzug nach Aegypten bewerkstelligte, konnte ein Theil des Schatzes ins Oberland geflüchtet werden. Den Merligern fiel etwas davon zur Aufbewahrung zu. Als die Franzosen auch ins Oberland vordrangen, ward es den guten Leuten bange für den Schatz, und um ihn recht sicher zu bergen, beschlossen sie ihn in den See zu versenken, da wo er am tiefsten ist. Damit sie jedoch die Stelle

der Versenkung jederzeit wieder fänden, malten sie an das Schiff, auf dem sie hinausgefahren waren, einen dicken Strich. Unglücklicher Weise blieb der Strich nicht auf dem Wasser kleben, sondern fuhr mit dem Schiff nach Merligen zurück, und nun sind die guten Leute untröstlich, daß sie den Schatz bis auf den heutigen Tag nicht wieder gefunden haben.

243. Der erste Meier in Kipfen.

Unter den zahlreichen Besuchern des VispertHales gibt es wol wenige, denen „Kipfen", welches man durchschreiten muß, nachdem man Kalpetran, innerhalb Stalden, passirt hat und St. Niklaus noch nicht in Sicht bekommt, ganz aus dem Gedächtnisse entfallen sein mag. Wenn es nicht eben „Fluonazens Brünnlein" ist, das dem Durstigen in den obern Kipfen frisches Wasser bietet, so mag es die öde, wildbewaldete, zerfahrene, bewegliche und thalabwärts rutschende Natur dieser Gegend sein, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch nehmen muß. Diese wildschöne, unheimliche Gegend soll einst zum Range eines freien Meierthumes gelangt sein. Die Veranlassung war folgende.

Einst fiel in den Kipfen ein Mann in die Vispe und wurde von den schäumenden Wellen fortgetragen. Das sah ein am Ufer arbeitender Holzhacker, sprang nach, packte und zog ihn mit seinem Eisenhaken wieder ans Land, freilich etwas unvorsichtig, denn der angesetzte Haken riß dem Geretteten eben das eine Auge aus. Darüber beschwerte sich dieser bei der Obrigkeit und belangte seinen Retter um Schadenersatz für das ausgerissene Auge. Das war nun eine ziemlich verfängliche Rechtsfrage, bei der man einerseits das Recht, anderseits aber die Billigkeit nicht recht vereinbaren konnte. Mit ganz verzogenen Mienen und sehr verstörten Gesichtern nahmen die Rechtsgelehrten Ort und Stelle in Augenschein. Ein zufällig anwesender Ziegenhirt bemerkte die Verlegenheit der wohlweisen Herren und, nachdem er sich über den Handel erkundigt, sprach er lächelnd, da wisse er schon Bescheid: Der Kläger solle sich an der gleichen Stelle wieder ins Wasser werfen und weiter tragen lassen; rette er sich ohne Hilfe des Holzhackers, so müsse dieser ihm das Auge bezahlen, wo nicht, so sei es wol gleich ob er mit einem oder mit zwei Augen sterbe. Welch ein glücklicher Einfall! Die

Richter athmeten freier. Zum Andenken an den merkwürdigen Rechtsfall wurde Kipfen zum Meierthum erhoben und der Hirtenbube seiner Weisheit wegen daselbst als erster Meier eingesetzt.

244. Der Außerberger und der große Brummel.

Vor Zeiten wurde ein Außerberger von seiner Gemeinde nach Sitten zu einem erfahrenen Schüler geschickt, daß er ihm eine Quelle oder einen Brunnen verkaufen und mitgeben wolle, denn sie hatte an ihrem Berg große Wassernoth. Der Schwarzkünstler gab ihm eine wohlverschlossene Schachtel mit dem strengen Verbot, daß er ja nicht darüber gehen solle bis an dem Orte, wo man die Quelle haben wolle. Wie er nun kam bis zur Leukerbrücke, da wandelte ihn ein Wunder an, die Schachtel zu öffnen, um zu sehen was darin wäre, daß er endlich das strenge Verbot vergaß und hineinguckte. Aber kaum hatte er geöffnet, so flog ein großer Brummel heraus und nicht weit davon in die Erde, und siehe, eine prächtige Quelle rauschte aus dem steinigten Erdreiche hervor und stürzte nach kurzem Laufe, ohne jemand etwas zu nützen, in die Rhone.

245. Die Salvaneser bauen ein Gemeindehaus.

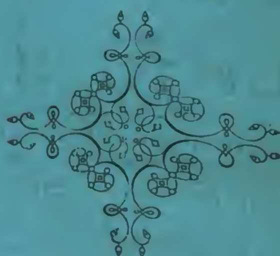
Einst wollten die Salvaneser im Unter-Wallis ein Gemeindehaus aufbauen und setzten den Tag fest das Holz herbeizuschaffen. Da nun der Holzschleif sehr steil war und man doch wünschte, das Holz unbeschädigt auf den Bauplatz zu bringen, so ließ man Stück für Stück an Seilen hinunter. Das ging nach Wunsch, doch das letzte Stück entglitschte dem Seil und glitt wie geflogen den Schleif hinab. Erstaunt hierüber sagte nun einer von den verständigsten: „Das geht doch viel bequemer und leichter; tragen wir also das ganze Holz wieder hinauf und lassen es ohne Seil hinuntergleiten." Sein verständiger Rath ward gebilligt und die Arbeit begann von neuem.

Als nun alle Baumaterialien herbeigeschafft waren, begann der Bau. Alle Hände waren so rüstig, daß derselbe in kurzer Zeit vollendet dastand. Doch das Wichtigste am Hause, die Fenster fehlten, und als man ins Haus trat, wars überall stockfinster. Man war einige Zeit unschlüssig wie man diesem Uebel-

stande abhelfen könne. Doch bald wußte einer Rath. „Das beste ist," meinte er, „wir tragen die Sonne hinein, dann wirds schon hell werden." Alles staunte über diesen klugen Einfall und nun stellte man mehrere lederne Säcke auf die nächste Wiese hin, wo die Sonne schien, schloß sie, wenn sie voll Sonne waren, zu, trug sie ins neue Haus und schüttelte da das gefaßte Sonnenlicht aus, bis das ganze Haus erhellt war.

246. Warum die Ellikoner die wilden Schweine genannt werden.

Die Bewohner des Dorfes Ellikon im Kanton Zürich heißen schon seit langer Zeit die wilden Schweine. Diesen Spitznamen haben sie von folgender Begebenheit erhalten: Einmal zur Zeit des Kornreifens hauste in den Kornfeldern der Gemeinde Ellikon ein wildes Schwein; welches furchtbare Verwüstungen unter dem Getreide anrichtete, und trotz aller Bemühungen nicht herausgelockt werden konnte. Da sagte einmal ein Mann dem Gemeinderathe, daß die wilden Schweine gern Eier fräßen und rieth ihm einmal zu versuchen, ob man den Eber damit fangen könne. Dieser Vorschlag gefiel dem Gemeinderathe, und man berathschlagte nun hin und her, wie man ihn ausführen könne, ohne das Getreide noch mehr zu vernichten. Endlich wurde man einig, und beschloß folgendes: Es mußte sich nämlich ein Mann in einen Korb setzen, und vier andere Männer trugen ihn durch das Getreide, und bei jedem Schritte warf er aus dem Korb ein Ei. Dadurch wurde zwar der Eber herausgetrieben, allein die vier Männer hatten das Korn dergestalt zertreten, daß es nicht zu brauchen war.



[redacted]

